Die Elenden.

Von

Victor Hugo.

Deutsch

von

L. von Alvensleben.

Erste Abtheilung: Fantine.

Zweiter Band.

Berlin.

Hasselberg'sche Verlagshandlung.

(J. Winckler.)

Erste Abtheilung.

Fantine.

Viertes Buch.

Vertrauen heißt beinahe preisgeben.

I.

Eine Mutter, welche eine andere findet.

Es gab im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Montfermeil eine Art von Winkelkneipe, die jetzt nicht mehr existirt. Diese Kneipe wurde von Leuten gehalten, welche Thénardier hießen, Mann und Frau. Sie lag in dem Bäckergäßchen. Ueber der Thür war ein Brett an die Mauer genagelt. Auf diesem Brette war etwas gemalt, das einem Menschen glich, der auf dem Rücken einen andern Menschen trug, welcher große goldene Generals-Epaulettes mit silbernen Sternen hatte; rothe Flecken stellten Blut vor; der übrige Theil des Bildes war Rauch, wahrscheinlich die Darstellung einer Schlacht. Darunter las man die Inschrift:

Zum Sergeanten von Waterloo.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Karren oder ein Wagen vor einem Wirthshause hält. Indeß dieses Fuhrwerk, oder richtiger gesagt, der Theil von einem Fuhrwerk, welcher die Straße vor der Kneipe zum Sergeanten von Waterloo an einem Abende im Frühjahr 1818 versperrte, hätte sicher durch seine Größe die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Malers erregt.

Es war das Vordergestell eines jener Blockwagen, welche in den waldigen Gegenden gebräuchlich sind und dazu dienen, dicke Brettbohlen und Baumstämme zu fahren. Dieser Fuhrwagen bestand aus einer massiven eisernen Achse, in welche eine schwere Deichsel eingelassen war, und die von zwei übermäßig großen Rädern getragen wurde. Das Alles war vierschrötig, mißgestaltet, schwerfällig. Man hätte glauben sollen, die Laffette einer Riesenkanone zu sehen. Die Geleise hatten die Räder, die Felgen, die Speichen, die Achsen und die Deichsel mit einer dicken Kothrinde bedeckt, einer abscheulichen gelblichen Ueberstreichung, die so ziemlich der glich, mit welcher man so gern die Kathedralen schmückt. Das Holz verschwand unter dem Kothe und das Eisen unter dem Roste. Unter der Achse hing eine große eiserne Kette herab, welche eines Goliath unter den Galeerensträflingen würdig gewesen wäre. Diese Kette erinnerte nicht an die Balken, die sie zu tragen hatte, sondern an die Mastodons und Mammuths, die sie hätte anspannen können; sie hatte ein Ansehen nach dem Bagno, aber nach einem cyklopischen und übermenschlichen Bagno, und schien einem Ungeheuer abgenommen zu sein. Homer hätte mit derselben den Polyphem gefesselt und Shakespeare den Caliban.

Weshalb war dieses Vordergestell des Blockwagens hier an der Stelle auf der Straße? Zunächst um die Straße zu versperren, dann um vollends zu verrosten. Es giebt in der alten gesellschaftlichen Ordnung eine Menge von Einrichtungen, die man in freier Luft auf seinem Wege findet, und die, um vorhanden zu sein, keinen andern Grund haben.

Der Mittelpunkt der Kette hing unter der Achse ziemlich nahe zur Erde herab, und in der Biegung wie auf dem Stricke einer Schaukel saßen an diesem Abend innig umschlungen zwei kleine Mädchen, das eine etwa 2½ Jahr, das andere 18 Monate alt, das kleinere in den Armen des

größeren. Ein geschickt geknüpftes Tuch verhinderte sie, zu fallen. Eine Mutter hatte diese entsetzliche Kette gesehen und zu sich gesagt: „Sieh, das ist ein Spielwerk für meine Kinder.“

Die beiden Kinder, welche übrigens geschmackvoll und mit einer gewissen Gesuchtheit gekleidet waren, strahlten vor Freude; man hätte glauben können, zwei Rosen in dem Eisenwerk zu sehen; ihre Augen waren ein Triumph, ihre frischen Wangen lachten; die eine hatte kastanienbraunes, die andere dunkelbraunes Haar; ihre naiven Gesichter zeigten staunendes Entzücken; ein blühendes Gebüsch, welches in der Nähe lag, sendete den Vorübergehenden Wohlgerüche zu, die von den Kindern auszuströmen schienen; das 18 Monate alte Mädchen zeigte seinen nackten Bauch mit jener keuschen Unschuld der Kindheit. Ueber und um diese beiden zarten Köpfe, welche von Glück durchdrungen und von Licht umgeben waren, bildete das riesenmäßige Vordergestell des Wagens, beinahe furchtbar anzuschauen, ganz verwickelt in rauhen Biegungen und Ecken, eine Art von Höhlenthor. Einige Schritt entfernt, kauernd auf der Schwelle des Wirthshauses, schaukelte die Mutter, eine Frau von übrigens nicht sehr gefälligem Aussehen, in diesem Augenblicke aber rührend, die beiden Kinder mit Hülfe einer langen Schnur, bewachte sie mit ihren Augen, aus Furcht vor einem Unfalle, mit jenem thierischen und himmlischen Ausdrucke, der dem Muttergefühle eigen ist; bei jedem Hin- und Herschwingen stießen die garstigen Kettenringe einen kreischenden Ton aus, der einem zornigen Schrei glich. Die kleinen Mädchen waren in Entzücken, die untergehende Sonne mischte sich in diese Freude, und nichts konnte so reizend sein, wie diese Laune des Zufalls, welche aus einer Titanenkette eine Strickschaukel für Cherubim gemacht hatte.

Während die Mutter ihre Kleinen so schaukelte, sang sie mit frischer Stimme eine damals berühmte Romanze:

„Es muß, so sprach der Krieger“.

Ihr Gesang und die Betrachtung ihrer kleinen Kinder verhinderte sie, zu hören und zu sehen, was auf der Straße vorging.

Indeß hatte sich ihr Jemand genähert, wie sie die zweite Strophe der Romanze anfing, und plötzlich hörte sie eine Stimme, die sehr nahe ihrem Ohre sagte:

— Sie haben da zwei hübsche Kinder, Madame.

„Der zärtlich schönen Imogine“,

antwortete die Mutter in ihrer Romanze fortfahrend, und wendete dann den Kopf.

Eine Frau stand einige Schritte entfernt vor ihr. Auch diese Frau hatte ein Kind, welches sie auf ihren Armen trug.

Außerdem trug sie einen großen Nachtsack, der sehr schwer zu sein schien.

Das Kind dieser Frau war eines der hübschesten kleinen Wesen, die man sehen kann. Es war ein Mädchen von zwei bis drei Jahren. Es hätte mit den beiden andern Kleinen in der Coquetterie des Anzugs wetteifern können; es trug ein Häubchen von feiner Leinwand, Bänder an seinem Nachtjäckchen und Spitzen an seinem Häubchen. Die Falten seines aufgeschürzten Kleidchens ließen weiße, rundliche und feste Schenkel sehen. Es war bewundernswerth rosig und wohl. Die schöne Kleine erweckte das Verlangen, in die Aepfel ihrer Bäckchen zu beißen. Man konnte von ihren Augen nichts sagen, als daß sie sehr groß waren und prachtvolle Augenwimpern hatten. Sie schlief.

Sie schlief mit jenem Schlafe unbedingten Vertrauens, der ihrem Alter eigenthümlich ist. Die Arme der Mutter sind aus Zärtlichkeit gebildet; die Kinder schlafen darin sehr fest.

Das Aussehen der Mutter war ärmlich und traurig. Sie trug die Kleidung einer Arbeiterin, welche danach strebt,

wieder Bäuerin zu werden. Sie war jung. War sie schön? Vielleicht; aber bei diesem Anzuge schien sie es nicht zu sein. Ihre Haare, von denen eine Locke sichtbar war, schienen sehr dicht, verschwanden aber unter einem häßlichen engen, am Kinn gebundenen Beguinenhäubchen. Das Lachen zeigt die schönen Zähne, wenn man welche hat; aber sie lachte nicht. Ihre Augen schienen seit langer Zeit nicht trocken geworden zu sein. Sie war blaß, sah sehr erschöpft aus und ein wenig krank; sie blickte auf ihr in ihren Armen schlafendes Mädchen mit jenem eigenthümlichen Ausdruck einer Mutter, die ihr Kind selbst gestillt hat. Ein großes blaues Tuch, wie die, mit denen die Invaliden sich schnauben, war als Umschlagtuch zusammengelegt und verbarg schwerfällig ihre Taille. Ihre Hände waren von der Luft gebräunt und zeigten röthliche Flecken, einen durch die Nadel gehärteten und zerstochenen Zeigefinger; sie trug ein kurzes Mäntelchen von grobem Wollenstoff, ein Leinwandkleid und grobe Schuhe. Es war Fantine.

Es war Fantine. Schwer wieder zu erkennen. Sah man sie indeß genauer an, so besaß sie noch immer ihre Schönheit. Ein trauriger Zug, der einem Anfang der Ironie glich, furchte ihre rechte Wange. Was ihren Anzug betrifft, so war jene luftige Toilette von Musselin und Bändern, die mit Heiterkeit, Thorheit und Musik geschaffen zu sein schien, die voller Zierrath und von Flieder gewürzt, verschwunden, wie die schönen glänzenden Reifperlen, die man in der Sonne für Diamanten hält, die aber schmelzen, und den Zweig, an dem sie hingen, schwarz zurücklassen.

Zehn Monate waren seit der „guten Posse" verflossen.

Was hatte sich während dieser zehn Monate zugetragen? Man kann es errathen.

Auf die Verlassenheit war die Verlegenheit gefolgt. Fantine hatte sogleich Favourite, Zephire und Dahlia aus den Augen verloren. Die von Seiten der Männer zerrissene

Kette hatte sich von Seiten der Frauen gelöst; sie wären vierzehn Tage darauf sehr verwundert gewesen, wenn man ihnen gesagt hätte, daß sie Freundinnen waren; dazu gab es gar keinen vernünftigen Grund mehr. Fantine war allein geblieben. Als der Vater ihres Kindes fort war — ach dergleichen Trennungen sind unwiderruflich — erblickte sie sich ganz allein, mit der Gewohnheit der Arbeit weniger und dem Geschmack an Vergnügungen mehr vertraut. Durch ihre Verbindung mit Tholomyès dahin gebracht, die kleine Arbeit, die sie konnte, zu verachten, hatte sie ihre Kunden vernachläßigt; ihre Quellen waren versiecht. Kein Hülfsmittel. Fantine konnte kaum lesen und gar nicht schreiben; in ihrer Kindheit hatte man sie nur gelehrt, ihren Namen zu unterzeichnen; durch einen öffentlichen Schreiber hatte sie an Tholomyès einen Brief schreiben lassen, dann einen zweiten, dann einen dritten. Tholomyès antwortete auf keinen. Eines Tages hörte Fantine Klatschgevatterinnen, indem sie ihre Tochter betrachteten, sagen: „Nimmt man dergleichen Kinder ernsthaft? Man zuckt die Achseln über solche Kinder!" — Nun dachte sie an Tholomyès, der die Achseln über sein Kind zuckte und dies unschuldige Wesen nicht ernsthaft nahm, und ihr Herz verfinsterte sich in Beziehung auf diesen Menschen. Was sollte sie indeß thun? Sie wußte nicht mehr, an wen sie sich wenden sollte. Sie hatte einen Fehltritt begangen, aber die Grundlage ihrer Natur war, wie man sich erinnern wird, Keuschheit und Tugend. Sie fühlte unbestimmt, daß sie auf dem Punkte stand, in Noth zu gerathen und in noch Schlimmeres hinabzusinken. Sie bedurfte Muth, sie hatte ihn, und richtete sich kräftig empor. Es kam ihr der Gedanke, in ihre Geburtsstadt nach M. am M. zurückzukehren. Dort erkannte sie vielleicht Jemand und gab ihr Arbeit; ja, aber sie mußte ihren Fehltritt verhehlen. Sie erblickte undeutlich, die mögliche Nothwendigkeit einer Trennung, die noch schmerzlicher war, als die erste. Ihr Herz zog sich

zusammen, und sie faßte ihren Entschluß. Fantine hatte, wie man sehen wird, den wilden Muth des Lebens und kleidete sich in Leinwand, beseitigte alle ihre Seide, ihre Putzsachen, ihre Bänder, ihre Spitzen, um sie auf ihre Tochter zu übertragen, die einzige ihr bleibende Eitelkeit, und zwar eine heilige. Sie verkaufte Alles, was sie besaß, und was ihr zweihundert Francs eintrug; als ihre kleinen Schulden bezahlt waren, hatte sie nur noch ungefähr achtzig Francs übrig.

An einem schönen Frühlingsmorgen verließ sie, 22 Jahre alt, Paris, ihr Kind auf ihrem Rücken mit sich tragend. Jemand, der sie beide vorbeikommen gesehen hätte, würde Mitleid gefühlt haben. Diese Frau hatte auf der Welt nichts als dieses Kind; dieses Kind hatte auf der Welt nichts als diese Frau. Fantine hatte ihre Tochter gestillt; dadurch war ihre Brust angegriffen worden, und sie hustete ein wenig. Wir werden nicht mehr Gelegenheit haben, von Herrn Felix Tholomyès zu sprechen. Beschränken wir uns darauf, zu sagen, daß er 20 Jahre später unter König Ludwig Philipp ein angesehener Advokat der Provinz war, einflußreich und wohlhabend, verständiger Wähler und sehr strenger Geschworner; stets noch ein Mann des Vergnügens.

Gegen die Mitte des Tages befand sich Fantine in Montfermeil in dem Bäckergäßchen, nachdem sie, um auszuruhen, von Zeit zu Zeit für drei oder vier Sous die Stunde in jenen Fuhrwerken gefahren war, die man damals die kleinen Wagen der Umgegend von Paris nannte.

Als sie an dem Wirthshause der Thénardiers vorbeiging, hatten die beiden kleinen Mädchen, entzückt über ihre riesige Schaukelkette, für sie eine Art Verblendung gehabt, und sie war vor dieser Freudenvision stehen geblieben.

Es giebt Zauber. Diese beiden kleinen Mädchen waren einer für diese Mutter.

Sie betrachtete sie ganz gerührt. Die Anwesenheit der

Engel ist eine Verkündung des Paradieses. Sie glaubte über dem Wirthshause das geheimnißvolle HIER der Vorsehung zu erblicken. Diese beiden Kleinen waren augenscheinlich glücklich. Sie betrachtete sie, bewunderte sie so gerührt, daß sie in dem Augenblicke, als die Mutter zwischen zwei Strophen ihres Gesanges Athem schöpfte, sich nicht enthalten konnte, an sie die erwähnten Worte zu richten:

„Sie haben da zwei hübsche Kinder, Madame."

Die wildesten Geschöpfe werden entwaffnet, wenn man ihre Jungen liebkost.

Die Mutter erhob den Kopf und dankte, und forderte dann die Vorübergehende auf, sich auf der Steinbank neben der Thür zu setzen; sie selbst saß auf der Schwelle. Die beiden Frauen plauderten miteinander.

„Ich heiße Madame Thénardier", sagte die Mutter der Kleinen. „Wir halten dieses Wirthshaus".

Dann immer noch in ihrer Romanze fortfahrend, sang sie zwischen den Zähnen:

„So muß es sein, denn ich bin Ritter,
Nach Palästina zieh ich hin".

Diese Madame Thénardier war eine rothhaarige, fleischige, eckige Frau; das Muster eines Soldatenweibes in ihrer ganzen Anmuthslosigkeit. Und sonderbar genug hatte sie dabei eine Neigung zu romantischer Lectüre. Sie war ein mannhafter Zieraffe. Alte Romane, die sich in der Einbildungskraft von Sudelköchinnen eingenistet haben, bringen solche Wirkungen hervor. Sie war noch jung, kaum 30 Jahre alt. Hätte diese Frau, die jetzt gekauert saß, sich aufgerichtet, so würde vielleicht ihr hoher Wuchs und die Breite ihrer Schultern, welche einem, die Märkte besuchenden, Coloß anzugehören schienen, die Reisende gleich anfangs erschreckt, ihr Vertrauen gestört und das verhindert haben, was wir erzählen wollen. Eine Person, die sitzt, statt zu stehen — davon hängt manches Geschick ab.

Die Reisende erzählte ihre Geschichte, etwas verändert. Sie war Arbeiterin; ihr Mann war gestorben; die Arbeit fehlte ihr in Paris, und sie wollte sie anderwärts suchen, in ihrer Heimath; sie hatte Paris an eben dem Morgen zu Fuß verlassen; da sie, ihr Kind tragend, ermüdet gewesen und den Wagen von Villemomble traf, hatte sie ihn benutzt; von Villemomble war sie wieder zu Fuß nach Montfermeil gekommen; die Kleine war ein wenig gegangen, doch nicht viel, denn sie war noch so jung, sie mußte sie daher wieder auf den Arm nehmen, und die liebe Kleine war eingeschlafen.

Bei diesem Worte gab sie ihrem Mädchen einen leidenschaftlichen Kuß, durch den sie die Kleine erweckte. Das Kind öffnete die Augen, große blaue Augen, wie die ihrer Mutter, und sah — was? ja Alles mit jenem ernsten und zuweilen strengen Wesen der kleinen Kinder, welches ein Mysterium ihrer leuchtenden Unschuld vor unserm Dämmerlicht der Tugend ist. Man könnte glauben, sie fühlen sich als Engel, und wissen, daß wir Menschen sind. Dann lachte das Kind und obgleich die Mutter es zurückhalten wollte, glitt es mit der unbezähmbaren Entschlossenheit eines kleinen Wesens, das laufen will, zur Erde nieder. Plötzlich bemerkte es die beiden andern auf ihrer Schaukel, blieb stehen und streckte zum Zeichen der Bewunderung die Zunge heraus. —

Die Mutter Thénardier band ihre Töchter los, hob sie von der Schaukel herunter und sagte:

— Unterhaltet Euch alle drei.

Dieses Alter wird leicht miteinander bekannt, und nach einer Minute schon spielten die kleinen Thénardiers mit der Neuangekommenen, indem sie Löcher in die Erde machten — ein ungeheures Vergnügen.

Diese Neuangekommene war sehr lustig; die Güte der Mutter zeigt sich in der Heiterkeit des Kindes; sie hatte

ein Stückchen Holz genommen, das ihr als Spaten diente, und grub entschlossen einen Graben, gut für eine Fliege. Was der Todtengräber thut, wird lachend, wenn ein Kind es thut.

Die beiden Frauen fuhren fort, zu plaudern.

— Wie heißt denn das kleine Ding?

— Cosette.

Cosette lese man Euphrasia. Die Kleine hieß Euphrasia. Aber aus Euphrasia hatte die Mutter Cosette gemacht, mit jenem milden, anmuthigen Instinkt der Mütter und des Volks, welcher Josepha in Pepita und Franciska in Sillette verwandelte. Das ist eine Art der Abstammungen, welche die Wissenschaft der Etymologen stört und verwirrt. Wir haben eine Großmutter gekannt, der es gelungen war, aus Theodor Gnon zu machen.

— Wie alt ist sie?

— Sie geht in das dritte Jahr.

— Wie meine Aelteste.

Indeß hatten die drei kleinen Mädchen sich in eine Gruppe zusammengedrängt, welche Angst und Glück zugleich verrieth; es hatte ein Ereigniß stattgefunden; ein großer Käfer war aus der Erde gekommen, sie fürchteten sich davor und waren entzückt darüber.

Ihre leuchtenden Stirnen berührten sich; es war, wie drei Köpfe von einem Heiligenschein umgeben.

— Die Kinder, rief Mutter Thénardier, wie das sich so schnell kennen lernt! Man sollte darauf schwören, es wären drei Schwestern!

Diese Worte waren ein Funke, den die andere Mutter wahrscheinlich erwartete. Sie ergriff die Hand der Thénardier, sah ihr fest in das Gesicht und sagte:

— Wollen Sie mir mein Kind bewahren?

Die Thénardier empfand eine jener Regungen der Ueberraschung, welche weder Zustimmung noch Weigerung sind.

Die Mutter Cosettens fuhr fort:

— Sehen Sie, ich kann meine Tochter nicht mit mir nehmen. Die Arbeit erlaubt dies nicht. Mit einem Kinde findet man nirgends eine Stelle. Sie sind so lächerlich in meiner Heimath. Der liebe Gott hat mich vor Ihrem Gasthause vorübergeführt. Als ich Ihre Kleinen so hübsch, so reinlich, so zufrieden sah, hat mich das ergriffen. Ich sagte, das ist eine gute Mutter. Richtig, sie werden drei Schwestern sein. Und dann werde ich auch bald zurückkehren. Wollen Sie mir mein Kind aufbewahren?

— Man muß sehen, sagte die Thénardier.

— Ich gebe sechs Francs monatlich.

Hier rief eine Männerstimme aus dem Hintergrunde der Kneipe:

— Für nicht weniger als sieben Francs und sechs Monat Vorauszahlung.

— Sechs mal sieben macht 42, sagte die Thénardier.

— Ich habe sie, sagte die Mutter.

— Und außerdem fünfzehn Francs für die ersten Auslagen, fügte die Männerstimme hinzu.

— Zusammen sieben und funfzig Francs, sagte Madame Thénardier, und zwischen den Zahlen trällerte sie.

— Es muß sein! sagte der Krieger.

— Ich gebe sie, sagte die Mutter. Ich habe achtzig Francs. Es bleibt mir noch genug, um in meine Heimath zu kommen, wenn ich zu Fuß gehe. Ich werde dort unten Geld verdienen, und sobald ich etwas gewonnen habe, komme ich meinen Liebling zu holen.

Die Männerstimme rief wieder:

— Hat die Kleine eine Ausstattung?

— Es ist mein Mann, bemerkte Madame Thénardier.

— Ohne Zweifel hat sie eine Ausstattung, der arme Schatz. — Ich habe wohl gesehen, daß das Ihr Mann ist. — Und noch dazu eine schöne Ausstattung! Eine un=

sinnige Ausstattung, Alles zu Dutzenden; und seidene Kleider, wie eine Dame. Alles ist da in meinem Nachtsacke.

— Das müssen Sie geben, entgegnete die Mannsstimme.

— Ich glaube wohl, daß ich es geben werde, sagte die Mutter. Es wäre doch närrisch, wenn ich meine Tochter ganz nackt ließe.

Das Gesicht des Hausherrn erschien.

— Es ist gut, sagte er.

Der Handel wurde geschlossen. Die Mutter brachte die Nacht in dem Wirthshause zu, bezahlte ihr Geld, ließ ihr Kind zurück, schnallte ihre Reisetasche wieder zu, welche durch die Ausstattung der Kleinen sehr leicht geworden war, und reiste am folgenden Morgen ab, indem sie darauf rechnete, bald zurück zu kommen. Man ordnet ruhig eine solche Abreise, aber es ist eine verzweiflungsvolle Trennung.

Eine Nachbarin der Thénardier begegnete der Mutter, wie sie sich entfernte, und als sie nach Haus kam, sagte sie:

— Ich habe so eben auf der Straße eine Frau gesehen, die weinte, das es einem das Herz zerriß.

Als Cosetten's Mutter fort war, sagte der Mann zu seiner Frau:

— Das wird meinen Wechsel von hundert und zehn Francs decken, der morgen fällig ist. Es fehlten mir dazu noch funfzig Francs. Weißt Du, daß ich den Gerichtsboten und einen Protest gehabt hätte? Du hast da eine hübsche Mausefalle mit Deinen beiden Kleinen gemacht.

— Ohne es zu ahnen! sagte die Frau.

II.

Erste Schilderung zweier zweideutigen Gestalten.

Die gefangene Maus war sehr klein; aber die Katze freut sich auch über eine magere Maus.

Was waren diese Thénardiers? Sagen wir davon gleich jetzt ein Wort. Wir werden den Entwurf später vervollständigen.

Diese Geschöpfe gehörten jener Zwitterklasse an, die aus rohen Leuten besteht, welche in die Höhe gekommen sind, und aus gebildeten, die herabgekommen sind, welche zwischen der sogenannten mittlern und der sogenannten untern Klasse steht, und welche einige der Fehler der zweiten mit beinahe allen Lastern der ersten verbindet, ohne die edelmüthigen Neigungen des Arbeiters, noch die Ordnung des rechtschaffenen Bürgers zu haben.

Sie gehörten zu jenen Zwergnaturen, die, wenn zufällig ein finsteres Feuer sie erhitzt, sehr leicht monstruös werden. In der Frau lag etwas vom Wesen eines wilden Thieres, und in dem Mann der Stoff zu einem Schurken. Beide waren im höchsten Grade jener Gattung abscheulichen Fortschrittes fähig, der in der Richtung des Bösen erfolgt. Es giebt krebsartige Seelen, welche beständig gegen die Dunkelheit zurückschreiten, in dem Leben mehr rückwärts als vorwärts kommen, die Erfahrung dazu benutzen, ihre Mißgestalt zu steigern, unablässig schlechter zu werden und sich mehr und mehr mit der wachsenden Schwärze zu durchdringen. Dieser Mann und diese Frau gehörten zu dergleichen Seelen.

Thénardier besonders war eine Verlegenheit für den Physiognomen. Man braucht gewisse Menschen nur anzusehen, um ihnen zu mißtrauen, denn man erkennt sie finster an beiden Enden. Nach rückwärts sind sie besorgnißerregend, nach vorwärts drohend. Es liegt in ihnen etwas Unbekanntes. Man kann weder für Das haften, was sie gethan haben, noch für Das, was sie thun werden. Der Schatten, der in ihrem Blute liegt, klagt sie an. Sobald man sie nur ein Wort sprechen hört oder eine Bewegung machen sieht, ahnt man finstere Geheimnisse in ihrer Vergangenheit und finstere Mysterien in ihrer Zukunft.

Thénardier war, wenn man ihm glauben durfte, Soldat gewesen; Sergeant, sagte er; er hatte wahrscheinlich den Feldzug von 1815 mitgemacht und sich sogar, wie es scheint, ziemlich tapfer benommen. Wir werden später sehen, was daran war. Das Schild seiner Kneipe war eine Anspielung auf eine seiner Waffenthaten. Er hatte es selbst gemalt, denn er verstand Etwas von Allem; schlecht.

Es war die Zeit, in welcher der antike klassische Roman, der, nachdem er Clelia gewesen, nichts mehr war als Lodoiska, stets nobel, aber mehr und mehr gemein, von Mademoiselle Scudéry zu Madame Bournon-Malarme herabgesunken, und von Madame Lafayette zu Madame Barthélemy-Hadot, die liebende Seele der Thürhüterinnen von Paris entzündete und selbst die Bannmeile ein wenig verheerte. Madame Thénardier war gerade gebildet genug, um diese Art von Büchern zu lesen. Sie nährte sich damit. Sie ertränkte darin, was sie noch von Hirn hatte; das gab ihr, so lange sie noch sehr jung war, und selbst noch etwas später eine Art nachdenkender Haltung bei ihrem Manne, einem Schelm von gewisser Tiefe, einem Schuft, gelehrt bis auf die Grammatik, roh und fein zugleich, der aber im Punkte des Sentimentalismus Pigault-Lebrun las, und in Beziehung auf Alles, „was das Geschlecht berührte", wie

er in seinem Jargon sagte, ein unbedingter und reiner Tölpel war. Seine Frau war 12 oder 15 Jahr jünger wie er. Später, als das romantisch-zottige Haar grau zu werden begann, als die Megäre sich aus der Pamela entwickelte, war die Thénardier weiter nichts mehr als ein rohes, boshaftes Weib, welches einfältige Romane verschlungen hatte. Man liest aber nicht ungestraft dergleichen Abgeschmacktheiten. So kam es, daß ihre älteste Tochter Eponine hieß; was die jüngste betrifft, so wäre die arme Kleine beinahe Gulnare genannt worden; sie verdankte es irgend einer glücklichen Diversion, die ein Roman Ducray-Duminil's gemacht hatte, daß sie nur Azelma hieß.

Uebrigens, im Vorbeigehen sei es gesagt, ist nicht Alles lächerlich und oberflächlich in jener merkwürdigen Zeit, auf die wir hier anspielen, und welche man die Anarchie der Taufnamen nennen könnte. Neben dem romanhaften Elemente, welches wir so eben andeuteten, gab es in ihr auch ein sociales Symptom. Es ist jetzt nicht selten, daß ein Fleischerknecht Arthur heißt, Alfred oder Alphons, und der Vicomte — wenn es noch Vicomtes giebt — Thomas, Peter oder Jakob. Diese Verrückung, welche den „eleganten" Namen dem Plebejer giebt und den ländlichen Namen dem Aristokraten, ist nichts Anderes als ein Wirbel der Gleichheit. Die unwiderstehliche Durchdringung des neuen Hauches zeigt sich hier wie überall. Unter dieser scheinbaren Mißstimmung liegt etwas Großes und Tiefes: die französische Revolution.

III.

Die Lerche.

Es genügt nicht, boshaft zu sein, um vorwärts zu kommen. Mit der Kneipe ging es schlecht.

Dank den sieben und funfzig Francs der Reisenden hatte Thénardier einen Protest vermieden und seine Unterschrift honoriren können. Im nächsten Monat brauchten die Leute wieder Geld; die Frau trug die Ausstattung Cosette's nach Paris, und versetzte sie dort im Leihhause für sechszig Francs. Sobald diese Summe ausgegeben war, gewöhnten die Thénardiers sich daran, in dem kleinen Mädchen nur noch ein Kind zu sehen, das sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen hatten, und behandelten es demgemäß.

Da Cosette keine Ausstattung mehr hatte, kleidete man sie in die alten Röcke und die alten Hemden der kleinen Thénardiers, das heißt in Lumpen. Man ernährte sie mit dem, was alle Welt übrig ließ, etwas besser wie den Hund und etwas schlechter wie die Katze. Der Hund und die Katze waren übrigens ihre gewöhnlichen Tafelgenossen; Cosette aß mit ihnen zusammen unter dem Tische aus einem Napfe, dem dieser Thiere ähnlich.

Die Mutter, welche sich, wie man später sehen wird, in M. am M. niedergelassen hatte, schrieb, oder richtiger gesagt, ließ jeden Monat schreiben, um Nachrichten von ihrem Kinde zu erhalten. Die Thénardiers antworteten unwandelbar: „Cosette befindet sich vortrefflich.“

Als die ersten sechs Monate abgelaufen waren, schickte die Mutter sieben Francs für den siebenten Monat und

setzte pünktlich ihre Sendungen von Monat zu Monat fort. Das Jahr war noch nicht zu Ende, als Thénardier sagte: Eine schöne Gnade, die man uns da erweist! Was will sie, das wir mit ihren sieben Francs anfangen sollen? — Und er schrieb um zwölf Francs zu fordern. Die Mutter, die er überredete, daß ihr Kind glücklich sei und sehr gut gedieh, fügte sich und schickte die zwölf Francs.

Gewisse Naturen müssen nach einer Seite lieben und nach der andern hassen. Die Mutter Thénardier liebte leidenschaftlich ihre eigenen beiden Mädchen und verabscheute deshalb das fremde. Es ist traurig, zu denken, daß die Mutterliebe ein so häßliches Aussehen haben kann. So wenig Raum Cosette auch bei ihr einnahm, schien es ihr doch, als ob dies auf Kosten der Ihrigen geschehe, und als ob die Kleine die Luft verminderte, welche ihre Töchter einathmeten. Dieses Weib hatte, wie viele Frauen ihrer Art, eine gewisse Menge von Liebkosungen und eine gewisse Menge von Püffen und Schimpfreden täglich auszutheilen. Hätte sie Cosette nicht gehabt, so ist es gewiß, daß ihre Töchter, so sehr sie auch vergöttert wurden, Alles empfangen haben würden; aber die Fremde leistete ihnen den Dienst, die Püffe auf sich zu ziehen. Die eigenen Töchter empfingen nur die Liebkosungen. Cosette konnte keine Bewegung machen, ohne daß dafür auf ihren Kopf ein Hagel von gewaltthätigen und unverdienten Züchtigungen herabfiel. Sanft und schwach, nichts von dieser Welt noch von Gott begreifend, unabläßig bestraft, ausgezankt, gestoßen, geschlagen, sah sie an ihrer Seite zwei kleinere Geschöpfe wie sich selbst, die in einer Morgenröthe lebten.

Die Thénardier war boshaft gegen Cosette, und Epinone und Azelma waren es daher ebenfalls. Die Kinder sind in diesem Alter nichts als Exemplare ihrer Mutter. Das Format ist kleiner, das ist Alles.

Ein Jahr verfloß, dann ein anderes.

Man sagte im Dorfe:

„Diese Thénardiers sind brave Leute. Sie sind nicht reich und erziehen dennoch ein armes Kind, das man bei ihnen zurückgelassen hat!“

Man glaubte, Cosette sei von ihrer Mutter vergessen.

Indeß hatte Thénardier auf man weiß nicht welchem dunklen Wege erfahren, daß das Kind wahrscheinlich ein Bastard sei, und daß die Mutter sich nicht zu ihm bekennen könnte; er forderte daher fünfzehn Francs monatlich, indem er sagte, daß die „Kreatur“ heranwüchse und „viel äße“, und drohte, sie fortzuschicken. — „Sie soll mich nicht langweilen“, rief er aus, „sonst schleudere ich ihr ihren Balg mitten in ihre Geheimnißkrämerei hinein, ich brauche Zulage.“ — Die Mutter zahlte die fünfzehn Francs.

Von Jahr zu Jahr wuchs das Kind und dessen Elend auch.

So lange Cosette noch ganz klein war, blieb sie der Sündenbock für die anderen beiden Kinder; sobald sie sich ein wenig zu entwickeln begann, das heißt, noch ehe sie fünf Jahr alt war, wurde sie die Magd des Hauses.

Fünf Jahre, wird man sagen, das ist unwahrscheinlich.

Ach, es ist leider wahr. Das sociale Elend beginnt mit jedem Alter. Sahen wir nicht kürzlich den Prozeß eines gewissen Dumollard, der eine Waise war und mit dem Alter von fünf Jahren Bandit wurde, wie die offiziellen Dokumente sagen, indem er allein auf der Welt arbeitete um zu leben, und stahl!

Man ließ Cosette die Gänge machen, die Zimmer, den Hof, die Straße fegen, das Geschirr abwaschen, selbst Lasten tragen. Die Thénardiers hielten sich für um so mehr berechtigt, so zu handeln, da die Mutter, welche noch immer in M. am M. war, unregelmäßig zu zahlen anfing. Einige Monate blieben in Rückstand.

Wenn die Mutter nach Verlauf dieser drei Jahre nach Montfermeil zurückgekommen wäre, so hätte sie ihr Kind nicht wieder erkannt. Cosette, so frisch und so hübsch bei ihrer Ankunft in diesem Hause, war jetzt mager und bleich. Sie hatte ein scheues Wesen. „Tückisch!" sagten die Thénardiers.

Die Ungerechtigkeit hatte sie mürrisch gemacht und das Elend häßlich. Es blieb ihr nichts als ihre schönen Augen, die einen peinlichen Eindruck machten, denn groß wie sie waren, schien man darin nichts als eine größere Menge von Traurigkeit zu sehen.

Es war etwas herzzerreißendes, das arme Kind, das noch nicht sechs Jahre zählte, im Winter zu erblicken, vor Frost klappernd, unter ihrem alten Fetzen von durchlöcherter Leinwand vor Tagesanbruch schon die Straße mit einem gewaltigen Besen in ihren kleinen rothen Händen kehrend und eine Thräne in ihren großen Augen.

Im Orte nannte man sie die Lerche. Das Volk, welches bildliche Redensarten liebt, hatte diesen Namen dem kleinen Wesen gegeben, das nicht größer war als ein Vogel, zitternd, scheu, fröstelnd, zuerst jeden Morgen in dem Hause und in dem Dorfe wachte und stets vor Tagesanbruch auf der Straße oder auf dem Felde war.

Nur sang die arme Lerche niemals.

Erste Abtheilung.

Fantine.

Fünftes Buch.

Der Verfall.

I.

Geschichte eines Fortschritts in der schwarzen Glasmacherei.

Was war indeß aus der Mutter, welche nach dem Gerede der Leute von Montfermeil ihr Kind verlassen zu haben schien, geworden? Wo befand sie sich? Was machte sie?

Nachdem sie ihre kleine Cosette den Thénardiers übergeben hatte, setzte sie ihre Reise fort und kam nach M. am M.

Es war, wie man sich erinnert, im Jahre 1818.

Fantine hatte ihren Geburtsort seit etwa zehn Jahren verlassen.

M. am M. hatte seitdem sein Aussehen verändert. Während Fantine langsam von Elend zu Elend herabsank, hatte ihre Geburtsstadt sich gehoben.

Seit ungefähr zwei Jahren war dort eine jener industriellen Thatsachen erfolgt, welche die großen Ereignisse kleiner Orte sind. Die näheren Umstände sind von Wichtigkeit, und wir halten es daher für nützlich, sie zu entwickeln, wir möchten beinahe sagen, sie ganz besonders zu betonen.

Seit undenklichen Zeiten hatte M. am M. zur besonderen Industrie die Nachahmung des englischen Schmelzes und der schwarzen Glasarbeiten Deutschlands. Diese Industrie hatte stets vegetirt, weil die Theuerung der Roh-

materialien auf den Arbeitslohn drückte. In dem Augenblick, wo Fantine M. am M. wiedersah, war in der Production der schwarzen Artikel eine ungeheure Umwandlung vorgegangen. Gegen Ende des Jahres 1815 hatte ein Mensch, ein Unbekannter, sich in der Stadt niedergelassen und war auf den Gedanken gefallen, bei der Fabrikation den Gummilack an der Stelle des Gummiharzes zu verwenden, und bei den Armbändern insbesondere die Schleifen von nur zusammengesetzten Blechen an der Stelle von gelötheten Blechen.

Diese ganz kleine Veränderung hatte eine Revolution hervorgebracht.

Diese ganz kleine Veränderung hatte in der That auf wunderbare Weise den Preis des Rohstoffes vermindert, und dies gestattete zunächst, das Arbeitslohn zu erhöhen, — eine Wohlthat für das Land; dann die Fabrikation zu verbessern, — ein Vortheil für den Consumenten, und drittens wohlfeiler zu verkaufen, und demnach den Ertrag zu verdreifachen, — ein Gewinn für den Fabrikanten.

So hatte eine Idee ein dreifaches Resultat.

Binnen weniger als drei Jahren war der Urheber dieses Verfahrens reich geworden, was gut ist, und hatte Alles um sich her reich gemacht, was noch besser ist. Er war ein Fremder in dem Departement. Von seinem Ursprung wußte man nichts, von seinem Beginn nur wenig.

Man erzählte sich, er sei mit sehr wenig Geld, einigen hundert Francs höchstens, nach der Stadt gekommen.

Durch dieses kleine Capital, in den Dienst eines sinnreichen Gedankens gebracht, befruchtet durch Ordnung und Nachdenken, hatte er seinen Reichthum begründet und den Reichthum der ganzen Gegend.

Bei seiner Ankunft in M. am M. hatte er die Kleider, das Wesen und die Sprache eines Arbeiters.

An eben dem Tage, an welchem er seinen unbekannten

Einzug in die kleine Stadt M. am M. hielt, gegen Abend eines Decembertages, den Tornister auf dem Rücken und den Knotenstock in der Hand, war ein großer Brand in dem Gemeindehause ausgebrochen. Der Mensch warf sich in das Feuer und rettete mit Gefahr seines eigenen Lebens zwei Kinder, welche zufällig die des Capitains der Gensdarmerie waren; deshalb hatte man nicht daran gedacht, ihn nach seinem Passe zu fragen. Seitdem erfuhr man seinen Namen. Er nannte sich der Vater Madeleine.

II.

Madeleine.

Er war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, sah gedankenvoll aus und war gut. Das war Alles, was man von ihm sagen konnte.

Dank den schnellen Fortschritten dieser Industrie, die er so bewundernswerth in Aufschwung brachte, war M. am M. der Mittelpunkt beträchtlicher Geschäfte geworden. Spanien, welches viel schwarzen Schmelz verbraucht, machte jährlich hier ungeheure Bestellungen. M. am M. bildete für diesen Handel beinahe Concurrenz für London und Berlin. Der Gewinn des Vater Madeleine war so groß, daß er schon im zweiten Jahre eine beträchtliche Fabrik bauen konnte, in welcher zwei große Arbeitssäle waren, der eine für die Männer, der andere für die Frauen. Wer hungerte, konnte hier anklopfen und war gewiß, Arbeit und Brod zu finden.

Der Vater Madeleine verlangte von den Männern guten Willen, von den Frauen reine Sitten, und von Allen Rechtschaffenheit. Er hatte die Arbeitssäle getheilt, um die Geschlechter von einander zu trennen und damit die Frauen und Mädchen tugendhaft bleiben könnten. In dieser Beziehung war er unbeugsam. Das war die einzige, in der er eine Art von Intoleranz zeigte. Zu dieser Strenge war er um so mehr berechtigt, da M. am M. als eine Garnisonstadt zahlreiche Gelegenheit der Verführung bot. Uebrigens war sein Erscheinen eine Wohlthat und seine Anwesenheit eine Vorsehung. Vor der Ankunft des Vater Madeleine lag in dem Lande Alles darnieder; jetzt lebte darin Alles in dem gesunden Leben der Arbeit. Eine kräftige Circulation erwärmte und durchdrang Alles. Das Feiern der Arbeit und des Elends waren unbekannt. Es gab keine so dunkle Tasche, daß nicht etwas Geld darin gewesen wäre, keine so ärmliche Wohnung, daß man nicht ein wenig Freude darin fand.

Der Vater Madeleine beschäftigte alle Welt; er verlangte nur Eins: Seid ein rechtschaffener Mann! Seid ein ordentliches Mädchen!

Wie wir erwähnten, machte der Vater Madeleine bei dieser Thätigkeit, deren Ursache und Stützpunkt er war, sein Glück; allein sonderbar genug bei einem einfachen Handelsmann, schien es nicht, als ob dies seine größte Sorge sei. Er dachte allem Anschein nach viel an die Andern und nur wenig an sich selbst. 1820 wußte man, daß er eine Summe von 630,000 Francs auf seinen Namen bei Laffitte niedergelegt hatte; aber ehe er sich diese 630,000 Francs zurücklegte, hatte er mehr als eine Million für die Stadt und für die Armen ausgegeben.

Das Hospital war schlecht dotirt; er stiftete in demselben zehn Betten. M. am M. ist in die obere und in die untere Stadt getheilt. Die untere Stadt, in

welcher er wohnte, hatte nur eine Schule, eine erbärmliche Hütte, die in Ruinen sank; er ließ zwei neue erbauen, eine für die Mädchen, die andere für die Knaben. Er gewährte aus eigenen Mitteln den beiden Lehrern eine Zulage, welche doppelt so groß war, wie ihr magerer offizieller Gehalt, und eines Tages sagte er zu Jemand, der sich darüber wunderte: „Die beiden ersten Beamten des Staates sind die Amme und der Schulmeister.“ Er hatte auf seine Kosten einen neuen Zufluchtssaal gestiftet; eine Sache, die damals in Frankreich beinahe noch unbekannt war, und eine Unterstützungskasse für alte und kranke Arbeiter. Da seine Fabrik im Mittelpunkt war, entstand rings um dieselbe her sehr bald ein neues Stadtviertel, in welchem eine große Menge dürftiger Familien wohnten; er errichtete darin eine unentgeltliche Apotheke.

In der ersten Zeit, als man ihn anfangen sah, sagten die guten Seelen: „Das ist ein Schelm, der sich bereichern will.“ Als man sah, daß er das Land eher bereicherte, wie sich selbst, sagten eben diese guten Seelen: „Er ist ein Ehrgeiziger.“ Dies schien um so wahrscheinlicher zu sein, da der Mann religiös war und selbst fromm in einem gewissen Grade; eine Sache, die in jener Zeit sehr wohl gelitten wurde. Er hörte regelmäßig jeden Sonntag eine stille Messe. Der Ortsdeputirte, der überall Concurrenten roch, beunruhigte sich bald über diese Religion. Dieser Deputirte, welcher Mitglied des gesetzgebenden Körpers unter dem Kaiserreich war, theilte die religiösen Begriffe eines Pater des Oratoriums, bekannt unter dem Namen Fouché, Herzog von Otranto, dessen Creatur und Freund er gewesen war. Bei verschlossenen Thüren lachte er verstohlen über Gott. Als er den reichen Fabrikanten Madeleine in die stille Sieben-Uhr-Messe gehen sah, erblickte er in ihm einen möglichen Candidaten und beschloß, ihn zu übertreffen: er nahm einen Jesuiten zum Beichtvater und ging in die große Messe

und in die Vesper. Der Ehrgeiz war zu jener Zeit in der richtigen Bedeutung des Wortes ein Kirchthurmrennen. Die Armen zogen aus diesem Schrecken eben so Nutzen, wie der liebe Gott, denn der ehrenwerthe Deputirte stiftete auch zwei Betten in dem Hospital; das machte zwölf.

Indeß verbreitete sich im Jahre 1819 eines Morgens in der Stadt das Gerücht, daß auf den Vorschlag des Herrn Präfecten und in Erwägung der der Gegend geleisteten Dienste der Vater Madeleine durch den König zum Maire in M. am M. ernannt werden sollte. Die, welche den neuen Ankömmling einen Ehrgeizigen genannt hatten, ergriffen mit Freuden diese von allen Menschen erwünschte Gelegenheit und riefen: „So! Was hatten wir gesagt?“ — Ganz M. am M. war in Aufruhr. Das Gerücht war begründet. Einige Tage darauf erschien die Ernennung im Moniteur. Am nächsten Tage lehnte der Vater Madeleine sie ab.

In eben diesem Jahre 1819 erschienen die Erzeugnisse des neuen, von Madeleine erfundenen Verfahrens auf der Industrieausstellung; nach dem Berichte der Jury ernannte der König den Erfinder zum Ritter der Ehrenlegion. Neue Aufregung in der kleinen Stadt. „Nun, es war das Kreuz, das er haben wollte!“ — Der Vater Madeleine wies das Kreuz zurück.

Ganz entschieden war dieser Mensch ein Räthsel. Die guten Seelen zogen sich aus der Verlegenheit, indem sie sagten: „Alles erwogen, ist er doch eine Art von Abentheurer.

Wie man sah, verdankte das Land ihm viel, die Armen Alles; er war so nützlich gewesen, daß man ihm zuletzt wohl hatte ehren müssen; und er war so sanft, daß man ihn endlich lieben mußte. Seine Arbeiter besonders beteten ihn an, und er trug diese Anbetung mit einer Art melancholischen Ernstes. Als er gewissermaßen reich war, grüßten ihn „die

Mitglieder der Gesellschaft", und man nannte ihn in der Stadt Herr Madeleine. Seine Arbeiter und die Kinder fuhren fort, ihn Vater Madeleine zu nennen, und das erweckte sein frohstes Lächeln. In dem Grade, wie er emporkam, regnete es Einladungen für ihn. „Die Gesellschaft" nahm ihn in Anspruch. Die kleinen steifen Salons in M. am M., welche wohlverstanden sich in der ersten Zeit dem Handwerker verschlossen haben würden, öffneten dem Millionair beide Thüren. Man erwies ihm tausend Zuvorkommenheiten. Er lehnte sie ab.

Auch diesmal wieder ließen die guten Seelen sich nicht irre machen. — „Es ist ein unwissender Mensch von geringer Erziehung. Man weiß nicht, woher so Einer kömmt. Er würde sich in der Welt nicht halten können. Es ist keineswegs bewiesen, daß er lesen kann."

Als man ihn Geld gewinnen sah, hatte man gesagt: „Er ist ein Kaufmann." Als man ihn das Geld ausstreuen sah, sagte man: „Er ist ein Ehrgeiziger." Als man ihn die Ehrenbezeigungen ablehnen sah, sagte man: „Er ist ein Abentheurer." Als man ihn die Welt zurückweisen sah, sagte man: „Er ist ein Tölpel."

1820, fünf Jahre nach seiner Ankunft in M. am M., waren die Dienste, die er der Gegend geleistet hatte, so glänzend, und die Wünsche der ganzen Gegend so übereinstimmend, daß der König ihn abermals zum Maire der Stadt ernannte. Er lehnte die Ernennung wieder ab; aber der Präfekt wies seine Weigerung zurück, alle Notablen kamen, ihn zu bitten, das Volk flehte ihn auf offener Straße an, und das Dringen war so lebhaft, daß er endlich annehmen mußte. Man bemerkte, daß das, was ihn besonders zu bestimmen schien, die beinahe zornige Anrede einer alten Frau aus dem Volke war, welche ihm auf der Schwelle seiner Thür übellaunig zurief: „Ein guter Maire, das ist

nützlich. Weicht man vor dem Guten zurück, das man thun kann?"

Dies war die dritte Phase seines Emporsteigens. Der Vater Madeleine war Herr Madeleine geworden; Herr Madeleine wurde der Herr Maire.

III.

Bei Laffitte deponirte Summen.

Uebrigens war er so einfach geblieben, wie am ersten Tage. Er hatte graue Haare, ein ernstes Auge, die gebräunte Gesichtsfarbe eines Arbeiters, das nachdenkende Gesicht eines Philosophen. Für gewöhnlich trug er einen breitrandigen Hut und einen langen Ueberrock von grobem Tuch, zugeknöpft bis zum Kinn. Er erfüllte sein Amt als Maire, aber außerdem lebte er einsam. Er sprach nur mit wenig Menschen. Er entzog sich allen Höflichkeiten, grüßte von der Seite, entschlüpfte schnell, lächelte, um nicht plaudern zu müssen, plauderte, um nicht grüßen zu müssen. Die Frauen sagten von ihm: „Was für ein guter Maire!" Sein Vergnügen bestand darin, Spaziergänge im Felde zu machen.

Seine Mahlzeiten verzehrte er stets allein, vor sich mit einem offenen Buche, in welchem er las. Er hatte eine kleine wohlgewählte Bibliothek. Er liebte die Bücher; die Bücher sind kalte, aber sichere Freunde. In dem Grade, in welchem er mit dem Vermögen Muße gewann, schien er

diese zu benutzen, um seinen Geist zu bilden. Seitdem er in M. am M. war, bemerkte man, daß von Jahr zu Jahr seine Sprache feiner, gewählter, sanfter wurde.

Gern nahm er auf seinen Spaziergängen ein Gewehr mit, aber er bediente sich desselben nur selten. Geschah dies zufällig, so war sein Schuß auf erschreckliche Weise unfehlbar. Nie tödtete er ein harmloses Thier. Nie schoß er einen kleinen Vogel.

Obgleich er nicht mehr jung war, erzählte man von ihm, daß er eine wunderbare Kraft besitze. Er leistete Jedem, der dessen bedurfte, Beistand, hob ein Pferd auf, zog ein Rad aus dem Koth, hielt einen entsprungenen Stier an den Hörnern fest. Er hatte seine Taschen stets voll Geld, wenn er ausging, und leer, wenn er nach Hause zurückkehrte. Ging er durch ein Dorf, so liefen die zerlumpten Kinder lustig hinter ihm her und umgaben ihn wie ein Schwarm Mücken.

Man glaubte zu errathen, daß er ehedem ein Landleben geführt haben mußte, denn er kannte allerhand nützliche Geheimnisse, in denen er die Bauern unterrichtete. Er lehrte sie, das Verderben des Korns zu verhindern, indem er den Boden mit einer Auflösung von gewöhnlichem Salz besprengte und die Ritzen des Fußbodens damit netzte; die Kornwürmer zu vertreiben, indem er überall an den Mauern und an den Dächern, auf den Weideplätzen und in den Häusern blühenden Orviot aufhängen ließ. Er hatte „Rezepte", um aus einem Felde den Raden, die Wicken, kurz alle die Parasitengewächse zu vertreiben, die das Korn ersticken. Er schützte einen Kaninchenbau gegen die Ratten durch den bloßen Geruch eines kleinen Meerschweinchens, das er hineinsetzte.

Eines Tages sah er Landleute emsig damit beschäftigt, Nesseln auszureißen; er betrachtete den Haufen der entwurzelten und schon getrockneten Pflanzen und sagte: „Das ist

todt. Es wäre indeß sehr gut, wenn man es zu benutzen verstände. Sind die Nesseln jung, so sind ihre Blätter ein vortreffliches Gemüse; sind sie alt, so haben sie Fasern, wie der Hanf und Flachs. Nesselleinwand ist so gut wie Hanfleinwand. Gehackt ist die Nessel gut für das Federvieh, zerquetscht für das Hornvieh. Nesselkörner unter die Fourage gemischt machen das Haar der Thiere glänzend; die Wurzel unter das Salz gemischt giebt eine schöne gelbe Farbe. Die Nesseln sind ein vortreffliches Heu, das man zweimal mähen kann. Und was braucht die Nessel? Wenig Boden, keine Sorgfalt, keine Cultur. Nur fällt der Same leicht aus, wenn er reif wird, und es ist schwer, ihn zu ernten. Das ist Alles. Bei einiger Mühe, die man sich damit gäbe, würde die Nessel nützlich sein; man vernachläßigt sie, und sie wird schädlich. Dann tödtet man sie. Wie viele Menschen gleichen der Nessel!" — Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Meine Freunde, merkt es euch: Es giebt weder schlechte Pflanzen noch schlechte Menschen. Es giebt nur schlechte Pfleger."

Die Kinder liebten ihn auch noch, weil er allerliebste kleine Arbeiten aus Stroh und Cocosnüssen machen konnte.

Sah er die Thür einer Kirche schwarz ausgeschlagen, so trat er ein; er suchte Beerdigungen auf, wie Andere Taufen. Die Wittwenschaft und das Unglück Anderer zogen ihn wegen seiner großen Milde an; er mischte sich unter die trauernden Freunde, unter die schwarzgekleideten Familien, unter die an einem Sarge klagenden Priester. Gern schien er seinen Gedanken zum Text die Grabespsalmodien zu geben, welche von den Visionen einer andern Welt erfüllt waren. Das Auge gen Himmel gerichtet, lauschte er mit einer Art von Verzückung allen den Mysterien des Unendlichen, den traurigen Stimmen, welche an dem Rande des finstern Abgrundes des Todes sangen.

Er that eine Menge guter Handlungen, indem er sich

dabei verbarg, wie Andere sich bei schlechten Handlungen verbergen. Er drang verstohlen Abends in die Häuser ein, erstieg heimlich die Treppen. Ein armer Teufel, der zu seiner Dachkammer zurückkehrt, fand oft, daß seine Thür während seiner Abwesenheit geöffnet, zuweilen sogar aufgesprengt worden war. Der arme Mensch rief: „Irgend ein Missethäter ist hier gewesen!“ Trat er dann ein, so war das Erste, was er sah, ein auf einem Möbel liegendes Goldstück. Der hier gewesene „Missethäter“ war der Vater Madeleine. Er war leutselig und traurig. Das Volk sagte: „Das ist ein reicher Mensch, der nicht stolz aussieht; das ist ein glücklicher Mensch, der nicht zufrieden aussieht.“

Einige behaupteten, er sei eine geheimnißvolle Person, und versicherten, man betrete nie sein Zimmer, welches eine wahre Eremitenzelle sei, ausgestattet mit geflügelten Sanduhren und geschmückt mit in das Kreuz gelegten Beinknochen und Todtenköpfen. Dies wurde vielfach behauptet, so daß eines Tages einige junge elegante und boshafte Frauen in M. am M. zu ihm kamen und ihm sagten: „Herr Maire, zeigen Sie uns doch Ihr Zimmer; man sagt, es sei eine Grotte.“ – Er lächelte und führte sie auf der Stelle in diese „Grotte“ ein. Sie wurden sehr bestraft für ihre Neugier. Es war ein Zimmer ganz einfach mit Mahagonimöbeln versehen, häßlich genug, wie alle Möbel der Art, und beklebt mit Tapeten zu zwölf Sous. Sie konnten hier nichts Auffallendes bemerken als zwei Leuchter von eigenthümlicher Form, die auf dem Kamin standen und von Silber sein mußten, „denn sie waren gestempelt.“ Eine sehr geistreiche Bemerkung der kleinen Städte.

Man fuhr nichts desto weniger fort, zu sagen, daß Niemand in dieses Zimmer eindringen dürfte, und daß es die Höhle eines Eremiten sei, ein Loch, ein Grab.

Man flüsterte sich auch zu, daß er „ungeheure“ Summen bei Laffitte deponirt hätte, mit der Eigenthümlichkeit,

daß sie stets zu seiner unmittelbaren Verfügung stehen mußten, so daß, fügte man hinzu, wenn Herr Madeleine eines Morgens zu Laffitte käme, er nur einen Empfangsschein zu unterzeichnen brauchte, um binnen zehn Minuten seine zwei oder drei Millionen in Empfang zu nehmen; in Wirklichkeit schmolzen diese zwei oder drei Millionen, wie wir sagten, auf 630,000 oder 640,000 Francs zusammen.

IV.

Herr Madeleine in Trauer.

Zu Anfang des Jahres 1821 verkündeten die Zeitungen den Tod des Herrn Myriel, Bischof von D., mit dem Beinamen „der hochwürdige Herr Bienvenu" und gestorben im Geruche der Heiligkeit im zweiundachtzigsten Jahre.

Der Bischof von D., umhin einen Nebenumstand anzugeben, den die Zeitungen nicht erwähnten, war, als er starb, seit mehreren Jahren blind, und sehr zufrieden über seine Blindheit, da seine Schwester bei ihm war.

Im Vorübergehen sei es gesagt, blind und geliebt zu sein, das ist in der That auf dieser Erde, wo nichts vollkommen ist, eine der ausgesuchtesten Kronen des Glückes. Beständig an seiner Seite ein Weib zu haben, eine Tochter, eine Schwester, ein liebliches Wesen, welches nur da ist, weil man seiner bedarf und weil es uns nicht entbehren kann, sich unerläßlich für Jemand zu wissen, der uns nothwendig ist, fortwährend ihre Zuneigung an der Menge der

Anwesenheit zu messen, die sie uns gewährt, und sich zu sagen: weil sie mir ihre ganze Zeit widmet, besitze ich ihr ganzes Herz; der Gedanke in Ermangelung des Gesichts zu sehen, sich von der Treue eines Wesens in der Sonnenfinsterniß der Welt zu überzeugen, das Rauschen eines Kleides wie Flügelschlag zu vernehmen, sie kommen und gehen, zurückkehren, sprechen, singen zu hören, und dann zu denken, daß man der Mittelpunkt dieser Schritte, dieser Worte, dieses Gesanges ist; sich jede Minute von seiner eigenen Anziehungskraft zu überzeugen, sich um so mächtiger zu fühlen, je gebrechlicher man ist. In der Dunkelheit und durch die Dunkelheit das Gestirn zu werden, um welches dieser Engel sich dreht — dem kommen wenige Glückseligkeiten gleich. Das höchste Glück des Lebens ist die Ueberzeugung, geliebt zu sein; geliebt wegen seiner selbst, noch besser, geliebt, ungeachtet seiner selbst; diese Ueberzeugung hat der Blinde! In dieser Noth bedient zu werden, heißt geliebkost werden. Mangelt ihm Etwas? Nein. Es heißt nicht das Licht verlieren, wenn man die Liebe hat. Und welche Liebe! Eine ganz aus Tugend bestehende Liebe. Es giebt keine Blindheit, welche Gewißheit ist. Die Seele sucht tastend die Seele und findet sie. Und diese gefundene und geprüfte Seele ist ein Weib. Eine Hand stützt uns, es ist die ihrige. Ein Mund streift unsere Stirn, es ist ihr Mund; man hört einen Athem ganz nahe bei sich, es ist der ihrige. Alles von ihr zu haben, von ihrem Cultus bis zu ihrem Mitleid; nie von ihr verlassen zu werden! die milde Schwäche zu haben, die uns unterstützt, sich auf dies unerschütterliche Rohr zu lehnen, mit seinen Händen die Vorsehung zu berühren und sie in seine Arme zu nehmen; den kostbarsten Schatz, welch ein Entzücken! das Herz, diese dunkle, himmlische Blume zeigt sich in einer geheimnißvollen Herzensergießung. Diese Dunkelheit würde man nicht um alle Helligkeit hingeben, die Engelsseele ist da, unablässig da;

entfernt sie sich, so geschieht es nur, um zurückzukehren; sie verschwindet wie der Traum und erscheint wieder, wie die Wirklichkeit. Man fühlt die Liebe, die sich nähert und sie ist da. Man strömt von heiterer Lust und Entzücken über; man ist freudestrahlend in der Nacht; und tausendfache kleine Sorgen, vielfaches Nichts, welches in dieser Leere ungeheuer ist. Die lieblichsten Töne der weiblichen Stimme, angewendet uns zu wiegen und für uns das verschwundene Weltall zu ersetzen. Man wird mit der Seele geliebkost, man sieht nichts, aber man fühlt sich angebetet. Das ist ein Paradies der Finsterniß.

Aus diesem Paradiese war der hochwürdige Bienvenu in das andere eingegangen.

Die Anzeige seines Todes wurde durch das Lokalblatt von M. am M. mitgetheilt. Herr Madeleine erschien am nächsten Tage ganz schwarz gekleidet, mit einem Trauerflor um den Hut.

Man bemerkte in der Stadt diese Trauer und scherzte darüber. Dies schien wie ein Strahl des Lichtes über den Ursprung des Herrn Madeleine. Man schloß daraus, er stehe in einiger Verwandtschaft mit dem ehrwürdigen Bischof. Er trauert für den Bischof von D., sagten die Salons. Das hob Herrn Madeleine sehr und gab ihm plötzlich ein gewisses Ansehen in der edlen Welt von M. am M. Die mikroscopische Vorstadt Saint-Germain des Ortes dachte daran, die Quarantaine für Herrn Madeleine, den Verwandten des Bischofs, aufzuheben. Er bemerkte sein Avencement durch mehrfache Grüße der alten Frauen und durch öfteres Lächeln der jungen. Eines Abends wagte es eine der ältesten Damen dieser kleinen großen Welt, neugierig aus Ancienitätsrecht, ihn zu fragen:

„Der Herr Maire sind ohne Zweifel ein Cousin des verstorbenen Herrn Bischofs von D.?

Er sagte: „Nein, Madame.“

„Aber", fuhr die Wittwe fort, „Sie tragen doch die Trauer um ihn?"

Er antwortete: „Das geschieht, weil ich in meiner Jugend Lakai in seiner Familie war."

Eine Bemerkung, die man auch noch machte, war, daß, so oft ein kleiner Savoyarde durch die Stadt kam, um Essen zu kehren, der Herr Maire ihn rufen ließ, ihn nach seinen Namen fragte und ihm Geld gab. Die kleinen Savoyarden sagten dies einander und es kamen sehr viele durch die Stadt.

V.

Unbestimmte Blitze am Horizont.

Allmälig und mit der Zeit war jede Opposition geschwunden. Anfangs hatte es gegen Herrn Madeleine eine Art von Gesetz, welchem Die stets unterliegen, die in die Höhe kommen, Anschwärzungen und Verläumdungen gegeben; dann waren es nur noch kleine Nichtswürdigkeiten; dann blos Bosheiten, und endlich verschwand auch das ganz; die Achtung wurde vollständig, einstimmig, herzlich, und es kam gegen 1821 eine Zeit, wo man die Worte: „Der Herr Maire in M. am M." beinahe mit demselben Klange aussprach wie die Worte: „Der Herr Bischof" 1815 in D. ausgesprochen wurden. Man kam von zehn Stunden in der Runde, um Herrn Madeleine zu Rathe zu ziehen. Er schlichtete die Zwistigkeiten, verhinderte Prozesse, söhnte Feinde mit einander aus. Jeder nahm ihn zum Richter

seines guten Rechtes. Er schien als Seele das Buch des natürlichen Rechtes zu haben. Es schien eine Ansteckung der Verehrung zu sein, welche binnen sechs oder sieben Jahren von Einem zum Andern die ganze Gegend erfaßte.

Ein einziger Mensch in der Stadt und in dem Bezirk entzog sich entschieden dieser Ansteckung, und was der Vater Madeleine auch thun mochte, er blieb rebellisch gegen ihn, als ob eine Art von Instinkt, unbestechlich und unablässig, ihn wach hielte und beunruhigte. Es konnte in der That scheinen, als ob in gewissen Menschen ein naher thierischer Instinkt herrschte. Rein und redlich, wie jeder Instinkt, welcher die Antipathien und die Sympathien erweckt, auf verhängnißvolle Weise eine Natur von der andern trennt, nicht zögert, sich nicht verwirren läßt, nicht schweigt und sich nie verläugnet, hell und in Dunkelheit, unfehlbar, gebieterisch, widerspenstig gegen alle Rathschläge des Verstandes, und gegen alle Auseinandersetzungen unvernünftig, und der, welcher Art auch die Geschicke sein mögen, insgeheim den Menschen-Hund von der Anwesenheit der Menschen-Katze, und den Menschen-Fuchs von der Anwesenheit des Menschen-Löwen benachrichtigt.

Oft, wenn der Herr Madeleine durch eine Straße ging, ruhig, theilnahmvoll umgeben von den Segnungen Aller, geschah es, daß ein Mensch von hohem Wuchs, gekleidet in einen eisengrauen Ueberrock, bewaffnet mit einem großen Stocke, den Kopf bedeckt mit einem herabgeschlagenen Hut, sich plötzlich hinter ihn umdreht, ihm mit den Augen folgt, bis er verschwunden war, die Arme kreuzt, den Kopf langsam schüttelt, die Oberlippe mit der Unterlippe bis zur Nase hinaufzieht, eine Art bedeutungsvollen Gesichterschneidens, welches sich übersetzen ließ: „Was ist denn das für ein Mensch? — Ganz gewiß habe ich ihn schon irgendwo gesehen; auf jeden Fall soll er mich nicht immer täuschen.“

Dieser Mensch, ernst durch eine beinahe drohende

Ernsthaftigkeit, gehörte zu denen, welche, selbst nur flüchtig gesehen, den Beobachter beschäftigen.

Er hieß Javert und gehörte zur Polizei.

Er bekleidete in M. am M. das peinliche, aber nützliche Amt eines Inspektors. Den Beginn Madeleine's hatte er nicht gesehen. Javert verdankte seinen Posten der Protektion des Herrn von Chambouillet, Sekretair des Staatsministers, Grafen Anglès, der damals Polizei-Präfekt von Paris war. Als Javert nach M. am M. kam, war das Glück des großen Fabrikbesitzers schon gemacht. Der Vater Madeleine war Herr Madeleine geworden.

Gewisse Polizei-Beamte haben eine eigenthümliche Physiognomie, die aus einem Wesen der Gemeinheit, gemischt mit einem Wesen der Autorität, besteht. Javert hatte diese Physiognomie, ohne die Gemeinheit.

Unserer Meinung nach würde man, wenn die Seelen den Augen sichtbar wären, ganz deutlich die sonderbare Erscheinung erblicken, daß jedes Individuum der menschlichen Gattung irgend einer der Gattungen der Thiere entspricht. Man könnte leicht die von den Denkern kaum geahnte Wahrheit erkennen, daß von der Auster bis zum Adler, von dem Schweine bis zum Tiger, alle Thiere in dem Menschen liegen und daß jedes derselben in einem Menschen enthalten ist, zuweilen sogar mehrere von ihnen zu gleicher Zeit.

Die Thiere sind nichts anderes, als die Gesichter unserer Tugenden und unserer Laster, vor unseren Augen umherirrend, die sichtlichen Phantome unserer Seelen. Gott zeigt sie uns, um uns zum Nachdenken zu bewegen. Da indeß die Thiere nur Schatten sind, hat Gott sie nicht erziehungsmäßig in dem vollständigen Sinn des Wortes geschaffen. Wozu auch? Dagegen hat Gott, da unsere Seelen Wirklichkeit sind, und ihr bestimmtes Endziel haben, ihnen den Verstand gegeben, das heißt die Möglichkeit der Erziehung. Die sociale Erziehung, wenn sie richtig geleitet

wird, kann stets aus einer Seele, welche sie auch sei, die Nützlichkeit ziehen, welche sie enthält.

Dies sei, wohlverstanden, aus dem beschränkten Gesichtspunkte des scheinbar irdischen Lebens gesagt, und, ohne der tieferen Frage über die frühere oder spätere Personalität der Wesen, die nicht Mensch sind, vorzugreifen. Das sichtbare Ich berechtigt auf keine Weise den Denker, das verborgene Ich zu leugnen. Nach diesem Vorbehalte gehen wir weiter.

Wenn man mit uns einen Augenblick zugiebt, daß in jedem Menschen eine von den thierischen Gattungen der Schöpfung liegt, ist es uns leicht zu sagen, was der Polizeibeamte Javert war.

Die asturischen Bauern hatten sich überzeugt, daß bei jedem Wurfe einer Wölfin ein Hund ist, der durch die Mutter getödtet wird, weil er sonst, wenn er heranwächst, die anderen Jungen umbringen würde.

Man gebe einem Hunde, der das Junge einer Wölfin ist, ein menschliches Gesicht, und er wird Javert sein.

Javert war in einem Gefängnisse von einer Kartenschlägerin geboren worden, deren Mann sich auf den Galeeren befand. Als er größer wurde, dachte er, daß er außerhalb der menschlichen Gesellschaft stände, und er verzweifelte daran, jemals in dieselbe eintreten zu können. Er bemerkte, daß die Gesellschaft unerläßlich zwei Klassen von Menschen ausschließt; die, welche sie angreifen, und die, welche sie bewachen. Er hatte zwischen diesen beiden Klassen die Wahl. Zugleich suchte er in sich einen gewissen Drang der Strenge, der Regelmäßigkeit und der Rechtschaffenheit, vereint mit einem unaussprechlichen Haß gegen die ganze Race der Zigeuner, der er selbst angehörte. Er trat bei der Polizei ein. Es glückte ihm. Mit 40 Jahren war er Inspektor. In seiner Jugend war er als Galeeren-Aufseher verwendet worden.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir uns über das Wort: menschliches Angesicht, welches wir so eben auf Javert anwendeten, verständigen.

Das menschliche Gesicht Javert's bestand aus einer Stumpfnase mit zwei tiefen Nasenlöchern, gegen welche sich über die Wange zwei ungeheure Backenbärte herabzogen. Man fühlte sich unbehaglich, wenn man zum ersten Male diese beiden Wälder und diese beiden Höhlen erblickte. Wenn Javert lachte, was selten und fürchterlich war, zogen seine schmalen Lippen sich auseinander und zeigten nicht nur seine Zähne, sondern auch sein Zahnfleisch, und es entstand um seine Nase eine dicke wilde Falte, wie um die Schnautze eines reißenden Thieres. Ernsthaft war Javert ein Hund, wenn er lachte war er ein Tiger. Uebrigens hatte er wenig Schädel und viel Kinnbacke; die Haare verbargen die Stirn bis auf die Augenbrauen herab; zwischen beiden Augen lag eine immerwährende Falte, wie ein zorniges Verhängniß; der Blick finster, der Mund zusammengekniffen und gefährlich, das Wesen eines grausamen Befehlshabers.

Dieser Mensch bestand aus zwei sehr einfachen und relativ sehr guten Gefühlen, die er aber beinahe immer durch die Uebertreibung zu schlechten Gefühlen machte. Ehrfurcht gegen die Behörden und Haß gegen den Aufstand; in seinen Augen waren Diebstahl, Mord, kurz alle Verbrechen nichts als verschiedene Formen der Rebellion. Er faßte mit einer Art blinden und innigen Glauben alles Das zusammen, was in dem Staate irgend ein Amt bekleidet, von dem Premierminister bis zum Feldhüter. Er hatte nur Verachtung, Widerwillen und Ekel gegen Alles, was einmal die gesetzliche Schwelle des Bösen überschritten hatte. Er war unbedingt und gab keine Ausnahme zu. Auf der einen Seite sagte er: „Der Beamte kann sich nicht täuschen; die Behörde hat niemals Unrecht." — Auf der andern Seite sagte er: „Diese da sind unwiderbringlich verloren.

Nichts Gutes kann von ihnen kommen.“ — Er theilte vollkommen die Ansicht jener überspannten Geister, welche dem menschlichen Gesetz eine gewisse Macht zuschreiben, Dämonen zu machen, oder, wenn man will, zu beweisen, und welche einen Styx an den Fuß der Gesellschaft legen. Er war stoisch, ernst, streng; ein finsterer Träumer; demüthig und hochmüthig wie die Fanatiker. Sein Blick war eine Schraube; er war kalt und durchdringend. Sein ganzes Leben ließ sich durch die beiden Worte ausdrücken: Wachen — überwachen. Er hatte die grade Linie bei dem eingeführt, was es in der Welt Gewundenes giebt; er hatte das Bewußtsein seiner Nützlichkeit, die Religion seiner Funktionen, und war Spion, wie man Priester ist. Wehe Jedem, der in seine Hände fiel! Er hätte seinen Vater arretirt, wenn er aus dem Bagno entsprungen wäre, und seine Mutter angezeigt, wenn sie den Bann gebrochen hätte. Er hätte dies mit jener Art von demüthiger Befriedigung gethan, welche die Tugend verleiht. Bei alledem ein Leben der Entsagung, des Alleinstehens, der Selbstverleugnung, der Keuschheit; nie eine Zerstreuung. Er war die unerbittliche Pflicht. Die Polizei verstehend, wie die Spartaner Sparta verstanden. Eine unerbittliche Wache, eine wilde Rechtschaffenheit, ein marmorartiger Polizeispion, Brutus und Vidocq.

Die ganze Person Javert's sprach einen Menschen aus, der spionirt und sich der Beobachtung entzieht. Die mystische Schule Joseph de Maistre, welche in jener Zeit mit hoher Weltentstehungslehre das würzte, was man die Ultrazeitungen nannte, würde nicht ermangelt haben, zu sagen, daß Javert ein Symbol war. Man sah nicht seine Stirn, die unter seinem Hute verschwand; man sah nicht seine Augen, die unter seinen Augenwimpern sich verbargen; man sah nicht sein Kinn, das sich in seine Halsbinde senkte; man sah nicht seine Hände, die in die Aermel zurückgezogen waren; man sah nicht seinen Rock, den er unter seinen

Ueberrock trug. Erschien aber die Gelegenheit, so sah man plötzlich aus dieser Dunkelheit wie aus einem Hinterhalte eine eckige niedrige Stirn, einen verderblichen Blick, ein drohendes Kinn, gewaltige Hände und einen ungeheuren Knittel hervorkommen.

In seinen Augenblicken der Muse, die nicht sehr häufig waren, las er, obgleich er die Bücher haßte; so kam es, daß er nicht ganz ungelehrt war. Das ließ sich aus einigem rednerischen Pomp erkennen.

Er hatte kein Laster, wie wir sagten. War er mit sich selbst zufrieden, dann gewährte er sich eine Priese Taback. Dadurch hing er mit der Menschheit zusammen.

Man wird leicht begreifen, daß Javert der Schrecken jener ganzen Klasse war, welche das Justizministerium alljährlich durch die Rubrik bezeichnet: Landläufer. Der Name Javerts, wenn er ausgesprochen wurde, trieb sie in die Flucht; das Gesicht Javerts, wenn es sich zeigte, machte sie erstarren.

So war dieser fürchterliche Mensch.

Javert glich einem beständig auf Herrn Madeleine gerichteten Auge. Ein Auge voll Argwohn und Vermuthungen. Herr Madeleine hatte dies zuletzt bemerkt, aber es schien für ihn bedeutungslos zu sein. Er richtete deshalb nicht einmal eine Frage an Javert; er suchte ihn weder auf, noch vermied er ihn; er ertrug, ohne daß er darauf zu achten schien, diesen lästigen, beinahe hassenden Blick. Er behandelte Javert wie alle Welt mit Ungezwungenheit und Güte.

Aus einigen Worten, die Javert entschlüpft waren, errieth man, daß er mit jener Neugier, die dieser Race eigenthümlich ist und bei welcher eben so viel Instinkt wie Absicht herrscht, geheime Nachforschungen nach allen früheren Spuren, die Herr Madeleine irgendwo hinterlassen haben konnte, angestellt hatte. Er schien zu wissen und sagte es

zuweilen mit deutlichen Worten, daß Jemand gewisse Erkundigungen in einer gewissen Gegend nach einer gewissen verschwundenen Familie angestellt hätte. Einmal begegnete es ihm, indem er mit sich selbst sprach, zu sagen: „Ich glaube, ich halte ihn!“ — Dann war er drei Tage sehr nachdenkend, ohne ein einziges Wort zu äußern. Es scheint danach, daß der Faden, den er erfaßt zu haben glaubte, gerissen war.

Uebrigens, und dies ist die Milderung dessen, was der Sinn gewisser Worte zu Entschiedenes bieten könnte, kann es nichts wahrhaft Unfehlbares in einem menschlichen Geschöpfe geben, und das Eigenthümliche des Instinktes ist es gerade, daß er sehr leicht irre gemacht, auf die falsche Spur gebracht und abgeleitet werden kann. Sonst würde er dem Verstande überlegen sein, und das Thier wäre dann erleuchteter, wie der Mensch.

Javert wurde offenbar ein wenig beirrt durch die vollständige Ruhe und Natürlichkeit des Herrn Madeleine.

Eines Tages jedoch schien sein auffallendes Benehmen Eindruck auf Herrn Madeleine zu machen.

Hier, bei welcher Gelegenheit.

VI.

Der Vater Fauchelevent.

Herr Madeleine ging eines Morgens durch ein ungepflastertes Gäßchen in M. am M., er hörte Lärm und sah in einiger Entfernung eine Menschengruppe. Er ging hin.

Ein alter Mann, genannt der Vater Fauchelevent, war unter seinen Karren gefallen, dessen Pferd niedergestürzt.

Dieser Fauchelevent war einer der wenigen Feinde, die Herr Madeleine zu jener Zeit noch hatte. Als Madeleine in das Land kam, hatte Fauchelevent, ehemaliger Gerichtsschreiber und ein beinahe gelehrter Bauer, einen Handel, mit dem es schlecht zu gehen anfing. Fauchelevent sah diesen einfachen Arbeiter, der reich wurde, während er, der Herr, zu Grunde ging. Das erfüllte ihn mit Eifersucht, und er that Alles, was er vermochte, um Madeleine bei jeder Gelegenheit zu schaden. Dann machte er Bankerott, und da er alt war und nichts mehr besaß, als einen Karren und ein Pferd, übrigens auch ohne Familie und ohne Kinder war, wurde er, um zu leben, Kärrner.

Das Pferd hatte beide Schenkel gebrochen und konnte nicht wieder aufstehen. Der Greis lag unter den Rädern. Der Fall war so unglücklich gewesen, daß der ganze Wagen ihm auf der Brust lastete. Der Karren war ziemlich schwer beladen. Der Vater Fauchelevent stieß ein klägliches Stöhnen aus. Man hatte versucht, ihn herauszuziehen, aber vergebens. Unpassend geleistete Hülfe, ungeschickter Beistand, ein falscher Stoß konnten ihn tödten. Es war unmöglich, ihn anders frei zu machen, als indem man den Wagen von unten aufhob. Javert, der in dem Augenblick des Unfalles hinzugekommen war, hatte nach einer Wagenwinde geschickt.

Herr Madeleine trat zu der Gruppe. Achtungsvoll wich man vor ihm zurück.

„Zu Hülfe!“ schrie der alte Fauchelevent. „Wer ist ein so gutes Kind, daß er einen Alten rettet?“

Herr Madeleine wendete sich zu den Umstehenden:

„Hat man eine Winde?“

„Es ist nach einer geschickt worden,“ antwortete ein Bauer.

„In wie langer Zeit wird man sie haben?“

„Man ist nach dem nächsten Orte gegangen, nach Flachot, wo ein Schmied ist; aber es wird noch immer eine gute Viertelstunde erforderlich sein."

„Eine Viertelstunde!" rief Madeleine aus.

Es hatte den Tag zuvor geregnet; der Boden war durchweicht, der Karren drang mit jedem Augenblicke tiefer ein und preßte mehr und mehr auf die Brust des alten Kärrners. Es war offenbar, daß, ehe fünf Minuten vergingen, die Rippen zerbrochen sein mußten.

„Es ist unmöglich, eine Viertelstunde zu warten," sagte Madeleine zu den Bauern, die zusahen.

„Es muß wohl sein."

„Aber es würde nicht mehr Zeit sein! Seht Ihr denn nicht, daß der Karren immer tiefer eindringt?"

„Freilich."

„Hört," fuhr Madeleine fort, „es ist noch genug Platz unter dem Wagen, so daß ein Mensch hinunterkriechen und ihn mit dem Rücken aufheben kann. Nur eine halbe Minute und man zieht den armen Menschen heraus. Giebt es hier Jemand, der Kraft und Herz hat? Es sind fünf Louisd'or zu gewinnen!"

Niemand regte sich in der Gruppe.

„Zehn Louisd'or," sagte Madeleine.

Die Umstehenden senkten die Augen. Einer von ihnen murmelte: „Man müßte verteufelt stark sein. Und dann läuft man Gefahr, gequetscht zu werden!"

„Nun," sagte Madeleine wieder, „zwanzig Louisd'or!"

Gleiches Schweigen.

„Es ist nicht der gute Wille, der ihnen fehlt," sagte eine Stimme.

Herr Madeleine kehrte sich um und erkannte Javert. Er hatte ihn nicht bemerkt, als er gekommen war.

Javert fuhr fort:

„Es ist die Kraft. Es wäre ein fürchterlicher Mensch

erforderlich, um einen Wagen so auf seinen Rücken empor zu heben."

Dann sah er Herrn Madeleine fest an, und fuhr fort, indem er jedes der ausgesprochenen Worte scharf betonte:

„Herr Madeleine, ich habe nur einen einzigen Menschen gekannt, der im Stande gewesen wäre, das zu vollbringen, was Sie verlangen."

Madeleine erbebte.

Javert fügte mit dem Tone der Gleichgültigkeit, aber ohne die Augen von Madeleine abzuwenden, hinzu:

„Das war ein Galeerenzüchtling."

„So!" sagte Madeleine.

„Im Bagno von Toulon."

Madeleine erblaßte.

Indeß sank der Karren langsam immer tiefer ein.

Der Vater Fauchelevent keuchte und heulte:

„Ich ersticke! Es zerbricht mir die Rippen! Eine Winde! Irgend etwas! Ach!"

Madeleine blickte umher:

„Ist denn Niemand hier, der zwanzig Louisd'or gewinnen und dem armen Alten das Leben retten will?"

Keiner der Umstehenden rührte sich. Javert sagte wieder:

„Ich habe nur einen Menschen gekannt, der eine Wagenwinde ersetzen konnte, und das war ein Galeerensträfling."

„Ach, es zerdrückt mich!" schrie der Greis.

Madeleine erhob den Kopf, begegnete dem Falkenauge Javerts, daß noch immer auf ihn gerichtet war, sah die Bauern regungslos stehen und lächelte trübe. Dann, ohne ein Wort zu sagen, sank er auf die Knie nieder, und ehe noch die Menge die Zeit gefunden hatte, einen Schrei auszustoßen, war er schon unter dem Wagen.

Es entstand ein entsetzlicher Augenblick der Erwartung und des Schweigens.

Madeleine lag beinahe auf dem Bauch unter dem furchtbaren Gewichte, und versuchte zwei Mal vergebens, seine Ellenbogen seinen Knieen zu nähern. Man rief ihm zu:

„Vater Madeleine, ziehen Sie sich zurück!“

Der alte Fauchelevent selbst sagte:

„Herr Madeleine, gehen Sie. Ich muß sterben, sehen Sie wohl! Lassen Sie mich! Sie werden sich auch erdrücken lassen!“ — Madeleine antwortete nicht.

Die Umstehenden waren athemlos. Die Räder sanken immer tiefer ein, und schon war es beinahe unmöglich für Madeleine geworden, unter dem Wagen hervorzukommen.

Plötzlich sah man die ungeheuere Masse sich bewegen, den Karren sich langsam erheben. Die Räder kamen halb aus dem Gleise heraus. Man hörte eine erstickte Stimme, welche schrie: „Eilt! Helft!“ Es war Madeleine, der eine letzte Anstrengung gemacht hatte.

Alle stürzten hinzu. Die Aufopferung eines Einzigen hatte den Uebrigen Kraft und Muth verliehen. Der Karren wurde von zwanzig Armen gehoben. Der alte Fauchelevent war gerettet.

Madeleine stand auf. Er war bleich, schweißtriefend. Seine Kleider waren zerrissen und mit Koth bedeckt. Alle weinten. Der Greis küßte ihm die Knie und nannte ihn den guten Gott. Er hatte im Gesicht einen unbestimmten Ausdruck des glücklichen und himmlischen Leidens und richtete seinen ruhigen Blick auf Javert, der ihn noch immer beobachtete.

VII.

Fauchelevent wird Gärtner in Paris.

Fauchelevent hatte sich die Kniescheibe bei seinem Sturze ausgefallen. Der Vater Madeleine ließ ihn nach dem Krankenhause bringen, welches er für seine Arbeiter in seiner Fabrik selbst hatte einrichten lassen, und in welchem zwei barmherzige Schwestern die Aufsicht führten. Am nächsten Morgen fand der Greis eine Banknote von tausend Francs auf seinem Nachttisch und dabei die von der Hand des Vater Madeleine geschriebenen Worte: „Ich kaufe Ihnen Ihren Karren und Ihr Pferd ab.“ Der Karren war zerbrochen, das Pferd war todt. Fauchelevent genas, aber sein Knie blieb steif. Herr Madeleine brachte durch die Empfehlung seiner barmherzigen Schwestern und seines Pfarrers den alten Mann als Gärtner in einem Frauenkloster des Viertels St. Antoine in Paris unter.

Einige Zeit darauf wurde Herr Madeleine zum Maire ernannt. Das erste Mal als Javert Herrn Madeleine mit der Schärpe bekleidet sah, welche ihm die höchste Autorität in der Stadt verlieh, empfand er jene Art von Beben, welches ein Hund fühlt, wenn er einen Wolf unter den Kleidern seines Gebieters wittert. Von diesem Augenblick an vermied er ihn so viel als möglich. Wenn die Bedürfnisse des Dienstes es gebieterisch forderten und er nicht umhin konnte, sich bei dem Herrn Maire einzufinden, sprach er zu ihm mit der tiefsten Ehrerbietung.

Das Gedeihen, welches der Vater Madeleine in M.

am M. hervorrief, hatte außer den sichtlichen Zeichen, die wir bereits andeuteten, noch ein anderes Symptom, das zwar nicht sichtbar, deshalb nicht minder bedeutungsvoll war. Dies Symptom täuschte nie. Wenn die Bevölkerung leidet, wenn es an Arbeit mangelt, wenn der Handel vernichtet ist, leistet der Steuerpflichtige aus Mangel die Abgaben nicht pünktlich, läßt die Termine herankommen, und überschreitet sie, und der Staat giebt viel Geld für Zwangsmaßregeln aus. Ist Arbeit vorhanden, das Land glücklich und reich, so wird die Steuer leicht bezahlt und kostet dem Staat wenig. Man kann sagen, daß das öffentliche Elend und der öffentliche Reichthum einen unfehlbaren Thermometer haben, die Kosten für die Einziehung der Steuer. In sieben Jahren hatten diese Kosten sich in dem Arrondissement von M. am M. um drei Viertel verringert, so daß dieses Arrondissement von Herrn Villèle, der damals Finanzminister war, oft unter allen andern erwähnt wurde.

So war die Lage des Landes, als Fantine dahin zurückkehrte. Niemand erinnerte sich mehr ihrer. Zum Glück glich die Thür der Fabrik des Herrn Madeleine einem Freundesgesichte. Sie zeigte sich an derselben und wurde in die Werkstätte der Frauen aufgenommen. Die Arbeit war durchaus neu für Fantine; sie konnte deshalb auch nicht geschickt darin sein und gewann daher nur wenig durch ihr Tagelohn; aber es genügte doch, und das Problem war also gelöst: sie gewann ihren Lebensunterhalt.

VIII.

Madame Victurnien giebt 30 Francs für die Moral aus.

Als Fantine sah, daß sie leben konnte, hatte sie einen Augenblick der Freude. Rechtschaffen von seiner Arbeit zu leben, welche Gnade des Himmels! Ihre Neigung zur Arbeit kehrte in der That zurück. Sie kaufte einen Spiegel, betrachtete in demselben mit Vergnügen ihre Jugend, ihre schönen Haare, ihre schönen Zähne, vergaß Vieles, und dachte nur an ihre Cosette und an die mögliche Zukunft; sie war beinahe glücklich. Sie miethete ein kleines Stübchen und möblirte es auf Credit, auf ihre künftige Arbeit; ein Ueberbleibsel ihrer Gewohnheit der Unordnung.

Da sie nicht sagen konnte, daß sie verheirathet sei, hatte sie sich, wie wir es bereits vermuthen ließen, wohl gehütet, von ihrem kleinen Mädchen zu sprechen.

Im Anfange bezahlte sie, wie man gesehen hat, die Thénardiers pünktlich. Da sie nur ihren Namen unterschreiben konnte, war sie gezwungen, sich zu ihren Briefen eines öffentlichen Schreibers zu bedienen.

Sie schrieb oft und das fiel auf. Man fing an, in der Frauenwerkstätte leise zu flüstern, daß Fantine Briefe schrieb, und daß sie Heimlichkeiten hätte.

Niemand versteht es so gut, die Handlungen der Leute auszuspioniren, als die, welchen dieselben nichts angehen. — Weshalb kommt dieser Herr nur immer in der Dämmerung? Weshalb hängt jener Herr seinen Schlüssel Donners-

tags niemals an den Nagel? Weshalb schlägt er beständig die Nebenstraßen ein? Weßhalb verläßt Madame den Fiacre jederzeit, ehe sie an ihrem Hause ist? Weshalb läßt sie ein Buch Briefpapier kaufen, während sie in ihrer Briefmappe doch noch eine Menge davon hat? u. s. w. u. s. w. — Es giebt Menschen, die, um die Lösung dieser Räthsel kennen zu lernen, welche ihnen übrigens vollkommen gleichgültig sind, mehr Geld ausgeben, mehr Zeit verschwenden, und sich mehr Mühe machen, als zu zehn guten Handlungen erforderlich wäre; und das Alles umsonst nur des Vergnügens wegen, ohne für die Neugier anders als durch Neugier belohnt zu werden. Sie folgen Diesem oder Jener Tage lang, stehen Stunden lang Schildwach an den Ecken der Straßen, unter den Thorwegen, in der Nacht, bei Kälte und Regen, bestechen Commissionäre, berauschen Fiacrekutscher und Lakaien, erkaufen eine Kammerfrau oder einen Portier. Wozu? Um Nichts. Reine Begierde, zu sehen, zu wissen, zu erforschen. Bloße Sucht, zu klatschen. Und oft führen diese erforschten Geheimnisse, diese verkündeten Mysterien, diese an das Tageslicht gezogenen Räthsel Katastrophen, Duelle, Bankerotte, zu Grunde gerichtete Familien, vernichtete Existenzen zur großen Freude derer herbei, welche Alles ohne Interesse und nur aus Instinkt entdeckt haben. Eine traurige Sache.

Gewisse Personen sind boshaft, lediglich aus Bedürfniß, zu schwatzen. Ihre Unterhaltung, Geplauder in dem Salon, Gewäsch in dem Vorzimmer, gleicht den Kaminen, welche schnell das Holz verbrauchen; sie bedürfen viel Brennstoff, und ihr Brennstoff sind ihre Nächsten.

Man beobachtete also Fantine.

Ueberdies waren mehr als Eine eifersüchtig auf ihre blonden Haare und ihre weißen Zähne.

Man entdeckte, daß sie sich in der Werkstatt mitten unter den Andern oft umwendete, um eine Thräne zu

trocknen. Das geschah in den Augenblicken, wo sie an ihr Kind dachte; vielleicht auch an den Mann, den sie geliebt hatte.

Das Zerreißen der finstern Bande der Vergangenheit ist eine schmerzliche Arbeit.

Man wußte, daß sie schrieb, wenigstens zwei Mal monatlich und immer an dieselbe Adresse, und daß sie ihre Briefe frei machte. Es gelang, sich die Adresse zu verschaffen: An Herrn Thénardier, Gastwirth in Montfermeil. Man brachte den öffentlichen Schreiber zum Schwatzen, einen alten Mann, der seinen Bauch nicht mit rothem Wein füllen konnte, ohne seine Tasche von Geheimnissen zu leeren. Kurz, man erfuhr, daß Fantine ein Kind hatte.

„Sie mußte eine Art öffentlicher Dirne sein.“

Es fand sich eine Klatschgevatterin, welche die Reise nach Montfermeil unternahm, mit den Thénardiers sprach und bei ihrer Rückkehr sagte:

„Für meine 35 Francs habe ich mein Herz erleichtert, ich sah das Kind!“

Die Klatschgevatterin, welche dies that, hieß Madame Victurnien, Bewahrerin und Thürhüterin der Tugend aller Welt. Madame Victurnien war 56 Jahre alt und wattirte die Maske der Häßlichkeit mit der Maske des Alters. Meckernde Stimme, galliger Geist. Dieses alte Weib war jung gewesen zum Verwundern. In ihrer Jugend, mitten in 93, hatte sie einen Mönch geheirathet, der in der rothen Mütze aus dem Kloster entsprungen und von den Bernhardinern zu den Jakobinern übergegangen war. Sie war dürr, rauh, widerwärtig, spitzig, dornig, beinahe giftig; dabei erinnerte sie sich an ihren Mönch, von dem sie verwittwet war und der sie unterdrückt und gebeugt hatte. Sie war eine Nessel, an der man das Anstreifen der Mönchskutte bemerkte. Mit der Restauration war sie bigott geworden, und zwar so entschieden, daß die Priester

ihr ihren Mönch verziehen. Sie hatte ein kleines Besitzthum, welches sie mit vielem Lärm einer religiösen Gemeinde vermachte. Sie wurde in dem erzbischöflichen Palast von Arras sehr gern gesehen. Diese Madame Victurnien ging also nach Montfermeil, und als sie von dort zurückkehrte, sagte sie: „Ich habe das Kind gesehen."

Das Alles nahm Zeit in Anspruch; Fantine war seit länger als einem Jahre in der Fabrik, als eines Morgens die Aufseherin der Werkstatt ihr von Seiten des Herrn Maire 50 Francs übergab und ihr sagte, sie gehöre nicht mehr zur Fabrik, sie auch von Seiten des Herrn Maire aufforderte, die Stadt zu verlassen.

Dies geschah in eben dem Monat, als die Thénardiers, nachdem sie zwölf Francs statt sieben verlangt hatten, funfzehn Francs statt zwölf forderten.

Fantine war niedergeschmettert. Sie konnte nicht fort, sie schuldete noch ihren Miethzins und ihre Möbel. Funfzig Francs genügten nicht, um diese Schuld zu bezahlen. Sie stammelte einige flehende Worte. Die Aufseherin sagte ihr, daß sie die Werkstatt sofort zu verlassen hätte. Fantine war übrigens nur eine mittelmäßige Arbeiterin. Noch mehr durch Scham niedergebeugt, als durch Verzweiflung, verließ sie die Werkstatt und ging auf ihr Zimmer. Ihr Fehltritt war also jetzt allgemein bekannt.

Sie fühlte nicht mehr die Kraft, ein Wort zu sprechen. Man rieth ihr, den Herrn Maire aufzusuchen; sie wagte es nicht. Der Maire gab ihr funfzig Francs, weil er gut war, und wies sie fort, weil er gerecht war. Sie beugte sich unter diesen Ausspruch.

IX.

Erfolge der Madame Victurnien.

Die Wittwe des Mönches war also zu irgend etwas gut. Uebrigens hatte Herr Madeleine von dem Allen nichts erfahren. Das sind dergleichen Ereignisse, von denen das Leben erfüllt ist. Herr Madeleine hatte die Gewohnheit, beinahe nie die Werkstatt der Frauen zu betreten.

Er stellte an die Spitze dieses Saales eine alte Jungfer, die der Pfarrer ihm empfahl, und hatte volles Vertrauen zu dieser Aufseherin, einer wahrhaft achtungswerthen, festen, redlichen, billigen Person, erfüllt von der Barmherzigkeit, welche darin besteht, zu geben. Sie besaß aber nicht in gleichem Grade die Barmherzigkeit, welche darin besteht, zu begreifen und zu verzeihen. Herr Madeleine verließ sich in Allem auf sie. Die besten Menschen sind zuweilen gezwungen, ihre Autorität zu übertragen. In dieser Vollmacht und mit der Ueberzeugung, recht zu thun, hatte die Aufseherin den Prozeß eingeleitet, und Fantine gerichtet, verurtheilt und hingerichtet.

Was die funfzig Francs betraf, so nahm sie dieselben von einer Summe, die Herr Madeleine ihr zu Almosen und Unterstützungen für die Arbeiterinnen übergeben hatte, und von der sie ihm keine Rechnung abzulegen brauchte.

Fantine bot sich als Magd an; sie ging von einem Hause zum andern. Niemand wollte sie haben. Sie hatte die Stadt nicht verlassen können. Der Trödler, dem sie ihre Möbel schuldig war — und was für Mö-

bel! — sagte: „Wenn Sie sich entfernen, so lasse ich Sie als Diebin verhaften.“ Der Hausbesitzer, dem sie den Miethzins schuldig war, sagte: „Sie sind jung und hübsch: Sie können bezahlen.“ Sie theilte die funfzig Francs zwischen dem Hauseigenthümer und dem Trödler, gab dem Händler drei Viertel seines Mobiliars zurück, behielt nur das Nothwendigste und sah sich so ohne Arbeit, ohne Stand, hatte nichts mehr als ihr Bett und war noch ungefähr 100 Francs schuldig.

Sie begann grobe Hemden für die Soldaten der Garnison zu nähen und gewann dabei täglich 12 Sous. Ihre Tochter kostete davon 10. Um diese Zeit begann sie die Thénardiers unregelmäßig zu bezahlen.

Eine alte Frau, die ihr ihr Licht anzündete, wenn sie Abends nach Hause kam, unterrichtete sie indeß in der Kunst, in dem Elende zu leben. Hinter dem Leben von wenig steht das Leben von nichts. Dies sind zwei Kammern; die erste ist finster, die andere ist schwarz.

Fantine lernte, wie man während des Winters das Feuer ganz entbehren kann, wie man auf einen Vogel verzichtet, der für einen Liard Hirse alle zwei Tage frißt, wie man aus einem Unterrock seine Bettdecke und aus seiner Bettdecke seinen Unterrock macht, wie man sein Licht spart, indem man sein Abendessen bei dem Lichte des gegenüber liegenden Fensters verzehrt. Man weiß nicht, was gewisse schwache Wesen, die in der Entbehrung und Rechtschaffenheit alt geworden sind, mit einem Sou anzufangen verstehen. Das wird zuletzt ein Talent, Fantine erwarb dieses erhabene Talent und gewann wieder etwas Muth.

Um diese Zeit sagte sie zu einer Nachbarin: „Ei was! Ich sage mir: Wenn ich nur fünf Stunden schlafe und die ganze übrige Zeit an meiner Nähterei arbeite, so wird es mir doch gelingen, so ziemlich mein Brod zu gewinnen. Und dann ißt man auch wenig, wenn man traurig ist. Nun

wohl, Leiden, Sorgnisse, etwas Brod auf der einen Seite, Kummer auf der andern, das wird mich ernähren."

In dieser Noth ihr kleines Mädchen bei sich zu haben, wäre ein großes Glück gewesen. Sie dachte daran, das Kind kommen zu lassen. Doch was! Es ihre Entbehrungen theilen zu lassen? Und dann war sie auch den Thénardiers schuldig! Wie sollte sie ihre Schuld bezahlen? Und die Reise! Wovon die bestreiten?

Die Alte, welche ihr, wie man es nennen könnte, Unterricht im dürftigen Leben gegeben hatte, war eine fromme Alte, Namens Margarethe, fromm von der guten Art der Frömmigkeit, arm und mildthätig gegen die Armen und selbst gegen die Reichen; sie konnte eben genug schreiben, um ihren Namen M a r g a r e t h e zu unterzeichnen, und glaubte an Gott, was eine Weisheit ist.

Es giebt viele solche Tugenden unten; einst werden sie oben stehen. Dieses Leben hat eine Zukunft.

Während der ersten Zeit war Fantine so verschämt gewesen, daß sie nicht auszugehen wagte.

Wenn sie auf der Straße war, errieth sie, daß man sich hinter ihr umdrehte und mit Fingern auf sie zeigte; alle Welt sah sie an und Niemand grüßte sie; die kalte schneidende Geringschätzung der Vorübergehenden drang ihr in das Fleisch und die Seele wie ein Nordostwind.

In den kleinen Städten scheint eine Unglückliche nackt unter den Spöttereien und der Neugier Aller zu sein. In Paris wird man wenigstens von Niemand gekannt, und diese Unbekanntheit ist ein Kleidungsstück. Ach, wie sehr hätte sie gewünscht, nach Paris gehen zu können! Unmöglich! Sie mußte sich wohl an die Geringschätzung gewöhnen, wie sie sich an die Dürftigkeit gewöhnt hatte. Allmälig faßte sie einen Entschluß. Nach zwei oder drei Monaten schüttelte sie die Scham ab und ging aus, als ob nichts vorgefallen wäre. „Es ist mir ganz gleichgültig," sagte sie.

Sie ging und kam, den Kopf hoch, mit bitterem Lächeln auf den Lippen und fühlte, daß sie schamlos wurde.

Madame Victurnien sah sie zuweilen von ihrem Fenster aus vorübergehen, bemerkte die Noth „dieser Creatur", die Dank ihr „auf ihre Stelle gewiesen war", und wünschte sich Glück dazu. Die Boshaften haben ein schwarzes Glück.

Die übermäßige Arbeit ermüdete Fantine, und ihr kurzer trockener Husten nahm zu. Sie sagte zuweilen zu ihrer Nachbarin Margarethe: „Fühlen Sie nur, wie heiß meine Hände sind."

Indeß Morgens, wenn sie mit einem alten zerbrochenen Kamme ihre schönen Haare kämmte, welche wie Seide glänzten, dann hatte sie eine Minute glücklicher Coquetterie.

X.

Fortsetzung.

Sie war gegen Ende des Februars entlassen worden; der Sommer ging vorüber und der Winter kehrte zurück. Kurze Tage, weniger Arbeit. Im Winter keine Wärme, kein Licht, kein Mittag, der Abend berührt den Morgen, Nebel, Dämmerung, das Fenster ist grau, man sieht nicht deutlich. Der Himmel ist ein Luftloch. Der ganze Tag ist ein Keller. Die Sonne hat das Aussehen eines Armen. Entsetzliche Jahreszeit! Der Winter verwandelt in Stein das Wasser des Himmels und das Herz des Menschen. Ihre Gläubiger bestürmten sie.

Fantine erwarb zu wenig. Ihre Schulden waren gewachsen. Die Thénardiers, welche schlecht bezahlt wurden, schrieben ihr alle Augenblicke Briefe, deren Inhalt sie in Verzweiflung stürzte und deren Porto sie zu Grunde richtete. Eines Tages schrieben sie ihr, daß ihre kleine Cosette bei der jetzigen Kälte ganz nackt wäre, daß sie einen wollenen Rock brauchte, und daß die Mutter dazu wenigstens 10 Francs schicken müßte. Sie empfing den Brief und drückte ihn den ganzen Tag über in ihrer Hand zusammen. Abends trat sie bei einem Barbier ein, der an der Ecke der Straße wohnte, und zog ihren Kamm heraus. Ihre wunderschönen blonden Haare fielen bis zu den Hüften herab.

„Die schönen Haare!"

„Wie viel würden Sie mir dafür geben?"

„10 Francs."

„Schneiden Sie sie ab."

Sie kaufte einen gestrickten wollenen Rock und schickte ihn den Thénardiers.

Dieser Rock machte die Thénardiers wüthend. Sie hatten Geld gewollt. Sie gaben den Rock an Eponine. Die arme Lerche fuhr fort, vor Frost zu klappern.

Fantine dachte: „Mein Kind friert nicht mehr. Ich habe es mit meinen Haaren gekleidet." — Sie setzte kleine runde Häubchen auf, die ihren geschornen Kopf bedeckten, und in denen sie noch hübsch war.

Eine finstere Arbeit entstand in dem Herzen Fantinens.

Als sie sah, daß sie ihren Haarputz nicht mehr hatte, begann sie Alles rings um sich her zu hassen. Lange hatte sie die Verehrung Aller für den Vater Madeleine getheilt; indem sie sich aber wiederholte, daß er es war, der sie verjagt hatte, und daß er die Ursache ihres Unglücks sei, haßte sie auch ihn, ganz besonders ihn. Wenn sie an der Fabrik zu den Stunden vorüberging, an welchen die Ar-

weiter an der Thür stehen, zwang sie sich, zu lachen und zu singen.

Eine alte Arbeiterin, die sie einstmals auf diese Weise singen und lachen sah, sagte: „Das ist ein Mädchen, welches ein schlechtes Ende nehmen wird.“

Fantine nahm einen Geliebten, den Ersten Besten, einen Menschen, den sie nicht liebte, nur aus Prahlerei, die Wuth im Herzen. Er war ein Elender, eine Art Bettelmusikant, ein arbeitsscheuer Schelm, der sie schlug, und der sie verließ, wie sie ihn genommen hatte, mit Ekel.

Sie betete ihr Kind an.

Je tiefer sie sank, je mehr Alles rings um sie her finster wurde, um desto heller strahlte der kleine Engel in dem Grunde ihrer Seele. Sie sagte sich: „Wenn ich reich sein werde, habe ich meine Cosette bei mir,“ und sie lachte. Der Husten wich nicht mehr und sie hatte Rückenschweiße.

Eines Tages empfing sie von den Thénardiers einen Brief, der so lautete: „Cosette ist krank, an einer Krankheit, die in dem Lande herrscht, ein Frieselfieber, wie man es nennt. Es sind theure Arzneien nöthig. Das richtet uns zu Grunde, und wir können nichts mehr bezahlen. Wenn Sie nicht vierzig Francs schicken, ehe acht Tage vergehen, so ist die Kleine todt.“

Sie lachte laut auf und sagte zu ihrer alten Nachbarin: „Ha, die sind gut! Weiter nichts? Das macht zwei Napoleons! Wo wollen sie, daß ich sie hernehmen soll? Sind die dumm, diese Bauern!“

Indeß ging sie auf die Treppe zu einer Bodenluke und las den Brief wieder.

Dann ging sie die Treppe hinab und auf die Straße, laufend, springend, lachend.

Jemand, der ihr begegnete, sagte: „Was haben Sie denn, daß Sie so lustig sind?“

Sie antwortete: „Es ist eine gute Dummheit, welche

mir Leute vom Lande geschrieben haben. Sie fordern vierzig Francs von mir. Geht, Bauern!"

Wie sie über den Platz ging, sah sie viele Menschen, die einen Wagen von sonderbarer Gestalt umringten, und von dessen Imperiale herab ein Mann, der ganz roth gekleidet war, eine Rede hielt. Es war ein marktschreierischer Zahnarzt, der dem Publikum vollständige Gebisse, Opiate, Pulver und Elixire antrug.

Fantine mischte sich unter die Zuschauer und lachte gleich den Andern über die Anrede, in welcher Rothwälsch für den Pöbel war und Kauderwälsch für die anständigen Leute. Der Zahnbrecher sah das schöne Mädchen, welches lachte, und rief plötzlich:

„Sie haben schöne Zähne, Sie, Mädchen, das da lacht. Wenn Sie mir Ihre beiden Spatel verkaufen wollen, so gebe ich Ihnen für jeden einen Napoleonsd'or."

„Was ist das, meine Spatel?" fragte Fantine.

„Die Spatel", entgegnete der Zahnarzt, „das sind die Vorderzähne, die beiden oberen."

„Abscheulich!" rief Fantine.

„Zwei Napoleons!" brummte ein altes, zahnloses Weib, das neben ihr stand. „Das ist Eine, die glücklich ist!"

Fantine entfloh und hielt sich die Ohren zu, um nicht die heisere Stimme des Marktschreiers zu hören, der ihr nachrief:

„Ueberlegen Sie es, meine Schöne! Zwei Napoleons. Das kann nützen. Wenn das Herz Sie treibt, so kommen Sie diesen Abend in das Wirthshaus zum „Silbernen Oberlauf", Sie finden mich dort."

Fantine kam nach Haus; sie war wüthend und erzählte die Geschichte ihrer guten Nachbarin Margarethe: „Begreifen Sie das? Ist das nicht ein abscheulicher Mensch? Wie kann man solche Leute im Lande herumziehen lassen! Mir meine beiden Vorderzähne ausreißen! Aber ich würde ja

abschreckend aussehen! Ha, das Ungeheuer von einem Menschen! Lieber wollte ich mich aus einem fünften Stockwerk, den Kopf voran, auf das Straßenpflaster stürzen! — Er hat mir gesagt, daß er diesen Abend in den „Silbernen Oberlauf" sein würde.

„Und was hat er Ihnen geboten?" fragte Margarethe.

„Zwei Napoleons."

„Das macht vierzig Francs."

„Ja", sagte Fantine, „das macht vierzig Francs."

Sie wurde nachdenkend und setzte sich an ihre Arbeit. Nach einer Viertelstunde stand sie von ihrer Nätherei auf und ging, um den Brief der Thénardiers nochmals zu lesen, wieder auf die Treppe.

Als sie zurückkam, sagte sie zu Margarethe, die an ihrer Seite arbeitete:

„Was ist denn das, ein Frieselfieber? Wissen Sie es?"

„Ja", antwortete die Alte; „das ist eine Krankheit."

„Dabei braucht man wohl viel Tropfen?"

„O, furchtbare Tropfen."

„Wie bekömmt man denn das?"

„Das ist eine Krankheit, von der man so erfaßt wird."

„Das ergreift also die Kinder?"

„Besonders die Kinder."

„Und man stirbt daran?"

„Sehr leicht," sagte Margarethe.

Fantine ging hinaus, und las auf der Treppe noch einmal den Brief.

Am Abend ging sie hinab, und man sah sie die Richtung nach der Rue de Paris einschlagen, wo die Wirthshäuser liegen.

Am nächsten Morgen, als Margarethe vor Tagesanbruch in die Stube Fantinens trat — denn sie arbeiteten immer mit einander und brauchten so für sie beide nur ein Licht anzuzünden — fand sie Fantine auf ihrem Bette sitzend,

bleich, eiskalt. Sie hatte sich nicht zu Bett gelegt. Ihre Haube war auf ihren Rock herabgefallen. Das Licht war beinahe ganz herabgebrannt.

Margarethe blieb auf der Schwelle stehen, erstarrt über diese ungeheure Unordnung, und rief:

„Mein Heiland! Das Licht ist ja ganz eingebrannt! Es sind Ereignisse vorgefallen!"

Dann sah sie Fantine an, die ihren haarlosen Kopf ihr zuwendete.

Fantine war seit dem vorigen Tage um zehn Jahr gealtert.

„Jesus!" sagte Margarethe, „was haben Sie denn, Fantine?"

„Ich habe nichts!" entgegnete Fantine. „Im Gegentheil. Mein Kind wird nicht aus Mangel an Beistand an dieser abscheulichen Krankheit sterben. Ich bin zufrieden."

Indem sie so sprach, zeigte sie der Alten zwei Napoleons, die auf dem Tische funkelten.

„Ach, Jesus Gott!" sagte Margarethe. „Aber das ist ja ein Vermögen! Wo haben Sie denn die Louisd'ors her?"

„Ich habe sie bekommen!" antwortete sie.

Zugleich lächelte sie. Das Licht beleuchtete ihr Gesicht. Dieses Lächeln war blutig. Ein röthlicher Speichel beschmutzte die Winkel ihrer Lippen, sie hatte ein schwarzes Loch im Munde.

Ihre beiden Vorderzähne waren ausgerissen.

Sie schickte die vierzig Francs nach Montfermeil.

Uebrigens war es nur eine List der Thénardiers, um Geld zu bekommen. Cosette war nicht krank.

Fantine warf ihren Spiegel zum Fenster hinaus. Seit langer Zeit schon hatte sie ihr Stübchen im zweiten Stock aufgegeben und eine Kammer unter dem Dache bezogen; eines jener Bodenräume, deren Decke einen Winkel mit dem Fußboden bildet, und in denen man sich jeden Augen-

blick an den Kopf stößt. Der Arme kann eben so wenig in den Hintergrund seiner Wohnung, wie in den Hintergrund seines Geschickes gehen, ohne sich mehr und mehr bücken zu müssen. Sie hatte kein Bett mehr, sie hatte einen Lumpen, den sie ihre Decke nannte, eine am Boden liegende Strohmatratze und einen Stuhl ohne Rohr. Ein kleiner Rosenstock, den sie gehabt hatte, stand vergessen, vertrocknet, in einer Ecke. In der andern Ecke stand ein Buttertopf, das Wasser hinein zu gießen, das im Winter fror, und in welchem der verschiedene Wasserstand lange Zeit durch verschiedene Eisringe bezeichnet blieb. Sie hatte die Scham verloren, sie verlor die Koquetterie. Letztes Zeichen. Sie ging mit schmutzigen Häubchen aus. Sei es Mangel an Zeit, sei es Gleichgültigkeit, genug sie besserte ihr Zeug nicht mehr aus. Wie die Hacken ihrer Strümpfe zerrissen, zog sie dieselben in ihre Schuhe herunter. Das ließ sich an gewissen perpendikulären Falten erkennen. Sie flickte ihr altes abgenutztes Schnürleib mit alten Kattunstücken, die bei der geringsten Bewegung zerrissen. Die Leute, denen sie schuldig war, machten ihr „Auftritte" und ließen ihr keine Ruhe. Sie fand sie auf der Straße, sie fand sie auf ihrer Treppe wieder. Sie brachte Nächte lang hin, zu weinen und zu denken. Sie hatte sehr glänzende Augen und fühlte einen beständigen Schmerz in der Schulter gegen das linke Schulterblatt. Sie hustete viel. Sie haßte den Vater Madeleine und beklagte sich nicht. Sie nähte täglich siebzehn Stunden; aber ein Pächter der Gefängnißarbeiten, der die Gefangenen billiger arbeiten ließ, drückte die Preise plötzlich herab, wodurch der tägliche Verdienst der freien Arbeiterinnen auf neun Sous sank. Siebzehn Stunden Arbeit und neun Sous täglich! Ihre Gläubiger waren unbarmherziger als je. Der Trödler, der ihr beinahe alle Möbel genommen hatte, sagte beständig: „Wann wirst Du mich bezahlen, liederliches Mensch? —

Was wollte man denn von ihr, guter Gott! Sie fühlte sich gehetzt, und es entwickelte sich in ihr etwas von dem wilden Thiere. Um dieselbe Zeit schrieb ihr Thénardier, daß er ganz entschieden mit zu viel Nachsicht gewartet hätte, und daß er hundert Francs haben müßte, sogleich, sonst würde er die kleine Cosette, die eben von ihrer schweren Krankheit in der Genesung wäre, zum Hause hinauswerfen, der Kälte ungeachtet auf die Straße setzen; es möchte dann aus ihr werden, was da wollte; sie könnte crepiren, wenn sie wollte. — „Hundert Francs", dachte Fantine. „Aber was giebt es für ein Geschäft, durch das man täglich hundert Francs verdienen kann?"

„Auf!" sagte sie. „Verkaufen wir das Uebrige."

Und die Unglückliche wurde Freudenmädchen.

XI.

Christus nos liberavit.

Was ist diese Geschichte Fantinens? Das ist die Gesellschaft, welche eine Sclavin kauft.

Wem? Dem Elend.

Dem Hunger, dem Frost, dem Alleinsein, der Verlassenheit, der Hülflosigkeit. Schmerzlicher Handel. Eine Seele für ein Stück Brod. Das Elend bietet an, die Gesellschaft nimmt an.

Das heilige Gesetz Jesu Christi regiert unsere Civilisation, aber es durchdringt sie noch nicht. Man sagt, die

Sclaverei sei aus der europäischen Civilisation verschwunden. Das ist ein Irrthum. Sie existirt noch immer; aber sie lastet nur noch auf dem Weibe, und heißt Prostitution.

Sie lastet auf dem Weibe, das heißt auf der Armuth, auf der Schwäche, auf der Schönheit, auf der Mutterschaft. Das ist nicht die geringste Schmach des Mannes.

Auf dem Punkte des schmerzlichen Drama's, bei dem wir angelangt sind, blieb Fantine nichts mehr von alle dem, was sie ehemals besessen hatte. Sie war Marmor geworden, indem sie Koth wurde. Wer sie berührte, den fror. Sie ging vorüber, ertrug Jemand und vergaß ihn; sie ist ein entehrtes und strenges Antlitz. Das Leben und die gesellschaftliche Ordnung hatten das letzte Wort zu ihr gesprochen. Es war ihr Alles geschehen, was ihr geschehen konnte. Sie hatte Alles gesucht, Alles ertragen, Alles erduldet, Alles gelitten, Alles verloren, Alles beweint. Sie war ergeben mit jener Ergebenheit, welche der Gleichgültigkeit ähnlich ist, wie der Tod dem Schlafe. Sie vermied nichts mehr. Sie fürchtete nichts mehr. Möge die Wolke auf sie herabfallen, der Ozean über sie hinwegrollen! Was kümmert es sie? Sie ist ein vollgezogener Schwamm.

Sie glaubt es wenigstens. Aber es ist ein Irrthum, sich einzubilden, daß man das Schicksal erschöpft und daß man den Boden von irgend etwas berührt.

Ach! Was sind alle diese so untereinander gestoßene Geschicke? Wohin führen sie? Weshalb sind sie so?

Wer das weiß, durchschaut die tiefe Finsterniß.

Es ist der Einzige. Er nennt sich Gott.

XII.

Der Müßiggang des Herrn Bamatabois.

Es giebt in allen kleinen Städten, und in M. am M. ganz besonders, eine Klasse junger Leute, welche fünfzehnhundert Livres Renten in der Provinz mit einem solchen Wesen verzehren, wie ihres Gleichen in Paris zweimalhunderttausend Francs jährlich verschlingen. Es sind Wesen von der großen nichtsbedeutenden Gattung; Wucherpflanzen, Zwitter, nichtsbedeutende Menschen, die ein wenig Grundbesitz haben, ein wenig Albernheit und ein wenig Geist; die im Salon Bauern sein würden und sich im Cabaret für Gentlemen halten, welche sagen: „Meine Wiesen, meine Wälder, meine Bauern"; die Schauspielerinnen im Theater auspfeifen, um zu beweisen, daß sie Leute von Geschmack sind; sich mit den Offizieren der Garnison streiten, um zu zeigen, daß sie Leute von Muth sind; jagen, rauchen, gehen, trinken, nach Tabak riechen, Billard spielen, die Reisenden aus der Diligence steigen sehen, im Caffeehause leben, im Gasthause essen, einen Hund haben, der die Knochen unter dem Tische frißt, und eine Geliebte, welche die Teller darunter setzt; um einen Sous geizen, die Mode übertreiben, das Trauerspiel bewundern, die Frauen verachten, ihre alten Stiefel abtragen, London über Paris und Paris über Pont-à-Mousson copiren, verdummt altern, nicht arbeiten, zu nichts nützen und nicht viel schaden.

Wäre Herr Felix Tholomyès in seiner Provinz geblieben und hätte Paris nie gesehen, so würde er ein solcher Mensch geworden sein.

Wären sie reicher, so würde man von ihnen sagen: sie sind Stutzer; wären sie ärmer, so würde man sagen: sie sind Müßiggänger. Sie sind ganz einfach unbeschäftigte Menschen. Unter diesen Unbeschäftigten giebt es Langweilige, Gelangweilte, Träumer und einige Lustige.

In jenen Zeiten bestand ein Elegant aus hohen großen Vatermördern, einer Halsbinde, einer Uhr mit Behängen, den Westen von verschiedener Farbe übereinander, die blaue und die rothe inwendig, einem olivenfarbigen Leibrock mit kurzer Taille und mit breiten Schößen, mit einer doppelten Reihe silberner Knöpfe, so dicht aneinander gesetzt, daß einer den andern berührte, und bis zur Schulter hinaufgehend, und aus einem hellern olivenfarbigen Beinkleid, an der Seite mit einer unbestimmten Anzahl von Streifen, immer ungleich, von eins bis elf, eine Grenze, die niemals überschritten werden durfte. Man füge dem noch Stiefelschuhe hinzu, mit kleinen Eisen an den Absätzen, einen Hut mit hohem Kopf und schmaler Krämpe, gelocktes Haar, einen ungeheuren Stock, und eine Unterhaltung, gewürzt durch Wortspiele und Anekdoten. Ueber das Alles noch Sporen und Schnurrbart. In jener Zeit wollte ein Schnurrbart sagen: Civilist, und Sporen: Fußgänger.

Der Elegant der Provinz trug die Sporen länger und den Bart wilder.

Es war die Zeit des Kampfes der Republiken in Süd-Amerika gegen den König von Spanien, Bolivar gegen Morillo. Die schmalkrämpigen Hüte waren royalistisch und hießen Morillo's; die Liberalen trugen Hüte mit breitem Rande, welche Bolivar's genannt wurden.

Acht oder zehn Monate nun nach dem, was auf den vorhergehenden Blättern erzählt wurde, gegen die ersten Tage des Januar 1823, fand an einem Abend, an welchem es geschneit hatte, einer dieser Stutzer, ein „Gutgesinnter", denn er trug einen Morillo, so warm als möglich ein-

gehüllt in einen jener großen Mäntel, welche in der Kälte die Modetracht vervollständigten, ein Vergnügen daran, ein Geschöpf zu necken, welches im Ballkleide und ganz ausgeschnitten, mit Blumen auf dem Kopfe, vor den Fenstern des Offizier-Kaffeehauses auf- und niederging. Dieser Elegant rauchte, denn das war ganz entschieden Mode.

So oft dieses Frauenzimmer an ihm vorüberging, schleuderte er ihr mit einer Rauchwolke seiner Cigarre irgend eine Anrede zu, die er für geistreich und witzig hielt, wie: „Bist Du häßlich! —“ „Willst Du Dich verstecken?“ „Du hast ja keine Zähne!“ ꝛc. ꝛc.

Dieser Herr hieß Bamatabois. Das Frauenzimmer, ein trauriges geschmücktes Gespenst, welches auf dem Schnee hin- und herging, antwortete ihm nicht, sah ihn nicht einmal an und setzte nichtsdestoweniger schweigend und mit finsterer Regelmäßigkeit ihren Spaziergang fort, der sie von fünf zu fünf Minuten wieder unter die Spöttereien zurückführte, wie der Soldat wieder umkehrt, der zu Spießruthen verurtheilt ist. Dieser geringe Erfolg reizte ohne Zweifel diesen Müßiggänger, der, einen Augenblick als sie sich umwendete benutzend, hinter ihr herschlich und, sein Lachen unterdrückend, sich bückte, vom Pflaster eine Handvoll Schnee aufnahm und ihr diesen plötzlich auf den Rücken zwischen die beiden nackten Schulterblätter hineindrückte.

Das Mädchen stieß einen Schrei aus, wendete sich um, machte einen Satz wie ein Panther, stürzte sich auf den Mann, grub ihre Nägel in das Gesicht desselben und begleitete diese Handlung mit den rohesten Worten, die man je von einem Wachthause in den Rinnstein fallen hörte. Diese Schmähungen, welche mit einer von Branntwein heiseren Stimme ausgestoßen wurden, kamen auf grausige Weise aus einem Munde hervor, dem in der That die beiden Vorderzähne mangelten. Es war Fantine.

Bei dem Lärm, den das verursachte, traten die Offiziere

in Menge aus dem Kaffeehause. Die Vorübergehenden häuften sich an und es bildete sich ein Kreis Lachender, Höhnender, Beifall klatschender um den Wirbel, der aus zwei Wesen bestand, in welchen man nur mit Mühe einen Mann und ein Weib erkennen konnte; der Mann sich wehrend, sein Hut am Boden liegend, das Weib schlagend und stoßend mit Füßen und Händen, ohne Kopfbekleidung, heulend, ohne Zähne und Haare, bleich vor Zorn, abscheulich anzusehen.

Plötzlich trat ein Mensch von hohem Wuchs rasch aus der Menge hervor, ergriff das Weib bei seinem mit Koth bedeckten Atlasleibchen und sagte:

„Folge mir!"

Das Weib erhob den Kopf; seine wüthende Stimme erlosch plötzlich. Die Augen wurden gläsern, ihre bleiche Farbe verwandelte sich in Leichenblässe und sie zitterte vor Schrecken. Sie hatte Javert erkannt.

Der Elegant benutzte das Ereigniß, um sich zu flüchten.

XIII.

Lösung einiger Fragen der Municipal-Polizei.

Javert schob die Umstehenden bei Seite, durchbrach den Kreis und ging mit großen Schritten auf das Polizeibureau zu, welches am Ende des Platzes liegt, die Elende nach sich ziehend. Sie ließ maschinenmäßig Alles mit sich

thun. Weder er noch sie sagten ein Wort. Der Schwarm der Zuschauer, der im Paroxismus der Freude war, folgte unter zweideutigen Redensarten. Das höchste Elend, Gelegenheit zu Unzüchtigkeiten.

Angekommen auf dem Polizeibureau, welches ein Saal im Erdgeschoß war, geheizt durch einen Ofen und bewacht durch einen Posten, hatte eine vergitterte Hausthür nach der Straße; Javert öffnete die Thür, trat mit Fantine ein und schloß die Thür wieder hinter sich, zur großen Täuschung der Neugierigen, welche sich auf die Zehen erhoben und den Hals verlängerten, um durch das vergitterte Fenster des Wachtzimmers womöglich Etwas zu sehen. Die Neugier ist eine Feinschmeckerin: sehen heißt verschlingen.

Als Fantine eintrat, sank sie in einer Ecke nieder, regungslos und stumm, zusammengekauert wie ein Hund, der sich fürchtet.

Der Sergeant des Postens stellte ein angezündetes Licht auf einen Tisch. Javert setzte sich, zog aus seiner Tasche ein gestempeltes Papier und begann zu schreiben.

Diese Klasse der Weiber ist durch die französischen Gesetze vollkommen der Willkür der Polizei preisgegeben. Diese macht mit ihnen, was sie will, bestraft sie, wie es ihr gut dünkt, und beraubt sie nach freiem Willen der beiden traurigen Dinge, welche man ihre Industrie und ihre Freiheit nennt. Javert war theilnahmlos. Sein ernstes Gesicht verrieth durchaus keine Aufregung. Gleichwohl war er ernst und tief mit Gedanken beschäftigt. Es war einer seiner Augenblicke, in denen er, ohne Controlle, aber mit den ganzen Scrupeln einer strengen Gewissenhaftigkeit, seine furchtbare und unbeschränkte Macht ausübte. In diesem Augenblicke, das fühlte er, war sein Schemel des Polizeibeamten ein Tribunal. Er richtete und verurtheilte. Er sammelte Alles, was er an Gedanken im Geiste haben konnte, um die große Sache, die er vollbracht. Je mehr er

die Angelegenheit dieses Mädchens prüfte, desto mehr fühlte er sich empört. Es war offenbar, daß er ein Verbrechen hatte begehen sehen. Er sah dort auf der Straße die Gesellschaft, repräsentirt durch einen Grundbesitzer und Wähler, insultirt und angegriffen durch ein Geschöpf, welches außerhalb des Gesetzes stand. Eine Prostituirte hatte einen Bürger angetastet. Er hatte das gesehen, er, Javert. Er schrieb schweigend.

Als er zu Ende war, unterzeichnete er, faltete das Papier und sagte zu dem Unteroffizier des Postens, indem er es ihm übergab:

„Nehmen Sie drei Mann und führen Sie dieses Mädchen nach dem Gefängniß."

Dann sich zu Fantine wendend, fügte er hinzu:

„Du hast sechs Monat."

Die Unglückliche erbebte.

„Sechs Monate! Sechs Monat Gefängniß!" schrie sie. „Sechs Monat täglich um sieben Sous zu verdienen! Aber was soll denn aus Cosette werden! Meine Tochter! Meine Tochter! Aber ich bin den Thénardiers noch über hundert Francs schuldig, Herr Inspektor, wissen Sie das?"

Sie schleppte sich auf den Quadern des Fußbodens, der durch die kothigen Stiefel all' der Männer beschmutzt war, ohne aufzustehen, und mit gefaltenen Händen vorwärts, mit den Knieen große Schritte machend.

„Herr Javert," sagte sie, „ich flehe Sie um Gnade an. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich nicht Unrecht hatte. Hätten Sie den Anfang gesehen, so würden Sie das gesehen haben. Ich schwöre Ihnen bei dem guten Gott, daß ich nicht Unrecht habe. Der Herr, den ich nicht kenne, hat mir Schnee in den Rücken gesteckt. Hat man denn das Recht, uns Schnee in den Rücken zu stecken, wenn wir so ganz ruhig vorüber gehen, ohne irgend Jemand etwas Böses zu thun? Das hat mich gereizt. Ich bin

ein wenig krank, sehen Sie. Und dann verspottet man mich auch schon seit längerer Zeit. „Du bist häßlich! Du hast keine Zähne!“ — Ich weiß wohl, daß ich meine Zähne nicht mehr habe. Ich that nichts. Ich sagte zu mir: das ist ein Herr, der sich amüsiren will. Ich war artig gegen ihn. Ich sprach nicht zu ihm. In diesem Augenblick hat er mir den Schnee hineingesteckt. Herr Javert, mein guter Herr Inspektor, ist denn Niemand hier, der es gesehen hat, um Ihnen zu sagen, daß es wahr ist? Ich habe vielleicht Unrecht gehabt, böse zu werden. Sie wissen wohl, im ersten Augenblick ist man nicht Herr seiner selbst. Man hat seine Heftigkeit. Und dann etwas so Kaltes, das einem so ganz plötzlich in den Rücken hinein gestopft wird, wenn man es gar nicht erwartet! Ich habe Unrecht gehabt, den Hut des Herrn herunterzuwerfen. Weshalb ging er fort? Ich würde ihn um Verzeihung bitten. Es wäre mir ganz gleichgültig, ihn um Verzeihung zu bitten. Erzeigen Sie mir Gnade für dieses Mal, Herr Javert. Sehen Sie, das wissen Sie nicht, in den Gefängnissen verdient man nur sieben Sous. Das ist nicht die Schuld der Regierung, aber man verdient nur sieben Sous, und stellen Sie sich vor, daß ich hundert Francs zu bezahlen habe, oder man schickt mir meine Kleine zurück. O mein Gott, ich kann sie nicht bei mir haben. Was ich thue, ist so widerlich! O, meine Cosette, o, mein kleiner Engel der guten, heiligen Jungfrau, was soll aus ihr werden? das arme Mädchen! Ich will Ihnen sagen, die Thénardiers, Wirthsleute, Bauern, das nimmt gar keinen Verstand an. Sie wollen Geld haben. Stecken Sie mich nicht in das Gefängniß! Sehen Sie, es wäre ein kleines Mädchen, das man zugleich auf die Straße werfen würde, gehe es ihr, wie es gehe, mitten im Winter. Man muß mit dem Dinge Mitleid haben, mein guter Herr Javert. Wenn es größer wäre, so würde es seinen Lebensunterhalt verdienen, aber das

kann es ja in dem Alter nicht. Ich bin im Grunde kein böses Weib. Es ist nicht Trägheit und Naschhaftigkeit, welche das aus mir gemacht haben. Ich trinke Branntwein aus Elend; ich liebe ihn nicht, aber er betäubt. Als ich noch glücklicher war, hätte man nur in meinen Kasten zu blicken brauchen, und man würde wohl gesehen haben, daß ich kein kokettes oder unordentliches Mädchen war. Ich hatte Wäsche, viel Wäsche. Haben Sie Mitleid mit mir, Herr Javert!"

So sprach sie, herzgebrochen, geschüttelt durch heftiges Schluchzen, geblendet durch Thränen, den Busen entblößt, die Hände ringend, kurz und trocken hustend, stammelnd mit der Stimme des Todeskampfes. Großer Schmerz ist ein göttlicher und fürchterlicher Strahl, welcher das Elend verwandelt. In diesem Augenblicke war Fantine wieder schön geworden. In gewissen Augenblicken hielt sie inne und küßte zärtlich den Ueberrock des Polizisten. Sie hätte ein Granitherz gerührt; aber ein Herz von Holz wird man niemals rühren.

„Nun", sagte Javert, „ich habe Dich angehört. Hast Du Alles gesagt? Vorwärts jetzt. Du hast Deine sechs Monat. Der ewige Vater in Person könnte daran nichts ändern."

Bei den feierlichen Worten: „Der ewige Vater in Person könnte daran nichts ändern", begriff sie, daß ihr Urtheilsspruch unwiderruflich gefällt war. Sie brach zusammen, indem sie flüsterte:

„Gnade!"

Javert wendete ihr den Rücken.

Die Soldaten ergriffen sie bei dem Arme.

Seit einigen Minuten war ein Mann eingetreten, ohne daß man auf ihn geachtet hatte. Er schloß die Thür, lehnte sich daran und hörte die verzweiflungsvollen Bitten Fantinen's. In dem Augenblick, als die Soldaten Hand an die

Unglückliche legten, die nicht aufstehen wollte, that er einen Schritt vorwärts, trat aus dem Schatten hervor und sagte:

„Einen Augenblick, wenn es gefällig ist!“

Javert erhob die Augen und erkannte Herrn Madeleine. Er nahm den Hut ab und grüßte mit einer Art linkischen und ärgerlichen Benehmens.

„Verzeihung, Herr Maire —“

Das Wort „Herr Maire“ machte auf Fantine einen eigenthümlichen Eindruck. Sie richtete sich plötzlich hoch in die Höhe, wie ein Gespenst, das aus der Erde hervorsteigt, stieß die Soldaten mit beiden Armen zurück, ging gerade auf Herrn Madeleine zu, noch ehe man sie hatte zurückhalten können, sah ihn stumm an mit irrem Wesen und schrie:

„Ha, Du bist es also, der Herr Maire?“ Dann brach sie in lautes Gelächter aus und spuckte ihm in das Gesicht.

Herr Madeleine wischte sich das Gesicht und sagte:

„Inspector Javert, setzen Sie dieses Mädchen in Freiheit.“

Javert fühlte sich in Begriff, wahnsinnig zu werden. Er empfand in diesem Augenblick Schlag auf Schlag, und fast unter einander gemischt, die heftigsten Erschütterungen, die er noch je in seinem Leben gehabt hatte. Ein öffentliches Mädchen in das Gesicht eines Maire spucken sehen, war etwas so Ungeheuerliches, daß er, selbst in den entsetzlichsten Vermuthungen sich ergehend, es als eine Gotteslästerung betrachtet haben würde, das nur für möglich zu halten. Auf der anderen Seite machte er im Hintergrunde seiner Gedanken einen verworrenen und schwarzen Vergleich zwischen dem, was dieses Weib war und was dieser Maire sein konnte, und er erblickte nun mit Entsetzen ich weiß selbst nicht was für eine einfache Handlung in diesem ungeheuerlichen Attentat. Als er aber diesen Maire, diesen Beamten, sich ruhig das Gesicht trocknen sah und sagen

hörte: setzen Sie dieses Mädchen in Freiheit, war er einen Augenblick wie von Staunen geblendet; Gedanken und Worte gingen ihm aus; die Summe des möglichen Staunens war für ihn überschritten. Er blieb stumm.

Dieses Wort hatte auf Fantine keinen minder eigenthümlichen Eindruck gemacht. Sie erhob ihren nackten Arm und klammerte sich an die Klappe des Ofens, wie ein Mensch, der taumelt. Indeß sah sie rings um sich her und sprach mit leiser Stimme wie Jemand, der zu sich selbst redete:

„In Freiheit! Man soll mich fortlassen! Ich soll nicht sechs Monate in das Gefängniß? Wer hat denn das gesagt? Es ist nicht möglich, daß man es gesagt hat. Ich habe schlecht gehört. Das kann nicht dieses Ungeheuer von Maire gewesen sein! Waren Sie es, mein guter Herr Javert, der sagte, daß man mich in Freiheit setzen sollte? O, sehen Sie wohl, ich will Ihnen Alles sagen und Sie lassen mich gehen. Dieses Ungeheuer von Maire, dieser alte Schuft von Maire, er ist es, der die Ursache von Allem ist. Denken Sie sich, Herr Javert, er hat mich fortgejagt wegen Redereien von Mädchen, die in der Werkstatt klatschen. Ob das nicht eine Schande ist! Ein armes Mädchen fortzujagen, das rechtschaffen seine Arbeit thut! Da hab ich nicht mehr genug verdienen können und das Unglück ist gekommen. Uebrigens giebt es eine Verbesserung, welche die Herren von der Polizei wohl vornehmen sollten, und das wäre, die Gefängnißpächter zu verhindern, den armen Leuten Schaden zuzufügen. Ich will Ihnen das erklären, sehen Sie; — Sie verdienen zwölf Sous durch die Hemden, das sinkt auf neun Sous herab, und es ist nun nicht mehr möglich, davon zu leben; man muß also werden, was man kann. Ich hatte meine kleine Cosette und war wohl gezwungen, ein schlechtes Mädchen zu werden. Sie begreifen jetzt, daß dieser Schuft

von Maire all das Uebel veranlaßt hat. Darauf habe ich vor dem Offizier-Caffeehause auf den Hut des Herrn getreten. Aber er hatte mir mit seinem Schnee mein ganzes Kleid verdorben. Wir haben nur ein Kleid von Seide für den Abend. Sehen Sie, ich habe niemals absichtlich Jemand etwas Böses gethan, gewiß nicht, Herr Javert. Ich kenne gleichwohl viel boshaftere Weiber als ich, die sehr glücklich sind. Ach, Herr Javert, Sie haben gesagt, man sollte mich frei lassen, nicht wahr? Ziehen Sie Erkundigungen ein, sprechen Sie mit meinem Hausbesitzer. Jetzt bezahle ich meine Miethe und man wird Ihnen sagen, daß ich rechtschaffen bin. Ach mein Gott, ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe, ohne darauf zu achten, die Klappe des Ofens berührt und nun raucht es!"

Herr Madeleine hörte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Während sie sprach, hatte er in seine Tasche gegriffen, seine Börse hervorgezogen und sie geöffnet. Sie war leer. Er steckte sie wieder in die Tasche. Er sagte zu Fantine:

„Wie viel sagten Sie, daß Sie schuldig wären?"

Fantine, welche nur Javert ansah, wendete sich gegen ihn und sagte:

„Wer spricht denn mit Dir?"

Darauf fragte Sie die Soldaten:

„Sagt doch, Ihr da, habt Ihr gesehen, wie ich ihm in das Gesicht spie? Ha, altes Ungeheuer von Maire, Du kommst her, um mir Furcht einzuflößen, aber ich fürchte Dich nicht. Ich fürchte nur Herrn Javert, ich fürchte meinen guten Herrn Javert."

Indem sie so sprach, wendete sie sich wieder zu dem Inspector.

„Bei alledem, sehen Sie, Herr Inspector, muß man gerecht sein. Ich begreife, daß Sie gerecht gewesen sind, aber, Herr Inspector, in der That, das ist ganz einfach.

Ein Mann, der sich einen Spaß macht, ein wenig Schnee in den Rücken eines Mädchens zu stecken — das macht sie lachen, die Herren Offiziere; man muß sich doch über irgend etwas amüsiren, und wir Mädchen sind ja nur dazu da, daß man sich amüsirt. Und dann kommen Sie; Sie sind wohl gezwungen, Ordnung zu machen. Sie führen das Mädchen fort, das Unrecht hat, aber indem Sie es reiflicher überlegen, und da Sie gut sind, sagen Sie, daß man mich in Freiheit setzen soll; es ist wegen der Kleinen; weil sechs Monate im Gefängniß mich verhindern würden, mein Kind zu ernähren. „Nun werde nicht rückfällig, liederliche Dirne!" O, ich werde es gewiß nicht wieder thun, Herr Javert! Man mag mit mir anfangen, was man will, ich werde mich nicht rühren. Nur heute, sehen Sie, habe ich geschrien, weil es mir so wehe that. Ich war auf den Schnee des Herrn gar nicht gefaßt, und dann sagte ich Ihnen schon, daß ich nicht ganz wohl bin, ich huste. Ich habe hier im Leibe Etwas, wie eine Kugel, die mich verbrennt, und der Arzt sagt, ich soll mich pflegen. Sehen Sie, fühlen Sie nur, geben Sie mir Ihre Hand, fürchten Sie nichts; es ist hier!"

Sie weinte nicht mehr. Ihre Stimme war schmeichelnd und sie legte auf ihre weiße zarte Brust die große rauhe Hand Javerts und sah ihn lächelnd an.

Plötzlich ordnete sie rasch ihr Kleid, drückte die Falten ihres Rockes herab, die, indem sie sich vorwärts geschleppt hatte, beinahe bis zu den Knien sich hinaufgeschoben hatten, ging auf die Thür zu und sagte mit einem freundschaftlichen Kopfnicken zu den Soldaten:

„Kinder, der Herr Inspektor hat gesagt, man soll mich loslassen, und ich gehe."

Sie legte die Hand auf den Thürgriff. Ein Schritt weiter und sie war auf der Straße.

Javert war bis zu diesem Augenblick stehen geblieben,

regungslos, die Augen zu Boden gerichtet, bei diesem Auftritte einer Statue nicht unähnlich, die man von ihrem Platz gerückt hat und die darauf wartet, daß man sie irgendwo wieder hinstellt. Das Geräusch des Thürgriffes erweckte ihn, er erhob den Kopf mit dem Ausdrucke der höchsten Autorität, einem Ausdrucke, der stets um so fürchterlicher ist, je niedriger die Stufe, auf der die Gewalt geübt wird. Reißend bei dem wilden Thiere, grausam bei dem nichtsbedeutenden Menschen.

„Sergeant," rief er, „sehen Sie nicht, daß das Weib geht? Wer hat Ihnen denn gesagt, sie frei zu lassen?"

„Ich," sagte Herr Madeleine.

Fantine hatte bei der Stimme Javerts gezittert und den Thürgriff losgelassen, wie ein Dieb den gestohlenen Gegenstand fortwirft. Bei der Stimme Madeleine's drehte sie sich um, und von diesem Augenblick an richtete sich ihr Blick wechselweise von Madeleine auf Javert und von Javert auf Madeleine, je nachdem der Eine oder der Andere sprach. Dabei äußerte sie kein Wort, sie wagte nicht einmal, frei aufzuathmen.

Offenbar mußte Javert, wie man hätte sagen können, „aus den Angeln geworfen" sein, weil er sich erlaubt hatte, den Sergeanten so anzureden, wie er that, nachdem der Maire ihn aufgefordert hatte, Fantine in Freiheit zu setzen. War es mit ihm so weit gekommen, daß er die Anwesenheit des Herrn Maires vergaß? Hatte er endlich sich selbst erklärt, es sei unmöglich, daß „eine Autorität" einen solchen Befehl gegeben hätte, und daß ganz gewiß der Herr Maire, ohne es zu wollen, Eines für das Andere sagte? Oder sagte er sich, daß bei den Ungeheuerlichkeiten, deren Zeuge er seit zwei Stunden war, er zu den äußersten Entschlüssen greifen müßte, daß es für den Kleinen nothwendig wäre, sich groß zu machen, daß der Polizei-Inspektor sich in einen

Richter verwandelte? Daß der Mann der Polizei Mann der Justiz wurde, und daß in diesem äußersten Falle das Gesetz, die Moral, die Regierung, die ganze Gesellschaft, sich in ihm, Javert, personificirte?

Wie dem auch sei, als Herr Madeleine das Wort „Ich!“ ausgesprochen hatte, das man gehört hat, sah man den Polizei-Inspektor Javert, sich zu dem Herrn Maire wendend, bleich, kalt, mit blauen Lippen, verzweiflungsvollem Blick, den ganzen Körper ergriffen von einem kaum merklichen Zittern und — etwas ganz Unerhörtes — ihm mit gesenktem Auge, aber mit fester Stimme sagend:

„Herr Maire, das kann nicht sein.“

„Wie!“ sagte Herr Madeleine.

„Diese Unglückliche hat einen Herrn beschimpft.“

„Inspektor Javert,“ entgegnete Herr Madeleine mit einem versöhnenden und ruhigen Ton, „hören Sie. Sie sind ein rechtschaffener Mann, ich mache daher keine Schwierigkeiten, mich gegen Sie zu erklären. Hören Sie die Wahrheit. Ich ging über den Platz, als Sie dieses Mädchen fortführten. Es standen noch mehrere Gruppen beisammen; ich erkundigte mich und hatte Alles erfahren; der Herr hat Unrecht gehabt und bei guter Polizei hätte er arretirt werden sollen.“

Javert entgegnete:

„Diese Elende hat soeben den Herrn Maire beschimpft.“

„Das geht mich an,“ sagte Herr Madeleine. „Meine Beleidigung gehört doch wohl mir. Ich kann damit machen, was ich will.“

„Ich bitte den Herrn Maire um Verzeihung. Ihre Beleidigung gehört nicht Ihnen, sondern der Justiz.“

„Inspektor Javert,“ erwiderte Herr Madeleine, „die erste Polizei ist das Gewissen. Ich habe dieses Mädchen gehört. Ich weiß, was ich thue.“

„Und ich, Herr Maire, ich weiß nicht, was ich sehe.“

„Nun, dann begnügen Sie sich damit, zu gehorchen.“

„Ich gehorche meiner Pflicht. Meine Pflicht will, daß dieses Mädchen sechs Monat Gefängniß erdulde.“

Herr Madeleine entgegnete sanft:

„Hören Sie wohl. Sie wird keinen einzigen Tag erdulden.“

Bei diesem entscheidenden Worte wagte es Javert, den Maire fest anzusehen. Er sagte, doch noch immer mit vollkommen ehrerbietiger Stimme:

„Ich bin in Verzweiflung, dem Herrn Maire zu widerstehen. Es ist zum ersten Male in meinem Leben, aber er wird die Güte haben, mir zu erlauben, ihn zu bemerken, daß ich mich innerhalb der Grenzen meiner Amtspflicht halte. Ich bleibe, da der Herr Maire es will, bei der Thatsache mit dem Herrn stehen. Ich war da. Dieses Mädchen hat sich auf Herrn Bamatabois geworfen, der Wähler und Grundbesitzer jenes schönen Hauses mit dem Balkon ist, das an der Ecke der Esplanade steht, drei Stock hoch und ganz von Quadersteinen erbaut. Endlich giebt es Dinge in dieser Welt! Wie dem auch sei, Herr Maire, dies ist eine Angelegenheit der Straßenpolizei, die mich angeht, und ich halte dieses Mädchen Fantine zurück.“

Herr Madeleine kreuzte jetzt die Arme und sagte mit einer so strengen Stimme, wie noch Niemand in der Stadt sie von ihm gehört hatte:

„Die Thatsache, von der Sie sprechen, ist eine Angelegenheit der Municipal-Polizei. Nach den Worten der Artikel neun, elf, fünfzehn und sechs und sechzig des Codex der Kriminal-Instruktion bin ich darüber Richter. Ich befehle, daß dieses Mädchen in Freiheit gesetzt werde.“

Javert wollte noch eine letzte Anstrengung machen.

„Aber Herr Maire —“

„Ich erinnere Sie an den Artikel ein und achtzig des Gesetzes vom 13. Dezember 1799 über willkürliche Verhaftung.“

„Erlauben Sie —"

„Kein Wort weiter."

„Indeß —"

„Entfernen Sie sich!" sagte Herr Madeleine.

Javert empfing den Schlag aufrechtstehend in das Gesicht, und mitten auf die Brust, wie ein russischer Soldat. Er grüßte den Herrn Maire, indem er sich bis zur Erde verneigte und ging.

Fantine trat neben die Thür und sah ihn ganz verdutzt an sich vorübergehend.

Indeß war auch sie die Beute einer eigenthümlichen Verwirrung. Sie sah, wie in gewisser Art zwei einander entgegengesetzte Gewalten sie sich streitig machten. Sie sah vor ihren Augen zwei Männer, die ihre Freiheit in den Händen hielten, ihr Leben, ihre Seele, ihr Kind. Der Eine dieser Männer zog sie nach der Seite der Finsterniß, der Andere führte sie zu dem Lichte zurück. In diesem Kampfe, den sie durch die Vergrößerung des Schreckens hindurch erblickte, erschienen diese beiden Männer ihr wie zwei Riesen; der Eine sprach wie ihr böser Geist, der Andere wie ihr guter Engel. Der Engel hatte den Dämon besiegt, und ein Umstand, der machte, daß sie vom Kopf bis zu den Füßen erbebte, dieser Engel, dieser Befreier war eben der Mann, den sie verabscheute, der Maire, den sie so lange als den Urheber aller ihrer Leiden betrachtet hatte, dieser Madeleine! Und in eben dem Augenblicke, in welchem sie ihn auf eine entsetzliche Weise beschimpft hatte, rettete er sie! Hatte sie sich denn getäuscht? Sollte sie denn ihre ganze Seele umwandeln?

Sie wußte nicht — sie zitterte; sie war außer sich, blickte verwirrt vor sich hin, und bei jedem Worte, welches Herr Madeleine sagte, fühlte sie in ihrem Innern die entsetzliche Finsterniß des Hasses schmelzen und zusammenbrechen, und in ihrem Herzen eine Wärme, ein unaussprech-

liches Gefühl entspringen, welches Freude, Vertrauen und Liebe war.

Als Javert fort war, wendete Herr Madeleine sich zu ihr und sagte mit langsamer Stimme, so daß er nur mühsam sprach, wie ein ernster Mensch, der nicht weinen will.

„Ich habe Sie gehört. Ich wußte Nichts von alle dem, was Sie sagten. Ich glaube, daß es wahr ist. Ich wußte nicht einmal, daß Sie meine Werkstätte verlassen hatten. Weshalb haben Sie sich nicht an mich gewendet? Aber hören Sie: Ich werde Ihre Schulden bezahlen, und Ihr Kind kommen lassen, oder Sie gehen zu ihm. Sie können hier leben, in Paris oder wo Sie wollen. Ich übernehme die Sorge für Ihr Kind und für Sie. Sie werden nicht mehr arbeiten, wenn Sie nicht wollen. Ich werde Ihnen so viel Geld geben, als Sie bedürfen. Sie werden wieder rechtschaffen werden, indem Sie wieder glücklich sind. Und selbst, hören Sie, ich erkläre Ihnen das schon jetzt, wenn Alles so ist, wie Sie sagen, und daran zweifle ich nicht, so haben Sie vor Gott niemals aufgehört, tugendhaft und heilig zu sein. Ach, armes Mädchen!“

Das war mehr, als die arme Fantine zu ertragen vermochte. Cosette bei sich haben? Aus dem nichtswürdigen Leben erlöst werden! Frei, reich, glücklich, rechtschaffen mit Cosette zusammen leben! Plötzlich mitten in ihrem Elende alle diese Wirklichkeiten des Paradieses vor sich erblühen sehen! Sie betrachtete, wie betäubt, den Mann, der zu ihr sprach, und vermochte nur unter Schluchzen zwei oder drei Mal zu rufen: „Oh! Oh! Oh!“ Ihre Knie brachen unter ihr zusammen, sie sank vor Herrn Madeleine nieder, und ehe er es zu verhindern vermochte, fühlte er, wie sie seine Hand ergriff und ihre Lippen darauf preßte.

Dann wurde sie ohnmächtig.

Erste Abtheilung.

Fantine.

Sechstes Buch.

Javert.

I.

Anfang der Ruhe.

Herr Madeleine ließ Fantine nach jenem Krankenhause bringen, das er in seiner eigenen Wohnung errichtet hatte. Er vertraute sie den barmherzigen Schwestern an und diese brachten sie zu Bett. Ein hitziges Fieber brach aus. Sie brachte einen Theil der Nacht phantasirend zu und sprach laut. Endlich indeß schlief sie ein.

Am andern Tage gegen Mittag erwachte Fantine, hörte Athemzüge ganz nahe an ihrer Seite, zog die Vorhänge zurück, und sah Herrn Madeleine, der aufrecht stand und auf Etwas über ihrem Kopfe blickte. Dieser Blick war voll Mitleid, Angst und Flehen. Sie folgte der Richtung desselben und sah, daß er sich an ein Crucifix wendete, welches an der Mauer hing.

Herr Madeleine war jetzt in den Augen Fantinens umgewandelt. Er schien ihr von Licht umgeben zu sein. Er war wie in ein Gebet versunken. Sie betrachtete ihn lange, ohne es zu wagen, ihn zu unterbrechen. Endlich sagte sie schüchtern:

„Was machen Sie denn da?"

Herr Madeleine stand seit einer Stunde an dieser Stelle. Er wartete auf das Erwachen Fantinens. Er ergriff ihre Hand, fühlte nach ihrem Pulse und antwortete:

„Wie befinden Sie sich?"

„Gut. Ich habe geschlafen," sagte sie. „Ich glaube, daß es besser mit mir geht. Es wird nichts sein."

Er nahm wieder das Wort, indem er auf die Frage antwortete, die sie zuerst an ihn richtete, als ob er sie eben erst gehört hätte:

„Ich betete zu dem Märtyrer dort oben!" Und leise fügte er in Gedanken hinzu: „Und für die Märtyrerin hier unten."

Herr Madeleine hatte während der Nacht und am Morgen Erkundigungen eingezogen. Er wußte jetzt Alles; er kannte die Geschichte Fantinens in allen ihren ergreifenden Einzelnheiten. Er fuhr fort:

„Sie haben viel gelitten, arme Mutter. O, beklagen Sie sich nicht darüber, denn Sie haben jetzt die Mitgift der Erwählten. Auf diese Weise machen die Menschen Engel. Das ist nicht ihre Schuld, sie wissen sich nicht anders zu benehmen. Sehen Sie, die Hölle, aus der Sie kommen, ist die erste Gestalt des Himmels. Sie mußten wohl damit den Anfang machen."

Er seufzte tief. Sie indeß lächelte ihm mit jenem erhabenen Lächeln zu, dem zwei Zähne fehlten.

Javert hatte in eben dieser Nacht einen Brief geschrieben. Er brachte ihn selbst am andern Morgen auf das Postbureau von M. am M. Er war nach Paris adressirt und trug die Aufschrift: „An Herrn Chabouillet, Secretair des Herrn Polizeipräfecten." Da die Geschichte auf der Wache verlautbart worden war, glaubten die Postdirectoren und einige andere Personen, die den Brief vor der Absendung sahen und die Schrift des Herrn Javert auf der Adresse erkannten, er reiche seine Entlassung ein.

Herr Madeleine beeilte sich, an die Thénardiers zu schreiben. Fantine war ihnen 120 Francs schuldig. Er schickte ihnen 300 Francs, indem er ihnen sagte, sie sollten

sich von dieser Summe bezahlt machen und sofort das Kind nach M. am M. bringen, wo seine kranke Mutter es zu haben wünschte.

Dies blendete dem Thénardier. „Der Teufel", sagte er zu seiner Frau, „lassen wir das Kind nicht los. Die gemeine Lerche wird zu einer Milchkuh. Ich errathe. Irgend ein Einfaltspinsel wird sich in die Mutter verliebt haben."

Er antwortete durch die Ueberschickung einer Rechnung von 500 und einigen Francs, die sehr gut aufgesetzt war. In dieser Rechnung figurirten mit mehr als 300 Francs zwei unbestimmtere Posten, die eine von einem Arzt, die andere von einem Apotheker, welche Eponine und Azelma in zwei langen Krankheiten behandelt und mit Arznei versehen hatten. Cosette war, wie wir bereits sagten, nicht krank gewesen. Das war die Sache einer ganz kleinen Verwechselung der Namen. Thénardier schrieb unter die Rechnung: Auf Abschlag empfangen: 300 Francs.

Herr Madeleine schickte sogleich nochmals dreihundert Francs und schrieb:

„Beeilen Sie sich, Cosette zu bringen."

„Christi!" sagte Thénardier, „lassen wir das Kind nicht los!"

Indeß erholte Fantine sich nicht. Sie war noch immer in dem Krankensaale.

Die barmherzigen Schwestern hatten Anfangs diese „Dirne" nur mit Widerwillen aufgenommen und gepflegt. Wer die Basreliefs zu Rheims gesehen hat, wird sich erinnern, wie die Unterlippen der tugendhaften Jungfrauen aufgeblasen sind, welche die thörichten Jungfrauen ansehen. Diese alterthümliche Verachtung der Vestalinnen gegen die gefallenen Weiber ist einer der tiefsten Instinkte der weiblichen Würde; die barmherzigen Schwestern hatten ihn empfunden und zwar mit der Verdoppelung, welche die Religion verleiht. Aber nach wenigen Tagen hatte Fantine sie

entwaffnet. Sie sprach so sanfte, so demüthige Worte aus, und dann hatte auch die in ihr liegende Mutter sie gerührt. Eines Tages hörten die Schwestern, wie sie in ihrem Fieber sagte: „Ich bin eine Sünderin gewesen, aber wenn ich mein Kind bei mir habe, so wird das sagen, daß Gott mir verziehen hat. Während ich im Bösen war, hätte ich nicht meine Cosette bei mir haben mögen. Ich hätte ihre verwunderten und traurigen Augen nicht ertragen können. Doch war es für sie, daß ich das Böse that. Und deshalb wird Gott mir verzeihen. Ich werde den Segen des lieben Gottes fühlen, wenn Cosette hier ist. Ich werde sie behüten, das wird mir wohl thun, diese Unschuld zu sehen. Sie weiß nichts von Allem. Sie ist ein Engel, sehen Sie, meine Schwestern. In diesem Alter, da fallen die Flügel noch nicht ab."

Herr Madeleine besuchte sie täglich zweimal und jedesmal fragte sie ihn: „Werde ich meine Cosette bald sehen?"

Er entgegnete: „Vielleicht morgen früh; von einem Augenblick zum andern muß sie kommen. Ich erwarte sie."

Das bleiche Gesicht der Mutter strahlte vor Freude.

„Ach," sagte sie, „wie glücklich werde ich sein!"

Wir sagten soeben, daß sie sich nicht erholte. Im Gegentheil; ihr Zustand verschlimmerte sich von Woche zu Woche. Die Handvoll Schnee, die ihr auf die nackte Haut zwischen beide Schulterblätter gedrückt worden war, hatte eine plötzliche Hemmung des Athems hervorgebracht, in Folge deren die Krankheit, an der sie so schon seit mehreren Jahren litt, endlich mit großer Heftigkeit ausbrach. Man begann damals bei dem Studium und der Behandlung der Brustkrankheiten die schönen Andeutungen Laënnecs zu befolgen. Der Arzt horchte Fantine aus und schüttelte den Kopf.

Herr Madeleine sagte zu dem Arzt:

„Nun?"

„Hat sie nicht ein Kind, das sie zu sehen wünscht?" sagte der Arzt.

„Ja."

„Nun, so beeilen Sie sich, es kommen zu lassen."

Herr Madeleine erbebte.

Fantine fragte ihn:

„Was hat der Arzt gesagt?"

Herr Madeleine bemühte sich zu lächeln.

„Er hat gesagt, ich sollte Ihr Kind recht schnell kommen lassen. Das würde Ihnen die Gesundheit zurückgeben."

„O!" entgegnete sie, „er hat Recht! Aber was haben denn diese Thénardiers, daß sie meine Cosette zurückbehalten? Ach, sie wird kommen! Endlich sehe ich das Glück ganz nahe bei mir!"

Die Thénardiers ließen indeß das Kind nicht los und gaben dafür hundert schlechte Gründe an. Cosette war ein wenig zu leidend, um sich im Winter auf den Weg zu machen. Und dann war auch noch ein Rest kleiner schreiender Schulden übrig, deren Rechnungen Herr Thénardier beilegte rc. rc.

„Ich werde Jemand schicken, um Cosette zu holen!" sagte der Vater Madeleine. „Wenn es sein muß, gehe ich selbst."

Er schrieb nach dem Dictate Fantinens folgenden Brief, den er sie unterzeichnen ließ.

„Herr Thenardier!

„Sie werden Cosette dem Ueberbringer übergeben.

„Man wird Ihnen all die kleinen Dinge bezahlen.

„Ich habe die Ehre, Sie mit Achtung zu grüßen.

Fantine."

Inzwischen trug sich ein ernstes Ereigniß zu. Wir mögen immerhin auf das Beste den geheimnißvollen Blick schauen, aus dem unser Leben gebildet ist, so wird doch stets der schwarze Boden des Geschickes sich darin wieder zeigen.

II.

Wie Jean zu Champ wiederkam.

Eines Morgens war Herr Madeleine damit beschäftigt, im Voraus einige dringende Angelegenheiten der Mairie zu ordnen, im Fall er sich zu der Reise nach Montfermeil entschließen sollte. Da sagte man ihm, daß der Polizei-Inspektor Javert ihn zu sprechen wünsche. Indem Herr Madeleine diesen Namen nennen hörte, konnte er sich eines unangenehmen Eindruckes nicht erwehren. Seit dem Abentheuer auf dem Polizeibureau hatte Javert ihn mehr als je vermieden und Herr Madeleine ihn nicht wieder gesehen.

„Lassen Sie ihn eintreten," sagte er.

Javert trat ein.

Herr Madeleine war neben dem Kamin sitzen geblieben, eine Feder in der Hand, das Auge auf ein Heft Papiere gerichtet, bei denen er Anmerkungen machte und welches Protokolle von Contraventionen gegen die Straßenpolizei enthielt. Er ließ sich durch Javert nicht stören. Er konnte sich nicht enthalten, an die arme Fantine zu denken und es kam ihm passend vor, eiskalt zu sein.

Javert grüßte ehrerbietig den Herrn Maire, der ihm den Rücken zudrehte. Der Herr Maire sah ihn nicht an und fuhr fort Anmerkungen in sein Heft zu machen.

Javert that zwei oder drei Schritte in dem Kabinet vorwärts und blieb dann stehen, ohne das Schweigen zu brechen.

Ein Physiognomiker, welcher mit der Natur Javerts vertraut gewesen wäre, und seit längerer Zeit diesen Wilden studirt hätte, der im Dienste der Civilisation stand, dieses eigenthümliche Gemisch des Römers, des Spartaners, des Mönches und des Korporals, dieses einer Lüge unfähigen Spions, dieses jungfräulichen Polizeimenschen, ein Physiognomiker, der seinen geheimen und alten Widerwillen gegen Herrn Madeleine, seinen Streit mit dem Maire in Beziehung auf Fantine gekannt und ihn in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde sich gesagt haben: „Was ist denn vorgegangen?“ Für Jeden, der dieses gerade, klare, aufrichtige, rechtschaffene, strenge und wilde Gewissen gekannt hätte, war es offenbar, daß Javert irgend ein großes inneres Ereigniß erlebt hatte. Javert hatte nichts in der Seele, was sich nicht auch auf seinem Gesichte zeigte, und er war gleich allen heftigen Leuten plötzlichen Umwandlungen unterworfen. Nie war seine Physiognomie sonderbarer und unerwarteter gewesen. Indem er eintrat, hatte er sich vor Herrn Madeleine mit einem Blicke verbeugt, in welchem weder Rachsucht, noch Zorn, noch Mißtrauen lag, und war dann einige Schritte hinter dem Armstuhle des Maires stehen geblieben. Jetzt stand er da, aufrecht, in einer beinahe militärischen Stellung, mit unbefangener und kalter Rohheit eines Menschen, der nie sanft und geduldig gewesen ist; er wartete, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Bewegung zu machen, in einer wahren demüthigen und ruhigen Resignation, bis es dem Maire gefällig sei, sich umzuwenden. Kalt, ernst, den Hut in der Hand, die Augen gesenkt, mit

einem Ausdruck, der die Mitte hielt zwischen dem Soldaten vor seinem Offizier und dem Strafbaren vor seinem Richter. Alle Gefühle, sowie alle Erinnerungen, die man bei ihm hätte voraussetzen können, waren verschwunden. Es lag nichts mehr auf diesem undurchdringlichen Gesichte, einfach wie der Granit, als eine dumpfe Traurigkeit. Seine ganze Person athmete Niedergeschlagenheit und Festigkeit und ich weiß nicht was für eine muthige Betrübniß.

Endlich legte der Herr Maire die Feder nieder, wendete sich um und sagte: „Nun! was ist. Was giebt es, Javert?“

Javert blieb einen Augenblick schweigend, als ob er sich sammelte, und erhob dann die Stimme mit einer Art trauriger Feierlichkeit, welche indeß die Einfachheit nicht ausschloß.

„Es giebt das, Herr Maire, daß eine strafbare Handlung begangen worden ist.“

„Was für eine Handlung?“

„Ein unterer Beamter der Behörde hat es an der Achtung gegen einen Vorgesetzten auf die ernsteste Weise mangeln lassen. Ich komme, wie es meine Pflicht ist, diese Thatsache zu Ihrer Kenntniß zu bringen.“

„Wer ist dieser Beamte?“ fragte Herr Madeleine.

„Ich,“ sagte Herr Javert.

„Sie?“

„Ich.“

„Und wer ist der Vorgesetzte, der sich über den Beamten zu beklagen hat?“

„Sie, Herr Maire.“

Herr Madeleine richtete sich in seinem Armsessel in die Höhe.

Javert fuhr mit seinem strengen Wesen und die Augen noch immer gesenkt fort: „Herr Maire, ich komme, um Sie zu bitten, bei der Behörde meine Absetzung zu beantragen.“

Herr Madeleine öffnete verwundert den Mund.

Javert unterbrach ihn:

„Sie werden sagen, ich hätte meine Entlassung einreichen können, aber das genügt nicht. Seine Entlassung einreichen ist ehrenvoll. Ich habe gefehlt, ich muß bestraft werden. Es ist nöthig, daß ich entlassen werde."

Und nach einer Pause fügte er hinzu:

„Herr Maire, Sie sind neulich ungerecht streng gegen mich gewesen. Seien Sie es heute mit Gerechtigkeit."

„Ei wozu das?" erwiderte Herr Madeleine. „Was bedeutet dieser Galimathias? Was will denn das Alles sagen? Wo ist eine strafbare Handlung, die Sie gegen mich begangen haben? Was haben Sie mir gethan? Welches Unrecht haben Sie gegen mich? Sie klagen sich selbst an, Sie wollen versetzt werden."

„Entlassen," sagte Javert.

„Entlassen! Sei es. Das ist gut. Ich begreife es nicht."

„Sie werden es sogleich begreifen, Herr Maire."

Javert seufzte aus tiefster Brust und fuhr immer noch kalt und traurig fort:

„Herr Maire, vor sechs Wochen, in Folge jenes Auftrittes wegen des Mädchens, war ich wüthend und habe Sie denuncirt."

„Denuncirt?"

„Bei der Polizei-Präfectur in Paris."

Herr Madeleine, der nicht viel öfter lachte, als Javert, lachte jetzt.

„Als Maire, der die Rechte der Polizei angetastet hatte?"

„Als ehemaliger Galeerenzüchtling."

Der Maire wurde leichenblaß.

Javert, der die Augen nicht erhoben hatte, fuhr fort:

„Ich glaubte das. Seit langer Zeit hatte ich meine

Gedanken. Eine Aehnlichkeit, Erkundigungen, die Sie in Faverolles hatten einziehen lassen, Ihre gewaltige Kraft, das Abentheuer mit dem alten Fauchelevent, Ihre Geschicklichkeit im Schießen, Ihr etwas schleppendes Bein und was weiß ich? — Dummheiten! Aber kurz, ich hielt Sie für einen gewissen Jean Valjean."

„Einen gewissen —? Wie nannten Sie den Namen?"

„Jean Valjean. Das ist ein Galeerenzüchtling, den ich vor zwanzig Jahren gesehen hatte, als ich Wärtergehülfe in Toulon war. Als dieser Jean Valjean aus dem Bagno entlassen war, hat er, wie es scheint, bei einem Bischof gestohlen und dann mit bewaffneter Hand auf öffentlicher Landstraße einen Diebstahl an einem kleinen Savoyarden begangen. Seit acht Jahren ist er verschwunden, man weiß nicht wie, und man hat ihn vergebens gesucht. Ich dachte mir — kurz, ich that das, was ich sagte. Der Zorn hat mich dazu bestimmt und ich denuncirte Sie bei der Präfectur."

Herr Madeleine, der seit einigen Augenblicken sein Heft wieder genommen hatte, sagte mit der Ruhe der vollkommensten Gleichgültigkeit: „Und was hat man Ihnen geantwortet?

„Daß ich verrückt wäre."

„Nun?"

„Nun, man hat Recht."

„Es ist ein Glück, daß Sie das anerkennen!"

„Ich muß wohl, da der wirkliche Jean Valjean gefunden ist."

Das Blatt, welches Herr Madeleine hielt, entschlüpfte seinen Händen; er erhob den Kopf, sah Javert fest an und sagte mit einem unaussprechlichen Tone:

„Oh!"

Javert fuhr fort:

„Hören Sie, wie die Sache steht, Herr Maire. Es

scheint, daß in dem Lande in der Gegend von Ailly=le=Haut=Clocher eine Art Mensch lebte, den man Vater Champmathieu nannte. Er war sehr elend. Man achtete nicht auf ihn. Dergleichen Leute, das lebt, man weiß nicht wovon. Kürzlich, diesen Herbst, ist der Vater Champmathieu wegen Diebstahl von Cyderäpfeln arretirt worden, den er bei — doch darauf kommt es nicht an! Es war Diebstahl, Mauerübersteigung, Zweigabbrechung von dem Baum. Man hat meinen Champmathieu arretirt. Er hatte noch den Zweig des Apfelbaumes in der Hand. Man sperrt den Schelm ein. Bis hierher ist das nicht viel etwas Anderes als eine correktionelle Angelegenheit. Aber nun kommt etwas, was die Vorsehung bewirkt hat. Das Gefängniß war in schlechtem Zustande, und der Herr Instruktionsrichter fand es daher für zweckmäßig, Champmathieu nach Arras bringen zu lassen, wo das Departemental=Gefängniß ist. In diesem Gefängniß von Arras war ein ehemaliger Galeerensträfling, Namens Brevet, der wegen ich weiß nicht welchen Vergehens gefangen gehalten wird, und den man wegen seines guten Benehmens zum Zimmer=Aufseher gemacht hatte. Herr Maire, Champmathieu ist kaum eingeliefert, als Brevet ausruft: „Ei, ich kenne den Menschen, das ist ein Fagot*). Sieh mich einmal an, Mensch! Du bist Jean Valjean!“ — „Jean Valjean? Wer ist dieser Jean Valjean?“ Der Champmathieu spielte den Verwunderten. — „Mache doch nicht den Verwunderten,“ sagte Brevet, „Du bist Jean Valjean; Du bist im Bagno von Toulon gewesen, vor zwanzig Jahren; wir waren zusammen da.“ — Der Champmathieu leugnet. Parbleu, Sie verstehen. Man forscht nach. Man ergründet das Abentheuer. Hier, was man findet: Dieser Champmathieu ist vor einigen dreißig Jahren Baumputzer in mehreren Gegenden gewesen, na=

*) Fagot, ein ehemaliger Galeerensträfling.

mentlich in Faverolles. Hier verliert man seine Spur. Lange Zeit darauf sieht man ihn in Auvergne wieder, dann in Paris, wo er, wie er sagt, Stellmacher war, und eine Wäscherin zur Tochter hatte, aber das ist nicht bewiesen. Nun aber, was war Jean Valjean, ehe er wegen Einbruch und Diebstahl nach dem Bagno kam? Baumputzer. Wo? In Faverolles. — Eine andere Thatsache. Dieser Valjean nennt sich mit Vornamen Jean, und der Familienname seiner Mutter ist Mathieu. Was ist nun natürlicher, als zu denken, daß er bei dem Austritt aus dem Bagno den Namen seiner Mutter angenommen hat, um sich zu verbergen, und daß er sich also Jean Mathieu nennt. Er geht nach der Auvergne; aus Jean macht die Aussprache jener Gegend Chan und man nennt ihn Chan Mathieu. Unser Mensch läßt sich das gefallen, und so wird er dann in Champmathieu verwandelt. Sie folgen mir, nicht wahr? Man erkundigte sich in Faverolles. Die Familie des Jean Valjean ist nicht mehr dort. Man weiß nicht, wo sie ist. Sie wissen wohl, daß in diesen Klassen oft eine Familie so verschwindet. Man sucht, aber man findet nichts. Wenn diese Leute kein Koth sind, so sind sie Staub. Und dann, da der Anfang dieser Geschichte von vor dreißig Jahren herrührt, giebt es auch keine Person mehr in Faverolles, die Jean Valjean gekannt hat. Man erkundigt sich in Toulon. Außer Brevet waren dort nur noch zwei Züchtlinge, die Jean Valjean gesehen hatten. Es sind die lebenslänglich Verurtheilten Cochepaille und Chenildieu. Man nimmt sie aus dem Bagno und läßt sie kommen. Man confrontirt mit ihnen Champmathieu. Sie zaudern nicht. Für sie, wie für Brevet, ist er Jean Valjean. Dasselbe Alter, fünfzig Jahr, derselbe Wuchs, dasselbe Wesen, kurz, derselbe Mensch. Er ist es. In diesem Augenblicke schicke ich meine Denunciation an die Präfektur von Paris. Man antwortet mir, daß ich den Verstand verliere und daß Jean

Valjean in Arras in den Händen der Justiz ist. Sie begreifen, daß mich das verwundert; ich, der ich hier denselben Jean Valjean zu halten glaubte. Ich schreibe an den Herrn Instruktionsrichter. Er läßt mich kommen, und man führt mir den Jean Valjean vor —"

„Nun?" unterbrach ihn Herr Madeleine.

Javert antwortete mit seinem unwandelbaren und traurigen Gesicht:

„Herr Maire, die Wahrheit ist die Wahrheit. Ich bin ärgerlich darüber, aber dieser Mensch ist Jean Valjean. Auch ich habe ihn erkannt."

Herr Madeleine antwortete mit sehr leiser Stimme:

„Sind Sie dessen gewiß?"

Javert lachte mit jenem schmerzlichen Lachen, das der innersten Ueberzeugung entspringt:

„O! ganz gewiß!"

Er blieb einen Augenblick nachdenkend, nahm unwillkürlich eine Fingerspitze voll Holzpulver aus der Streubüchse, die auf dem Tische stand, und fügte hinzu:

„Und jetzt, wo ich den wahren Jean Valjean sah, begreife ich nicht, wie ich etwas anderes denken konnte. Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Maire."

Indem er diese bittenden und ernsten Worte an den richtete, welcher ihn sechs Wochen zuvor auf dem Wachtzimmer gedemüthigt hatte, indem er ihm gebot: „Gehen Sie!" war Javert, dieser hochmüthige Mensch, ohne es zu wissen, voll Einfachheit und Würde.

Herr Madeleine antwortete auf seine Bitte nur durch die heftige Frage:

„Und was sagte der Mensch?"

„Ei, Herr Maire, die Angelegenheit steht schlecht. Wenn es Jean Valjean ist, so ist er rückfällig. Eine Mauer übersteigen, einen Zweig abbrechen, Aepfel stehlen, das ist für ein Kind eine unbedeutende Schelmerei, für einen Mann

ein Vergehen; für einen entlassenen Züchtling ein Verbrechen, Einbruch und Diebstahl, Alles liegt darin. Es ist nicht nur die Correctionspolizei, sondern der Assisenhof. Es sind nicht mehr einige Tage Gefängniß, sondern die Galeere für Lebenszeit. Und dann ist auch noch die Angelegenheit mit dem kleinen Savoyarden da, der, wie ich hoffe, sich finden wird. Der Teufel, das ist wohl Grund, sich zu sträuben, nicht wahr? Ja, für einen Anderen als Jean Valjean. Aber Jean Valjean ist ein Dickkopf. Auch darin erkenne ich ihn wieder; ein Anderer würde fühlen, daß die Sache heiß wird; er würde sich zerarbeiten, schreien; der Kessel fängt Feuer; er würde nicht Jean Valjean sein wollen, et caetera. Er aber, er scheint nicht zu begreifen. Er sagt: „Ich bin Champmathieu, dabei bleibe ich stehen!" Er sieht verwundert aus. Er spielt den Einfältigen. Und das ist gewiß besser. O, der Schuft ist gewandt! Doch, gleichviel, die Beweise sind da. Er ist durch vier Personen wieder erkannt. Der Schuft wird verurtheilt werden. Die Sache ist vor die Assisen von Arras gebracht. Ich gehe als Zeuge hin. Ich bin aufgefordert."

Herr Madeleine hatte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt, sein Heft ergriffen und blätterte ruhig darin, wechselweise lesend und schreibend, wie ein Mensch, der sehr beschäftigt ist. Er wendete sich gegen Javert:

„Genug, Javert. In der That interessiren mich alle diese Dinge sehr wenig. Wir verlieren unsere Zeit und wir haben sehr dringende Geschäfte. Javert, Sie werden auf der Stelle zu der guten Frau Buseaupied gehen, welche dort an der Ecke der Rue Saint-Saulve Gemüse verkauft. Sie werden ihr sagen, daß sie ihre Klage gegen den Kärrner Pierre Chesnelong vorbringen soll. Dieser Mensch ist ein roher Kerl, der die Frau und ihr Kind beinahe zerquetscht hätte. Er muß bestraft werden. Sie gehen dann zu Herrn Charcellay, Rue Montre-de-Champigny. Er beklagt sich,

daß eine Dachrinne des benachbarten Hauses ihm das Regenwasser auf den Hof wirft und die Grundmauern seines Hauses beschädigt. Dann werden Sie die Vergehungen gegen die Polizei constatiren, die man mir von der Rue Guibourg bei der Wittwe Doris gemeldet und Rue de Garraud-Blanc bei Madame Renée le Bossé, und darüber Protokolle aufnehmen. Doch, ich gebe Ihnen da viele Arbeit. Werden Sie nicht abwesend sein? Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie wegen dieser Angelegenheit in acht oder zehn Tagen nach Arras gehen müssen?"

„Früher, Herr Maire."

„Welchen Tag denn?"

„Ich glaube, dem Herrn Maire gesagt zu haben, daß das Urtheil morgen gefällt werden soll und daß ich diese Nacht mit der Diligence abreisen muß."

Herr Madeleine machte eine unbemerkliche Bewegung.

„Und wie lange wird diese Angelegenheit dauern?"

„Einen Tag höchstens. Das Urtheil wird spätestens morgen in der Nacht gesprochen werden. Allein, ich werde das Urtheil nicht abwarten, das nicht ausbleiben kann. Sobald meine Aussage gemacht ist, kehre ich zurück."

„Es ist gut", sagte Herr Madeleine.

Er verabschiedete Javert durch ein Zeichen der Hand.

Javert ging nicht.

„Verzeihung, Herr Maire —" sagte er.

„Was giebt es denn noch?" fragte Herr Madeleine.

„Herr Maire, ich muß Sie noch an Etwas erinnern."

„Woran?"

„Daß ich entlassen werden muß."

Herr Madeleine stand auf.

„Javert, Sie sind ein Ehrenmann und ich achte Sie. Sie übertreiben sich selbst ihre Vergehen. Dies ist übrigens wieder eine Beleidigung, die mich angeht. Javert, Sie sind

würdig, hinaufzukommen, nicht aber hinabzusteigen. Ich will, daß Sie Ihre Stelle behalten."

Javert sah Herrn Madeleine mit jenem aufrichtigen Blicke an, aus dem das wenig aufgeklärte, aber strenge und feste Gewissen hervorsah, und sagte mit ruhiger Stimme:

„Herr Maire, ich kann Ihnen das nicht zugestehen."

„Ich wiederhole Ihnen", entgegnete Herr Madeleine, „daß die Sache mich angeht."

Aber Javert, der nur auf seine Gedanken achtete, fuhr fort:

„Was die Uebertreibung betrifft, so übertreibe ich nicht. Ich urtheile so: Ich habe Sie ungerecht in Verdacht gehabt. Das ist nichts. Es ist unser Recht, Verdacht zu hegen, obgleich es ein Mißbrauch ist, Höhere in Verdacht zu ziehen. Aber ohne Beweise, in einem Anfalle des Zornes, in der Absicht, mich zu rächen, habe ich Sie als ehemaligen Galeerensträfling angezeigt, Sie, einen achtungswerthen Mann, einen Maire, einen höheren Beamten! Das ist ernst, sehr ernst. Ich habe die Autorität in Ihrer Person beleidigt, ich, ein Agent der Autorität! Wenn einer meiner Untergebenen das thäte, was ich gethan habe, so würde ich ihn des Dienstes für unwürdig erklärt und fortgejagt haben. Nun? Sehen Sie, Herr Maire, noch ein Wort. Ich bin in meinem Leben oft streng gewesen gegen Andere; das war gerecht. Ich that wohl daran. Wenn ich nun nicht streng gegen mich selbst wäre, so würde alles das, was ich Gerechtes that, ungerecht werden. Darf ich mich mehr schonen, als Andere? Nein. Wie, ich sollte nur gut dazu gewesen sein, Andere zu züchtigen und mich selbst nicht? Ich würde dann ein Elender! Die, welche sagten: „Der Schuft von Javert!" hätten Recht. Herr Maire, ich wünsche nicht, daß Sie mich mit Güte behandeln. Ihre Güte hat mir schon genug böses Blut gemacht, wenn Sie dieselbe gegen Andere zeigten. Ich will sie nicht gegen mich. Die Güte, welche

darin besteht, einem öffentlichen Mädchen Recht gegen einen Bürger zu geben; den Polizeibeamten gegen den Maire; dem, der unter ihm steht, gegen den, der unter ihm ist, das nenne ich eine schlechte Güte. Mit dieser Güte würde die Gesellschaft aufgelöst. Mein Gott, es ist ganz leicht, gut zu sein; das Schwere liegt darin, gerecht zu sein. Sehen Sie, wenn Sie das gewesen wären, was ich dachte, so würde ich gegen Sie nicht gut gewesen sein! Sie hätten das sehen sollen, Herr Maire! Ich muß mich selbst so behandeln, wie ich jeden Andern behandeln würde. Wenn ich Missethäter faßte, wenn ich gegen Schelme streng war, sagte ich oft zu mir selbst: „Du, wenn Du strauchelst, wenn ich Dich jemals bei einem Vergehen ertappe, so sei ruhig!“ — Ich habe gestrauchelt, ich habe mich bei einem Vergehen ertappt, um so schlimmer! Also entlassen, cassirt, fortgejagt! das ist gut. Ich habe Arme. Ich werde das Land bebauen; das ist mir gleich. Herr Maire, das Wohl des Dienstes verlangt ein Beispiel. Ich fordere ganz einfach die Absetzung des Inspector Javert.“

Das Alles wurde mit demüthigem Tone gesprochen, stolz, verzweiflungsvoll und überzeugt, was diesem sonderbaren, aber rechtschaffenen Manne eine eigenthümliche verschrobene Größe gab.

„Wir werden sehen“, sagte Herr Madeleine.

Er reichte ihm die Hand.

Javert trat zurück und sagte mit wildem Tone:

„Verzeihung, Herr Maire, das darf nicht sein. Ein Maire giebt nicht so die Hand einem Polizeispion.“

Zwischen den Zähnen fügte er hinzu:

„Polizeispion! Ja! Von dem Augenblick an, wo ich die Polizei mißbrauchte, bin ich nichts weiter, als ein Spion.“

Dann grüßte er tief und ging zur Thür.

Hier wendete er sich um, und sagte, die Augen noch immer gesenkt:

„Herr Maire, ich werde meinen Dienst thun, bis meine Stelle besetzt ist.“

Er ging hinaus. Herr Madeleine blieb träumerisch zurück, horchend auf den festen und sicheren Schritt, der sich auf den Quadern des Corridors entfernte.

Erste Abtheilung.

Fantine.

Siebentes Buch.

Der Prozeß Champmathieu.

I.

Schwester Simplicia.

Die Ereignisse, die man lesen wird, sind nicht sämmtlich in M. am M. bekannt geworden. Allein das Wenige, was davon an den Tag kam, ließ in dieser Stadt eine solche Erinnerung zurück, daß es eine große Lücke in diesem Buche sein würde, wenn wir nicht Alles mit den geringsten Umständen erzählten.

Bei diesen näheren Umständen wird der Leser zwei oder drei unwahrscheinliche Punkte finden, die wir indeß aus Achtung für die Wahrheit aufrecht erhalten.

An dem Nachmittage, der auf dem Besuche Javerts folgte, ging Madeleine wie gewöhnlich zu Fantine.

Ehe er bis zu Fantine kam, ließ er die Schwester Simplicia rufen.

Die beiden Nonnen, welche den Dienst in dem Krankenhause versahen, Lazaristinnen, wie alle barmherzigen Schwestern, hießen Schwester Perpetua und Schwester Simplicia.

Die Schwester Perpetua war die erste beste Bäuerin, eine rohe barmherzige Schwester, bei Gott eingetreten, wie man in einen Dienst tritt. Sie war Nonne, wie man Köchin ist. Diese Gattung ist nicht selten. Die Klosterorden nehmen gern den schwerfälligen bäuerlichen Thon an, der sich leicht zu einem Kapuziner oder zu einer Ursulinerin

formen läßt. Die ländliche Rohheit läßt sich zu den groben Geschäften der Devotion benutzen. Die Verwandlung eines Ochsentreibers in einen Carmeliter hat nichts Anstößiges; der Eine wird ohne große Arbeit zu dem Andern; die gemeinschaftliche Grundlage der Unwissenheit des Dorfes und des Klosters ist eine zurückgelegte Vorbereitung und stellt den Dorfbewohner augenblicklich auf gleichen Fuß mit dem Mönche. Einige Erweiterung des Bauernkittels und die Kutte ist fertig. Die Schwester Perpetua war eine kräftige Nonne, von Marines bei Pontoise, platt sprechend, psalmodirend, knurrend, die Tisane zuckernd, je nach der Bigotterie oder der Heuchelei des Bettlägerigen; barsch gegen die Kranken, abstoßend gegen die Sterbenden, ihnen Gott beinahe in das Gesicht werfend, den Todeskampf steinigend mit zornigen, kecken, rechtschaffenen und rothbäckigen Gebeten.

Die Schwester Simplicia war weiß von der Weiße des Wachses. Neben der Schwester Perpetua war sie die Kerze an der Seite des Lichtes. Vincens von Paula hat das Gesicht der barmherzigen Schwester in seinen bewundernswürdigen Worten, in die er so viel Freiheit neben so viel Knechtschaft mischt, auf eine erhabene Weise geschildert.

„Sie haben zum Kloster nur das Krankenhaus, zur Zelle nur eine gemiethete Stube, zur Kapelle nur die Kirche des Kirchspiels, zur Klausur nur die Straßen der Stadt oder die Säle der Hospitäler, zur Grenze nur den Gehorsam, zum Sprechgitter nur die Gottesfurcht, zum Schleier nur die Bescheidenheit. Dieses Ideal lebte in der Schwester Simplicia. Niemand hätte das Alter der Schwester Simplicia zu nennen vermocht; sie war nie jung gewesen und schien niemals alt werden zu sollen. Sie war eine Person — wir wagen nicht zu sagen eine Frau — sanft, streng, gute Gesellschafterin, kalt, und die niemals gelogen hatte.

Sie war so mild, daß sie gebrechlich zu sein schien, dabei aber fester wie Granit. Sie berührte die Kranken mit lieblichen, feinen und reinen Fingern. Es lag, so zu sagen, Schweigen in ihren Worten; sie sprach eben nur das Nothwendige und hatte einen Klang der Stimme, der eben so einen Beichtvater erbaut, wie in einem Salon entzückt haben würde. Ihr Zartgefühl fügte sich in ihr grobes Gewand und fand in dieser Berührung eine fortwährende Erinnerung an den Himmel und an Gott. Bleiben wir noch bei diesen Einzelnheiten stehen. Nie gelogen zu haben, nie irgend eines Interesses wegen, selbst nicht wegen einer gleichgültigen Sache, etwas gesagt zu haben, was nicht die Wahrheit war, die heilige Wahrheit, darin bestand der charakteristische Zug des Herzens der Schwester Simplicia. Das war der Ausdruck ihrer Tugend. Sie war in dem Orden beinahe berühmt wegen dieser unwandelbaren Wahrhaftigkeit. Der Abbé Sicard spricht von der Schwester Simplicia in einem Briefe an den taubstummen Massieu. So aufrichtig und so rein wir sein mögen, haben wir doch Alle an unserer Aufrichtigkeit einen Flecken der kleinen unschuldigen Lüge. Sie nicht. Kleine Lüge, unschuldige Lüge; giebt es denn die? Lügen, das ist das unbedingte Böse. Wenig Lügen ist nicht möglich; wer lügt, der lügt die ganze Lüge; lügen ist das Angesicht des Dämons selbst. Satan hat zwei Namen, er heißt Satan und heißt Lüge. So dachte sie. Und wie sie dachte, so handelte sie auch. Daraus entstand jene Reinheit, von der wir sprachen, und die etwas Strahlendes, selbst über ihre Lippen, über ihre Augen breitete. Ihr Lächeln war weiß; ihr Blick war weiß. Es gab keinen Faden eines Spinnengewebes, kein Staubkörnchen auf der Glasscheibe dieses Gewissens. Indem sie in den geistlichen Gehorsam des heiligen Vincenz von Paula eintrat, hatte sie aus besonderer Wahl den Namen Simplicia angenommen. Simplicia von Sicilien war bekanntlich jene Heilige, welche

sich lieber beide Brüste ausreißen ließ, als daß sie, die in Syracus geboren war, antwortete, in Segesta geboren zu sein, eine Lüge, durch die sie gerettet worden wäre.

Als die Schwester Simplicia eintrat, hatte sie zwei Fehler, die sie allmälig ablegte: sie war naschhaft und empfing gern Briefe. Sie las stets nur ein Buch, ein Gebetbuch mit großen lateinischen Buchstaben. Sie verstand das Lateinische nicht, aber sie verstand das Buch.

Das fromme Mädchen hatte Fantine liebgewonnen, indem sie wahrscheinlich in ihr die verborgene Tugend fühlte, und sie hatte sich beinahe ausschließlich ihrer Pflege gewidmet.

Herr Madeleine nahm die Schwester Simplicia bei Seite, und empfahl ihr Fantine mit einem eigenthümlichen Ausdruck, dessen sie sich später erinnerte.

Als er die Schwester verließ, näherte er sich Fantinen.

Fantine erwartete jeden Tag das Erscheinen des Herrn Madeleine, wie man einen Strahl der Sonne und der Freude erwartet. Sie sagte zu den beiden barmherzigen Schwestern:

„Ich lebe nur, wenn der Herr Maire bei mir ist.“

Sie hatte an diesem Tage viel Fieber. Sobald sie Herrn Madeleine sah, fragte sie:

„Kommt Cosette?“

Er antwortete lächelnd:

„Bald!“

Herr Madeleine war gegen Fantine wie gewöhnlich. Nur blieb er eine ganze Stunde, statt einer halben, bei ihr. Er richtete an alle Welt tausend Ermahnungen, daß der Kranken nichts fehlen solle. Man bemerkte, daß es einen Augenblick gab, in welchem sein Gesicht sehr finster wurde. Aber das erklärte sich, als man erfuhr, daß der Arzt sich zu seinem Ohre gebeugt und ihm zugeflüstert hatte: „Sie nimmt sehr ab.“

Dann kehrte er nach der Mairie zurück, und der Bureaudiener sah, daß er mit sehr großer Aufmerksamkeit eine an der Wand hängende Straßenkarte von Frankreich betrachtete. Er schrieb mit Bleistift einige Zahlen auf ein Papier.

II.

Scharfsinn des Meister Scaufflaére.

Von der Mairie begab er sich an das Ende der Stadt zu einem Flamländer, Meister Scaufflaer, französirt in Scaufflaire, der Pferde und Wagen vermiethete.

Um zu diesem Scaufflaire zu gehen, führte der nächste Weg durch eine wenig besuchte Straße, in welcher die Pfarrei des Sprengels lag, in welchem Herr Madeleine wohnte. Der Pfarrer war, wie man sagte, ein würdiger und achtungswerther Mann, und wußte stets guten Rath zu ertheilen. In dem Augenblick, als Herr Madeleine zu der Thür der Pfarrwohnung kam, befand sich in der Straße nur ein Vorübergehender, und dieser Vorübergehende bemerkte Folgendes:

Nachdem der Herr Maire vor dem Pfarrhause vorübergegangen war, hielt er an, blieb stehen, kehrte dann wieder um, bis zu der Thür der Pfarrei, zu einem Halbthor mit einem eisernen Klopfer. Er ergriff hastig den Hammer und hob ihn auf; dann zögerte er wieder, blieb nachdenkend stehen, und statt den Hammer fallen zu lassen, ließ er ihn nach einigen Minuten leise wieder sinken und setzte seinen

Weg mit einer Art von Hast fort, die er vorher nicht gehabt hatte.

Herr Madeleine fand Herrn Scaufflaire zu Haus, beschäftigt, ein Pferdegeschirr auszubessern.

„Herr Scaufflaire", fragte er ihn, „haben Sie ein gutes Pferd?"

„Herr Maire", entgegnete der Flamländer, „alle meine Pferde sind gut. Was verstehen Sie unter: „Ein gutes Pferd""?

„Ich verstehe darunter eines, das zwanzig Lieues in einem Tage machen kann."

„Der Teufel!" sagte der Flamländer. Zwanzig Lieues!"

„Ja."

„An ein Cabriolet gespannt?"

„Ja."

„Und wie lange Zeit soll es sich nach der Fahrt ausruhen?"

„Es muß im Fall der Noth am nächsten Tage zurückkehren können."

„Um dieselbe Reise zu machen?"

„Ja."

„Der Teufel! Der Teufel! Und diese zwanzig Lieues?"

Herr Madeleine zog aus der Tasche das Papier, auf welches er Zahlen geschrieben hatte. Er zeigte es dem Flamländer. Es waren die Zahlen 5, 6, 8½.

„Sie sehen", sagte er. „Summa neunzehn ein halb. Eben so gut kann man zwanzig sagen."

„Herr Maire", sagte der Flamländer", ich habe, was Sie brauchen. Mein kleiner Schimmel; Sie müssen ihn zuweilen haben vorbeikommen sehen. Es ist ein kleines Thier aus Nieder-Boulogne. Es ist voll Feuer. Man hat es zuerst zum Reitpferd machen wollen. Pah! Es schlug

aus und warf alle Welt zu Boden. Man hielt es für lasterhaft; man wußte nichts damit anzufangen. Ich habe es gekauft. Ich spannte es in das Cabriolet. Herr Maire, das hatte es gewollt; es ist sanft, wie ein Mädchen; es läuft wie der Wind. Aber man dürfte sich ihm nicht auf den Rücken setzen. Es ist nicht seine Absicht, Reitpferd zu sein. Jeder hat seinen Ehrgeiz. Ziehen, ja; tragen, nein. Man muß glauben, das hat es sich gesagt."

„Und es wird die Fahrt machen?"

„Ihre zwanzig Lieues, immer im starken Trabe und in weniger als acht Stunden. Aber hören Sie die Bedingungen."

„Nennen Sie sie."

„Erstlich lassen Sie es auf dem halben Wege eine Stunde verschnaufen, dabei wird es fressen und man wird dabeistehen während es frißt, damit der Stallknecht ihm nicht seinen Hafer stiehlt; denn ich habe bemerkt, daß in den Wirthshäusern der Hafer viel häufiger von den Stallknechten getrunken als von den Pferden gefressen wird."

„Man wird da sein."

„Zweitens — ist das Kabriolet für den Herrn Maire?'

„Ja."

„Kann der Herr Maire fahren?"

„Ja."

„Nun gut, dann wird der Herr Maire allein reisen, und ohne Gepäck, um das Pferd nicht zu überladen."

„Zugestanden."

„Aber da der Herr Maire Niemand bei sich hat, wird er gezwungen sein, sich die Mühe zu nehmen, den Hafer selbst zu überwachen."

„Versteht sich."

„Ich muß für den Tag dreißig Francs haben. Die Ruhetage werden mit bezahlt. Keinen Liard weniger und die Fütterung des Pferdes auf Kosten des Herrn Maires."

Herr Madeleine nahm drei Napoleons aus seiner Börse und legte sie auf den Tisch.

„Hier die Vorausbezahlung auf zwei Tage.“

„Viertens, für eine solche Fahrt wäre ein Kabriolet zu schwer und würde das Pferd zu sehr anstrengen. Der Herr Maire müßten daher einwilligen, die Reise in einen kleinen Tilbury zu machen, das ich habe.“

„Ich willige ein.“

„Es ist leicht, aber offen.“

„Das ist mir gleichgültig.“

„Haben der Herr Maire auch bedacht, daß wir im Winter sind?“

Herr Madeleine antwortete nicht; der Flamländer fuhr fort:

„Daß es sehr kalt ist?“

Herr Madeleine bewahrte das Schweigen.

Herr Scaufflaére fügte hinzu:

„Daß es regnen kann?“

Herr Madeleine erhob den Kopf und sagte:

„Der Tilbury und das Pferd werden morgen früh halb fünf Uhr vor meiner Thür sein.“

„Das ist abgemacht, Herr Maire,“ entgegnete Scaufflaére, welcher mit dem Nagel einen Fleck vom Holz des Tisches abkratzte; dann sagte er mit jenem sorglosen Wesen, welches die Flamländer so gut mit ihrer Pfiffigkeit zu vereinigen wissen:

„Aber eben denke ich daran! Der Herr Maire haben mir nicht gesagt, wohin Sie reisen. Wohin werden der Herr Maire gehen?“

Er dachte seit dem Beginn des Gesprächs an nichts Anderes, aber er wußte nicht, weshalb er diese Frage noch nicht gewagt hatte.

„Hat Ihr Pferd gute Vorderbeine?“ sagte Herr Madeleine.

„Ja, Herr Maire. Sie werden ihm ein wenig die Hülfe geben, wenn es bergab geht. Sind viele Berge von hier bis dahin, wohin Sie reisen?"

„Vergessen Sie nicht, Punkt halb fünf Uhr vor meiner Thür zu sein," entgegnete Herr Madeleine und ging.

Der Flamländer blieb „ganz einfältig" zurück, wie er einige Zeit darauf von sich selbst sagte.

Der Herr Maire hatte sich seit zwei oder drei Minuten entfernt, als die Thür sich wieder öffnete: Es war der Herr Maire.

Er sah noch eben so gelassen und gedankenvoll aus.

„Herr Scaufflaire," sagte er, „wie hoch schätzen Sie das Pferd und den Tilbury, die Sie mir vermiethen wollen, Eines das Andere tragend?"

„Eines das Andere ziehend, Herr Maire!" sagte der Flamländer laut lachend.

„Mag sein! Nun, wie theuer?"

„Wollen der Herr Maire sie mir abkaufen?"

„Nein, aber auf jeden Fall will ich Ihnen Sicherheit dafür geben. Bei meiner Rückkehr erstatten Sie mir dann die Summe. Wie hoch schätzen Sie den Wagen und das Pferd?"

„Auf fünfhundert Francs, Herr Maire."

„Hier sind sie."

Herr Madeleine legte eine Banknote auf den Tisch; dann ging er, und diesmal kehrte er nicht zurück.

Meister Scaufflaire bereute es gewaltig, nicht tausend Francs gesagt zu haben. Uebrigens waren Pferd und Wagen zusammen hundert Francs werth.

Der Flamländer rief seine Frau und erzählte ihr die Geschichte. Wo zum Teufel kann denn der Herr Maire hinfahren? Sie hielten Rath mit einander. — „Er geht nach Paris," sagte die Frau. — „Ich glaube nicht," meinte der Mann. Herr Madeleine hatte auf dem Kamine das

Papier vergessen, auf welchem die Zahlen standen. Der Flamländer nahm es und studirte es. — Fünf, sechs und acht ein halb? Das muß die Poststationen bezeichnen. Er wendete sich zu seiner Frau. — „Ich habe es." — „Wie?" — „Es sind fünf Lieues von hier nach Hesdin, sechs von Hesdin nach Saint-Paul, acht und eine halbe von Saint-Paul nach Arras. — Er fährt nach Arras."

Indeß war Herr Madeleine nach Haus zurückgekehrt. Um von Meister Scaufflaire nach seiner Wohnung zu kommen, hatte er den längsten Weg gewählt, als wäre die Thür der Pfarrei für ihn eine Versuchung gewesen, der er ausweichen wollte. Er war nach seinem Zimmer hinaufgegangen und hatte sich eingeschlossen, was durchaus nicht auffallend war, denn er liebte es, zeitig zu Bett zu gehen. Indeß die Thürhüterin der Fabrik, welche zugleich die einzige Magd des Herrn Madeleine war, bemerkte, daß sein Licht um halb neun Uhr ausgelöscht wurde, und sie sagte dies dem Cassirer, als derselbe nach Haus kam, und fügte hinzu:

„Ist der Herr Maire krank? Ich finde, daß er ein etwas sonderbares Wesen hatte."

Der Cassirer bewohnte ein Zimmer, welches grade unter dem des Herrn Madeleine lag. Er achtete nicht auf die Worte der Thürhüterin, legte sich zu Bett und schlief ein. Gegen Mitternacht wachte er plötzlich auf; er hatte im Schlafe ein Geräusch über seinem Kopfe gehört. Er lauschte. Es waren Schritte, die sich hin und her bewegten, als ob man in dem Zimmer über ihn umherginge. Er horchte aufmerksam und erkannte den Tritt des Herrn Madeleine. Das kam ihm sonderbar vor. Für gewöhnlich war in dem Zimmer des Herrn Madeleine gar kein Geräusch zu hören, ehe er aufstand. Einen Augenblick darauf hörte der Cassirer etwas, wie wenn ein Schrank geöffnet und wieder geschlossen wird. Darauf wurde ein Möbel verschoben; dann entstand

Schweigen. Darauf begannen die Schritte wieder. Der Cassirer setzte sich im Bett in die Höhe, ermunterte sich vollständig, blickte umher, sah durch die Scheiben und gewahrte an der gegenüberliegenden Mauer den röthlichen Schein eines beleuchteten Fensters. Nach der Richtung des Scheines konnte derselbe nur aus dem Fenster des Herrn Madeleine kommen. Der Schein zitterte, als rühre er eher von einem angezündeten Feuer, als von einem Lichte her. Der Schatten der Fenstereinfassungen zeigte sich nicht, was bewies, daß das Fenster ganz geöffnet war. Bei der herrschenden Kälte war dies offene Fenster etwas Ueberraschendes. Der Cassirer schlief wieder ein. Eine oder zwei Stunden später wachte er abermals auf. Dieselben langsamen und regelmäßigen Schritte gingen noch immer über seinem Kopfe hin und her.

Der Schein an der Mauer war noch sichtbar, jetzt aber matt und still, wie der Widerschein einer Lampe oder einer Kerze. Das Fenster stand noch offen.

Hier, was in dem Zimmer des Herrn Madeleine vorging.

III.

Ein Sturm in einem Schädel.

Der Leser hat ohne Zweifel bereits errathen, daß Herr Madeleine Niemand anders ist als Jean Valjean.

Wir sahen schon in die Tiefen dieses Gewissens. Der Augenblick ist gekommen, noch einmal hinein zu blicken. Wir

thun dies nicht ohne Aufregung und Beben. Es giebt nichts Erschrecklicheres, als diese Art der Betrachtung. Das Auge des Geistes kann nirgend mehr Blendendes, noch mehr Dunkel finden, als in dem Menschen; es kann sich auf keinen Gegenstand richten, der furchtbarer, verwickelter, geheimnißvoller und unendlicher ist. Es giebt ein Schauspiel, größer als das Meer, das ist der Himmel; es giebt ein Schauspiel, größer als der Himmel, das ist das Innere der Seele.

In einem Gedicht das menschliche Gewissen darzustellen, wäre es auch nur mit Beziehung auf einen einzigen Menschen, wäre es auch nur auf den unbedeutendsten aller Menschen, hieße alle Epopöen in eine höchste und entscheidende Epopöe zusammenschmelzen. Das Gewissen ist das Chaos der Chimären, der Begierden und der Versuchungen, der Feuerofen der Träume, die Höhle der Gedanken, deren man sich schämt; es ist das Pandämonium der Sophismen, das Schlachtfeld der Leidenschaften. Zu gewissen Zeiten dringe man durch das bleiche Antlitz eines Menschen, der nachdenkt, und blicke dahinter, blicke in diese Seele, blicke in diese Finsterniß. Es giebt dort unter dem äußeren Schweigen Riesenkämpfe wie in dem Homer, gemischt mit Drachen und mit Hydren und Schwärmen von Phantomen wie im Milton, mit phantastischen Schlangenlinien wie bei Dante. Es ist etwas Finsteres, dieses Unendliche, das jeder Mensch in sich trägt und nach dem er voll Verzweiflung den Willen seines Gehirns und die Handlungen seines Lebens mißt. Alighieri fand eines Tages eine finstere Thür, vor der er zögernd stehen blieb. Hier ist auch vor uns eine, an deren Schwelle wir zaudern. Treten wir dennoch ein.

Wir haben dem nur wenig hinzuzufügen, was der Leser von dem bereits weiß, was Herrn Valjean seit dem Abentheuer mit dem kleinen Gervais begegnete. Von diesem Augenblick an war er, wie man gesehen hat, ein anderer Mensch.

Was der Bischof aus ihm hatte machen wollen, das führte er aus. Es war mehr als eine Umänderung, es war eine gänzliche Umwandlung.

Es gelang ihm, zu verschwinden. Er verkaufte das Silberzeug des Bischofs, behielt nur die beiden Leuchter als Andenken, schlüpfte von Stadt zu Stadt durch ganz Frankreich, kam nach M. am M., hatte hier den angedeuteten Gedanken, vollbrachte, was wir erzählten, und es gelang ihm, sich unergreifbar und unzugänglich zu machen. Jetzt in M. am M. niedergelassen, glücklich, sein Gewissen durch seine Vergangenheit und die erste Hälfte seiner Existenz trübe gestimmt zu sehen, welche durch die zweite Lügen gestraft wurde, lebte er friedlich, beruhigt und hoffend, nur mit zwei Gedanken beschäftigt: seinen Namen zu verbergen und sein Leben zu heiligen; den Menschen zu entrinnen und zu Gott zurückzukehren.

Diese beiden Gedanken waren so innig in seinem Geiste verwebt, daß sie nur einen einzigen bildeten; sie waren beide gleich gebieterisch und bedingt und beherrschten seine geringsten Handlungen, gewöhnlich waren sie einstimmig bei der Ordnung seines Lebens; sie wendeten ihn gegen die Dunkelheit; sie machten ihn wohlwollend und einfach, sie riethen ihm dieselben Dinge. Zuweilen jedoch entstand ein Streit zwischen ihnen. In diesem Falle zögerte der Mann, den man in der ganzen Gegend von M. am M. Herrn Madeleine nannte, wie man sich erinnern wird, nicht, den ersten dem zweiten zu opfern, seine Sicherheit seiner Tugend. So hatte er trotz jeder Vorsicht und jeder Klugheit die Leuchter des Bischofs aufbewahrt, Trauer um ihn angelegt, alle kleinen Savoyarden, die durch die Stadt kamen, zu sich berufen und befragt, Erkundigungen über die Familien in Faverolles eingezogen und das Leben des alten Fauchelevent gerettet, trotz der beunruhigenden Andeutungen Javert's. Es schien, wie wir bereits bemerkten, daß er

nach dem Beispiel aller Derer, welche weise, heilig und gerecht gewesen sind, dachte, seine erste Pflicht hätte er nicht gegen sich selbst zu üben.

Indeß müssen wir sagen, daß sich noch nichts Aehnliches geboten hatte.

Nie hatten die beiden Gedanken, welche den unglücklichen Menschen, dessen Leiden wir schildern, beherrschten, einen so ernsten Kampf zu bestehen gehabt. Er erkannte dies undeutlich, aber tief bei den ersten Worten, die Javert aussprach, indem er in sein Cabinet trat. In dem Augenblick, wo auf eine so auffallende Weise der Name ausgesprochen wurde, den er in so viele Tiefen vergraben hatte, wurde er wie erstarrt und gleichsam berauscht durch die finstere Eigenthümlichkeit seines Schicksals, und bei dieser Erstarrung fühlte er jenes Zittern, welches großen Erschütterungen vorangeht. Er beugte sich wie eine Eiche bei der Annäherung des Sturmes, wie ein Soldat bei einer bevorstehenden Erstürmung. Er fühlte über seinem Haupte sich finstere, mit Blitzen schwangere Wolken zusammenziehen. Während er Javert anhörte, war sein erster Gedanke, zu gehen, zu eilen, sich anzuklagen, diesen Champmathieu aus dem Gefängniß zu befreien und sich an dessen Stelle zu setzen; das war schmerzlich und stechend wie ein Schnitt in das lebendige Fleisch; dann aber ging es vorüber und er sagte: „Wir wollen sehen, wir wollen sehen!“ — er unterdrückte diese erste großmüthige Regung und wich vor dem Heldenmuth zurück.

Ohne Zweifel würde es schön sein, wenn nach den heiligen Worten des Bischofs, nach so vielen Jahren der Reue und der Selbstverleugnung mitten unter einer auf bewunderungswürdige Weise begonnenen Büßung dieser Mensch selbst einer so fürchterlichen Möglichkeit gegenüber nicht einen Augenblick gestrauchelt hätte und mit gleich sicherem Schritt dem Abgrund zugeschritten wäre, auf dessen Boden der

Himmel war; das war schön, aber es war nicht so. Wir müssen wohl Rechenschaft von dem ablegen, was in dieser Seele vorging, und können nichts sagen, was darin geschah. Was zunächst den Sieg davontrug, war der Instinct der Selbsterhaltung; er sammelte in Hast seine Gedanken, erstickte seine Aufregung, erwog die Gegenwart Javerts, dieser großen Gefahr, verschob jeden Entschluß mit der Festigkeit des Schreckens, betäubte sich selbst über Das, was er zu thun hätte, und gewann seine Ruhe wieder, wie ein Kämpfer, der seinen Schild aufrafft.

Den Rest des Tages hindurch befand er sich in jenem Zustande, welcher im Innern einen Wirbelwind zeigte und außen eine vollkommene Ruhe; er traf nur „erhaltende Maßregeln". Alles war in seinem Gehirn noch verworren und widerstreitend; die Unruhe war darin so groß, daß er die Gestalt keines Gedankens deutlich sah; er selbst hätte nichts über sich selbst sagen können, ausgenommen, daß er einen großen Schlag empfangen hatte. Er begab sich wie gewöhnlich zu dem Schmerzenslager Fantinens und verlängerte seinen Besuch in einem Instincte der Güte, indem er sich sagte, daß er so handeln müßte, und daß er sie der besondern Sorgfalt der barmherzigen Schwestern für den Fall zu empfehlen hätte, daß er sich entfernen müßte. Er fühlte unbestimmt, daß er vielleicht nach Arras gehen müßte, und ohne noch im Geringsten zu dieser Reise entschlossen zu sein, sagte er sich, daß er gegen jeden Verdacht geschützt, ohne irgend einen Uebelstand Zeuge dessen sein könnte, was vorging; so miethete er den Tilbury Scaufflaires, um auf jedes Ereigniß vorbereitet zu sein.

Er aß mit ziemlichem Appetit zu Mittag.

In sein Zimmer zurückgekehrt, sammelte er sich.

Er prüfte die Lage und fand sie unerhört, so unerhört, daß er mitten in seiner Träumerei in Folge eines beinahe unerklärlichen Antriebes der Besorgniß von seinem Stuhle

aufstand und seine Thür verriegelte. Er fürchtete, es möchte noch etwas bei ihm eintreten. Er verbarrikadirte sich gegen die Möglichkeit.

Einen Augenblick darauf blies er sein Licht aus. Es belästigte ihn.

Es schien ihm, als könnte man ihn sehen.

Wer, man?

Ach was er vor die Thür weisen wollte, war schon eingetreten, was er blind machen wollte, betrachtete ihn: Sein Gewissen.

Sein Gewissen, das heißt Gott.

In dem ersten Augenblicke indeß machte er sich eine Illusion; er hatte ein Gefühl der Sicherheit und der Einsamkeit: da der Riegel vorgeschoben war, hielt er sich für unergreifbar; durch das ausgelöschte Licht glaubte er sich unsichtbar. Nun nahm er Besitz von sich selbst; er stützte die Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand und dachte in dieser Dunkelheit nach.

„Wo befinde ich mich? — Träume ich nicht? — Was hat man mir gesagt? — Ist es denn wirklich wahr, daß ich diesen Javert gesehen habe, und daß er so von mir sprach? — Wer kann dieser Champmathieu sein? — Er sieht mir also sehr ähnlich? — Ist das möglich? Wenn ich bedenke, daß ich gestern so ruhig war, und so weit entfernt, irgend etwas zu ahnen! — Was that ich denn gestern zu dieser Stunde? — Was liegt in diesem Ereignisse? — Was wird daraus entstehen? — Was soll ich thun?"

In diesem Sturme befand er sich. Sein Gehirn hatte die Kraft verloren, seine Gedanken festzuhalten; sie flogen vorüber wie die Wogen des Meeres, und er faßte seine Stirn in beide Hände, um sie festzuhalten.

Aus diesem Tumulte, der seinen Willen und seinen Verstand über den Haufen warf, und aus dem er einen

Entschluß zu ziehen strebte, entwickelte sich nichts als Todesangst.

Sein Kopf brannte. Er ging zu dem Fenster und machte es weit auf. Es standen keine Sterne am Himmel. Er setzte sich wieder an den Tisch.

So verfloß die erste Stunde.

Allmälig indeß bildeten sich unbestimmte Linien und setzten sich in seiner Ueberlegung fest, und er konnte mit der Bestimmtheit der Wirklichkeit nicht das Ganze seiner Lage überblicken, doch wenigstens einige Einzelnheiten derselben. Er begann zu erkennen, daß er vollkommen Herr seiner Lage war, so außerordentlich und gefährlich dieselbe auch sein mochte.

Seine Betäubung wuchs dadurch noch.

Unabhängig von dem strengen und religiösen Ziele, das er seinen Handlungen gesteckt hatte, war Alles, was er bis zu diesem Tage that, nichts Anderes, als daß er ein Loch grub, darin seinen Namen zu versenken. Was er während seiner Stunden der Selbstbetrachtung, während seiner schlaflosen Nächte immer am meisten gefürchtet hatte, das war, jemals diesen Namen aussprechen zu hören; er sagte sich, daß das für ihn das Ende von Allem sein würde, daß an dem Tage, an welchem dieser Name wieder erschiene, er sein ganzes neues Leben verwischen und wer weiß, vielleicht sogar in seinem Innern seine neue Seele vernichten würde. Er erzitterte bei dem bloßen Gedanken, daß das möglich sei. Gewiß, wenn in solchen Augenblicken ihm Jemand gesagt hätte, es würde eine Stunde erscheinen, in welcher dieser Name in sein Ohr tönte, wo das entsetzliche Wort Jean Valjean plötzlich aus der Nacht hervortrete, und sich der ihn hinstellte, wo das furchtbare Licht, geschaffen, das Geheimniß zu offenbaren, mit dem er sich umhüllt hatte, plötzlich über seinem Haupte glänzen würde, und daß dieser Name ihn nicht bedrohte, daß dieses Licht die Dunkel-

heit nur noch dichter machte, daß dieser zerrissene Schleier das Geheimniß steigerte, daß dieses Erdbeben sein Gebäude befestigte, daß dieses wunderbare Ereigniß, wenn es ihm gut dünkte, für ihn kein anderes Resultat haben würde, als seine Existenz zu gleicher Zeit heller und unerforschlicher zu machen, und daß aus seiner Confrontation mit dem Phantome Jean Valjean der gute und würdige Bürger Herr Madeleine noch geehrter, noch friedlicher und noch geachteter als je hervorgehen würde — wenn Jemand ihm das gesagt hätte, so würde er den Kopf geschüttelt und diese Worte für die eines Wahnsinnigen gehalten haben. Nun wohl, das Alles war genau so geschehen. Diese ganze Anhäufung des Unmöglichen. Eine Thatsache, und Gott hatte gestattet, daß diese wahnsinnigen Dinge zu wirklichen wurden!

Seine Träumerei wurde immer klarer. Er gab sich mehr und mehr Rechenschaft von seiner Lage.

Es schien, als müßte er aus irgend einem Schlafe erwachen, als glitte er mitten in der Nacht einen Abhang hinab, aufrecht stehend, bebend, vergebens zurückstrebend vor dem äußersten Rande eines Abgrunds. Er sah deutlich in der Finsterniß einen Unbekannten, einen Fremden, den das Geschick für ihn nahm, und den er an seiner Stelle in den Abgrund schleuderte. Damit dieser Abgrund sich schließe, mußte Jemand hineinfallen, er oder der Andere.

Er brauchte nur gewähren zu lassen.

Die Klarheit wurde vollständig, und er gestand sich Folgendes: daß sein Platz auf den Galeeren leer sei, daß er aber seiner, was er auch thun mochte, noch immer wartete, daß der Diebstahl an dem kleinen Gervais ihn dahin zurückführe; daß dieser leere Platz auf ihn warten und ihn an sich reißen würde, bis er sich auf demselben befände, und daß das unvermeidlich und verhängnißvoll sei. — Dann sagte er sich, daß er in diesem Augenblick einen Stell-

vertreter gefunden, daß ein gewisser Champmathieu diese schlimme Aussicht hätte, und daß er künftig im Bagno anwesend in der Person dieses Champmathieu und in der Gesellschaft unter dem Namen des Herrn Madeleine, nichts mehr zu fürchten hätte, vorausgesetzt, daß er die Menschen nicht hinderte über dem Kopfe dieses Champmathieu den Stein der Nichtswürdigkeit einzumauern, der gleich dem Schlußstein eines Gewölbes nur einmal herabsinkt, um sich nie wieder zu erheben.

Das Alles war so gewaltsam und so sonderbar, daß plötzlich in ihm jene Art von unbeschreiblicher Bewegung entstand, die kein Mensch öfter als zwei oder drei Mal in seinem Leben empfindet, eine Art Gewissenskrampf, welche Alles aufregt, was das Herz Zweifelhaftes enthält, was aus Ironie, aus Freude und Verzweiflung besteht, und was man den Ausbruch eines inneren Gelächters nennen könnte.

Er zündete rasch sein Licht wieder an.

„Um was?" sagte er zu sich selbst, „wovor fürchte ich mich denn? Habe ich an so etwas zu denken? Ich bin gerettet! Alles ist vorbei. Ich hatte nur noch eine halbgeöffnete Thür, durch welche meine Vergangenheit in mein Leben einbrechen konnte, diese Thür ist jetzt vermauert! Für immer! Dieser Javert, der mich seit so langer Zeit beunruhigt, dieser fürchterliche Instinkt, der mich errathen zu haben schien, bei Gott, und der mir überall folgte, dieser entsetzliche Jagdhund, stets auf meiner Fährte, ist jetzt irre geleitet, anderwärts beschäftigt, durchaus von der Spur abgebracht! Er wird in Zukunft befriedigt sein, mich in Ruhe lassen; er hat seinen Jean Valjean gefaßt! Wer weiß selbst — es ist möglich, daß er die Stadt wird verlassen wollen! und das Alles ist ohne mich geschehen! ich habe dazu nichts beigetragen! Aber dennoch! — Was ist denn Unglückliches bei alledem? Leute, die mich sehen, sollten auf Ehre glauben, es wäre mir eine Katastrophe zugestoßen! Wenn, Alles

erwogen, für irgend Jemand dabei ein Nachtheil ist, so bin ich daran auf keine Weise schuld. Es ist die Vorsehung, welche Alles gethan hat. Offenbar will sie es so! Habe ich das Recht, zu stören, was sie anordnet? Was verlange ich jetzt? In was will ich mich mischen? Das geht mich nichts an. Wie! ich bin nicht zufrieden? Aber was will ich denn? Das Ziel, nach dem ich seit so vielen Jahren strebe, der Traum meiner Nächte, der Gegenstand meiner Gebete zum Himmel, die Sicherheit habe ich erreicht! Gott ist es, der es so will. Ich habe gegen den Willen Gottes nichts zu thun. Und weshalb will es Gott? Damit ich fortfahre, was ich begonnen habe, damit ich Gutes thue, damit ich einst ein großes und ermuthigendes Beispiel sei, damit gesagt werde, es sei endlich Glück mit der Büßung verbunden gewesen, die ich mir auferlegte, mit der Tugend, zu der ich zurückkehrte! Wahrlich, ich begreife nicht, weshalb ich mich vorhin fürchtete, bei dem braven Pfarrer einzutreten, und ihm Alles zu sagen, wie einem Beichtvater, und seinen Rath zu erbitten. Das ist es offenbar, was er mir gesagt haben würde. Es ist entschieden; lassen wir die Dinge gehen. Lassen wir den lieben Gott gewähren."

So sprach er zu sich in dem Innersten seines Gewissens, geneigt über das, was man seinen eigenen Abgrund nennen könnte. Er stand auf und ging in dem Zimmer umher. — „Nun," sagte er, „denken wir nicht mehr daran. Der Entschluß ist gefaßt! — aber ich empfinde keine Freude."

Im Gegentheil.

Man hält eben so wenig den Gedanken ab, zu einer Idee zurückzukehren, wie das Meer, wieder an das Ufer zu schlagen. Für den Matrosen heißt das die Fluth, für den Schuldigen heißt es die Reue. Gott regt die Seele auf wie den Ocean.

Er mochte immerhin sich sträuben, so kehrte er doch

nach wenigen Augenblicken zu dem finsteren Dialoge zurück, in welchem er es war, der sprach, er, der zuhörte. Indem er sagte, was er verschweigen wollte, hörte, was er nicht hören mochte, jener geheimnißvollen Macht nachgebend, die zu ihm sagte: „Denke!“ wie sie vor zweitausend Jahren zu einem andern Verurtheilten sagte: „Wandere!“

Ehe wir weiter gehen, und um vollständiger verstanden zu werden, müssen wir bei einer nothwendigen Bemerkung stehen bleiben.

Es ist gewiß, daß man mit sich selbst spricht; es giebt kein denkendes Wesen, welches dies nicht erfahren hätte. Man könnte selbst sagen, daß das Wort nie ein herrlicheres Mysterium ist, als wenn es in dem Innern des Menschen von dem Gedanken zu dem Gewissen spricht, und von dem Gewissen wieder zu dem Gedanken zurückkehrt. Nur in diesem Sinne muß man die so oft in diesem Kapitel gebrauchten Worte verstehen: er sagte, er rief aus; man sagt sich, man spricht zu sich, man ruft sich im Innern ohne daß das äußere Schweigen gebrochen wird. Es herrscht ein großer Tumult; Alles spricht in uns, ausgenommen der Mund. Die Wirklichkeiten der Seele sind, wenn auch nicht sichtbar und tastbar, deshalb doch nicht minder Wirklichkeiten.

Er fragte sich also, wo er sei. Er befragte sich über diesen „gefaßten Entschluß.“ Er gestand sich selbst, daß alles Das, was er in seinem Geiste geordnet hatte, etwas Ungeheuerliches sei, daß die Dinge gehen zu lassen, den lieben Gott gewähren zu lassen, etwas einfach Entsetzliches sei. Diesen Mißgriff des Schicksals und der Menschen vollbringen lassen, ihn nicht hindern, ihn durch sein Schweigen unterstützen, kurz Nichts zu thun, das hieße Alles thun. Das war der letzte Grad der heuchlerischen Unwürdigkeit! Das war ein gemeines, feiges, tückisches, verwerfliches, nichtswürdiges Verbrechen!

Zum ersten Male seit acht Jahren fühlte der unglückliche Mensch den bittern Geschmack eines schlechten Gedankens und einer schlechten Handlung.

Voll Ekel spie er ihn wieder aus.

Er fuhr fort, sich zu befragen. Er fragte sich streng, was er darunter verstanden hätte: „Mein Ziel ist erreicht!“ Er erklärte sich, daß sein Leben allerdings einen Zweck hätte. Aber welchen Zweck? Seinen Namen zu verbergen? Die Polizei zu täuschen? Hatte er denn wegen einer so kleinen Sache alles Das gethan, was er that? Hatte er keinen andern Zweck, der der große, der wahre war? Nicht seine Person zu retten, sondern seine Seele; wieder rechtschaffen und gut zu werden. Ein Gerechter zu sein! War es nicht Das besonders, Das ausschließlich, was er stets gewollt, was der Bischof ihm befohlen hatte? — Die Thür vor seiner Vergangenheit verschließen? Aber er verschloß sie nicht, großer Gott! er öffnete sie wieder, indem er eine rechtswidrige Handlung beging! Er wurde wieder ein Dieb, der abscheulichste der Räuber! Er stahl einem Andern seine Existenz, sein Leben, seinen Frieden, seinen Platz in der Sonne! Er wurde ein Mörder! Er tödtete, tödtete moralisch einen elenden Menschen und verurtheilte ihn zu jenem entsetzlichen lebenden Tode, jenem Tode unter offenem Himmel, den man das Bagno nennt! Dagegen aber sich ausliefern, diesen Menschen retten, der von einem so furchtbaren Irrthum getroffen wurde, seinen Namen wieder nehmen, aus Pflicht wieder der Galeerenzüchtling Jean Valjean werden, das hieße für immer die Hölle schließen, aus der er kam! Scheinbar in dieselbe zurücksinken, hieße sie in Wirklichkeit verlassen! Das mußte er thun! Er hatte nichts gethan, wenn er das nicht that. Sein ganzes Leben war nutzlos, seine ganze Buße verloren. Er brauchte nicht mehr zu sagen: wozu ist das gut? er fühlte, daß der Bischof bei ihm sei, um so mehr gegenwärtig, da er todt war; daß der

Bischof ihn fest ansah, daß in Zukunft der Maire mit allen seinen Tugenden verabscheuungswürdig sein würde, daß aber der Galeerensclave Jean Valjean vor ihm bewunderns- werth und rein dastehen würde. Daß die Menschen seine Larve sähen, der Bischof aber sein Gesicht. Daß die Men- schen sein Leben sähen, der Bischof aber sein Gewissen. Er mußte also nach Arras gehen, den falschen Jean Valjean befreien, den wirklichen anklagen! Ach, das war das größte von allen Opfern, der schmerzlichste von allen Siegen, der letzte zu thuende Schritt; aber es mußte sein. Schmerz- liches Geschick! Er sollte in den Augen Gottes nur die Heiligkeit erreichen, indem er in den Augen der Menschen wieder in die Nichtswürdigkeit zurücksank!

„Nun wohl!“ sagte er, „fassen wir diesen Entschluß! Thun wir unsere Pflicht! retten wir diesen Menschen!“

Er sprach diese Worte mit lauter Stimme aus, ohne zu bemerken, daß er dies that.

Er nahm seine Bücher, unterzeichnete sie, und brachte sie in Ordnung. Er warf eine Menge Schuldscheine, die er von kleinen Kaufleuten hatte, welche in Verlegenheit ge- wesen waren, in das Feuer. Er schrieb einen Brief, den er siegelte und auf dessen Adresse Jemand, der in diesem Augenblicke in seinem Zimmer gewesen wäre, hätte lesen können: An Herrn Laffitte, Banquier, rue d'Ar- tois in Paris.

Aus einem Secretair nahm er eine Brieftasche, welche einige Banknoten und den Paß enthielt, dessen er sich eben dies Jahr bedient hatte, um zu den Wahlen zu reisen.

Wer ihn gesehen hätte, wie er diese verschiedenen Handlungen vollbrachte, in die sich ein ernstes Nachdenken mischte, würde nicht geahnt haben, was in ihm vorging; nur zuckten zuweilen seine Lippen; in andern Augenblicken erhob er den Kopf und heftete seinen Blick auf irgend einen

Punkt an der Wand, als wäre eben da etwas gewesen, was er aufklären oder befragen wollte.

Als der Brief an Herrn Laffitte beendigt war, steckte er ihn mit der Brieftasche in die Tasche und begann wieder umher zu gehen.

Seine Träumerei war nicht von ihrem Ziele abgewichen. Er fuhr fort, deutlich seine Pflicht in flammenden Buchstaben zu sehen, die unter seinem Blicke sich zu den Worten zusammenstellten: „Geh! nenne Dich! klage Dich an!“

Er sah ebenso, als ob sie sich unter fühlbaren Formen vor ihm bewegt hätten, die beiden Gedanken, die er bisher zur zweifachen Regel seines Lebens gemacht hatte: seinen Namen zu verbergen, seine Seele zu heiligen. Zum ersten Male erschienen sie ihm als durchaus von einander verschieden, und er erblickte den Unterschied, der sie trennte. Er erkannte, daß der eine dieser Gedanken durchaus gut war, während der andere schlecht werden konnte; daß jener die Selbstverleugnung war, und dieser der Egoismus; daß der eine sagte: mein Nächster — daß der andere sagte: Ich. Daß der eine aus dem Lichte stammt und der andere aus der Finsterniß.

Sie bekämpften sich. Er sah, wie sie sich bekämpften. Je länger er nachdachte, desto mehr vergrößerten sie sich vor dem Auge seines Geistes; jetzt hatten sie riesige Gestalten; es schien ihm, als sähe er in sich selbst jenes Unendliche, von dem wir eben sprachen, kämpfen in der Mitte der Finsterniß und des Lichtes, eine Göttin und eine Riesin.

Er war von Entsetzen erfüllt, aber es schien ihm, als trüge der gute Gedanke den Sieg davon.

Er fühlte, daß er dem andern entscheidenden Augenblicke seines Gewissens und seines Geschickes nahe stand; daß der Bischof die erste Phase seines neuen Lebens be-

zeichnete und dieser Champmathieu die zweite. Nach der großen Krisis die große Prüfung.

Indeß kehrte das einen Augenblick beschwichtigte Fieber allmälig zurück. Tausend Gedanken durchwogten ihn, aber sie fuhren fort, ihn in seinem Entschlusse zu befestigen.

Einen Augenblick sagte er zu sich: er nehme die Sache vielleicht zu lebhaft auf; dieser Champmathieu sei vielleicht nicht der Theilnahme würdig und hätte doch auch gestohlen.

Er antwortete sich: wenn der Mensch wirklich einige Aepfel gestohlen hat, so bekommt er dafür einen Monat Gefängniß. Von da bis zu den Galeeren ist weit. Und wer weiß selbst? hat er gestohlen? Ist es bewiesen? Der Name Jean Valjean lastet auf ihm und scheint Beweise unnöthig zu machen. Handeln nicht die Procuratoren des Königs beständig so? Man hält ihn für einen Dieb, weil man weiß, daß er Galeerenzüchtling war.

In einem andern Augenblicke kam ihm der Gedanke, wenn er sich selbst anzeigte, würde man vielleicht den Heldenmuth seiner Handlung, sein Leben seit sieben Jahren, seine Wohlthaten für das Land in Erwägung ziehen und ihn begnadigen.

Aber diese Vermuthung verschwand sehr schnell; er lächelte bitter, indem er daran dachte, daß der Diebstahl der vierzig Sous an dem kleinen Gervais ihn rückfällig machte, daß diese Angelegenheit sicher an den Tag kommen würde, und daß er nach den bestimmten Vorschriften des Gesetzes dafür zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt werden mußte.

Er wendete sich von jeder Illusion ab, löste sich mehr und mehr von der Erde los und suchte Trost und Kraft anderwärts. Er sagte sich, daß er seine Pflicht thun müßte; daß er vielleicht sogar nicht unglücklicher sein würde, nach-

dem er sie gethan, als nachdem er sie vermieden hätte; daß, wenn er gewähren ließe, wenn er in M. am M. bliebe, die Achtung, in der er stand, sein guter Ruf, seine guten Handlungen, die Verehrung, seine Mildthätigkeit, sein Reichthum, seine Popularität, seine Tugend durch ein Verbrechen befleckt sein würde, und welchen Werth dann alle diese heiligen Dinge für ihn haben könnten, wenn sie mit etwas so Entsetzlichem vereinigt wären? Wenn er dagegen sein Opfer vollbrachte, so würde sich im Bagno, am Schandpfahl, am Halseisen, in der grünen Mütze, in der unabläßigen Arbeit, in der erbarmungslosen Schande ein himmlischer Gedanke in das Alles mischen!

Endlich sagte er sich noch, daß die Nothwendigkeit herrsche, daß sein Schicksal so gestaltet sei, daß er nicht Herr darüber wäre, die Anordnungen eines Höheren zu stören, und daß er in jedem Fall wählen müßte: entweder die Tugend nach außen und die Verdammung nach innen, oder die Heiligkeit nach innen und die Schande nach außen.

Durch die Aufregung aller dieser finstern Gedanken schwand sein Muth nicht, aber sein Hirn wurde ermüdet. Er begann unwillkürlich an andere Dinge, an gleichgültige Sachen zu denken.

Seine Adern klopften heftig in den Schläfen. Er ging noch immer hin und her. Mitternacht schlug es zuerst auf der Kirche, dann auf dem Rathhause. Er zählte die zwölf Schläge der beiden Uhren und verglich den Klang der beiden Glocken. Er erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß er einige Tage zuvor bei einem Eisenkrämer eine alte Glocke gesehen hatte, die zu verkaufen war, und auf welcher der Name stand: Antoine Albine de Romainville.

Ihn fror. Er zündete ein kleines Feuer an. Er dachte nicht daran, das Fenster zu schließen.

Indeß war er wieder in seine Betäubung versunken.

Er mußte eine ziemlich große Anstrengung machen, um sich daran zu erinnern, an was er dachte, ehe es Mitternacht schlug. Endlich gelang es ihm.

„Ach ja," sagte er, „ich hatte den Entschluß gefaßt, mich anzuzeigen."

Plötzlich dachte er an Fantine.

„Ach," sagte er, „und das arme Weib?"

Hier entstand eine neue Krisis.

Fantine, die sich ihm plötzlich in seiner Träumerei zeigte, erschien ihm wie ein unerwarteter Lichtstrahl. Ihm war, als ob Alles rings um ihn her das Ansehen veränderte, und er rief aus:

„Ha, bisher habe ich nur an mich gedacht; ich habe nur auf mein Wohl Rücksicht genommen! Es beliebt mir, zu schweigen oder mich anzuzeigen — meine Person zu verbergen oder meine Seele zu retten — ein verächtlicher und geachteter Beamter zu sein, oder ein nichtswürdiger und ehrenwerther Galeerensträfling — ich bin es gewesen, immer ich, nur ich! aber, mein Gott, das Alles ist ja Egoismus! Es sind verschiedene Formen des Egoismus, aber es ist Egoismus! Wenn ich auch ein wenig an Andere dächte? Die erste Heiligkeit ist, an Andere zu denken. Wir wollen sehen, wir wollen prüfen! Mich ausgenommen, mich fortgelassen, mich vergessen, was wird aus alledem entstehen? — Wenn ich mich anzeige? dann nimmt man mich fest, läßt diesen Champmathieu frei, bringt mich wieder auf die Galeeren; das ist gut, aber dann? Was geschieht hier? Ach, hier ist eine Gegend, eine Stadt, Fabriken, ein Industriezweig, Arbeiter, Männer, Weiber, alte Großväter, Kinder, arme Leute! Ich habe das Alles geschaffen, ich gab den Allen Lebensunterhalt; überall, wo ein Schornstein raucht, habe ich das Holz in das Feuer geworfen und das Fleisch in den Topf; ich habe den Wohlstand, die Thätigkeit, den Kredit geschaffen; vor mir gab es hier nichts; ich habe die

ganze Gegend erhoben, belebt, befruchtet, angespornt, bereichert; fehle ich, so fehlt die Seele. Nehme ich mich hinweg, so stirbt Alles. — Und dieses Mädchen, das so viel gelitten hat, das in ihrem Falle noch so viel Tugend hatte, deren ganzes Unglück ich verursachte, ohne es zu wollen! und dieses Kind, das ich holen wollte, das ich seiner Mutter versprach! Bin ich diesem Weibe nicht auch einigen Ersatz für all das Böse schuldig, das ich ihr zufügte? Wenn ich verschwinde, was ist dann ihr Loos? Die Mutter stirbt. Das Kind wird, was es werden kann. Das ist es, was geschieht, wenn ich mich anklage. — Wenn ich mich nun nicht anklage? Prüfen wir! — Wenn ich mich nicht anklage?"

Als er diese Frage an sich gerichtet hatte, hielt er inne. Es war wie ein Augenblick des Zögerns und des Zitterns; aber dieser Augenblick dauerte nur kurze Zeit und er antwortete sich mit Ruhe!

„Nun ja, dieser Mensch kommt auf die Galeeren, das ist wahr, aber, zum Teufel, er hat gestohlen. Ich bleibe hier und fahre fort, zu wirken. In zehn Jahren habe ich zehn Millionen gewonnen; ich vertheile sie im Lande, ich behalte nichts für mich, denn was kümmert mich das? Es geschieht nicht für mich, was ich thue! Das Gedeihen Aller nimmt zu, der Gewerbfleiß erwacht, spornt sich gegenseitig an, die Manufakturen und Hüttenwerke vervielfältigen sich; die Familien, hundert Familien, tausend Familien sind glücklich; die Gegend bevölkert sich; es entstehen Dörfer, wo jetzt nur Pachthöfe sind; es entstehen Pachthöfe, wo jetzt Nichts ist; das Elend verschwindet und mit dem Elend zugleich auch Liederlichkeit, Prostitution, Diebstahl, Mord, alle Laster, alle Verbrechen! Und diese arme Mutter erzieht ihr Kind! Ein ganzes Land ist reich und rechtschaffen! Ha, ich war toll, ich war albern; was sprach ich denn davon, mich anzuzeigen? Man muß wahrlich Acht haben und nichts

übereilen. Wie! Weil es mir gefallen hätte, den Großen und den Edelmüthigen zu spielen! — Das ist Alles doch nur ein Melodrama! — Weil ich nur an mich gedacht hätte, nur an mich allein, — was, um vor einer vielleicht etwas übertriebenen, im Grunde aber doch gerechten Strafe — wen denn? — zu retten, einen Dieb, einen Schelm offenbar, sollte ein ganzes Land untergehen! Soll ein armes Mädchen im Hospitale sterben! Soll ein armes kleines Kind auf dem Straßenpflaster verenden, wie ein Hund! Ach, das ist verabscheuungswürdig! Selbst ohne daß die Mutter ihr Kind wiedergesehen hätte! Beinahe ohne daß das Kind seine Mutter gekannt hat. Und das Alles für diesen alten Schuft von Aepfeldieb, der ganz sicher die Galeeren für irgend etwas Anderes verdient, wenn auch nicht dafür! Schöne Gewissensbisse, die einen Strafbaren retten und Unschuldige opfern; die einen alten Vagabonden retten, der am Ende nur noch wenige Jahre zu leben hat und der im Bagno nicht unglücklicher sein wird, wie in seiner Hütte, und die eine ganze Bevölkerung opfern, Mütter, Weiber, Kinder. Die arme kleine Cosette, die nur mich auf der Welt hat, und die ohne Zweifel in diesem Augenblick halb todt vor Frost in dem schmutzigen Loche dieser Thénardiers ist. Das sind auch wieder Canaillen, die da! Und ich sollte meine Pflichten gegen alle diese armen Wesen verletzen! Und ich sollte hingehen und mich angeben! Und ich sollte diese ungereimte Albernheit begehen! Denken wir das Schlimmste. Nehmen wir an, es läge darin für mich eine schlechte Handlung und mein Gewissen könnte mir das eines Tages zum Vorwurf machen. Zu dem Wohle Anderer diese Vorwürfe hinnehmen, die nur mich treffen, diese schlechte Handlung, die nur mein Gewissen belastet, das ist Aufopferung, das ist Tugend.“

Er stand auf und ging wieder umher. Dies Mal schien es ihm, als sei er zufrieden.

Man findet die Diamanten nur in der Dunkelheit der Erde; man findet die Wahrheit nur in den Tiefen des Gedankens. Es schien ihm, als hätte er, nachdem er in diese Tiefen hinabgestiegen, nachdem er lange in dieser Finsterniß umhergetastet, endlich einen jener Diamanten, eine jener Wahrheiten gefunden, und hielte sie in seiner Hand; und er blendete sich durch ihre Betrachtung.

„Ja", dachte er, „das ist es! Ich stehe bei dem Wahren. Ich habe die Lösung. Man muß damit enden, sich an irgend Etwas zu halten. Mein Entschluß ist gefaßt. Lassen wir die Dinge gehen. Schwanken wir nicht mehr; weichen wir nicht zurück. Das liegt in dem Interesse Aller, nicht in dem meinigen. Ich bin Madeleine, ich bleibe Madeleine. Wehe dem, welcher Jean Valjean ist! Ich bin es nicht mehr. Ich kenne diesen Menschen nicht; ich weiß nicht mehr, wer er ist, und wenn es zu dieser Stunde Jemand giebt, der Jean Valjean ist, so möge er sich einrichten! Das geht euch nichts an. Das ist ein verhängnißvoller Name, der in der Nacht umherfliegt; hält er an und läßt sich auf irgend Jemandes Kopf nieder, desto schlimmer für diesen."

Er betrachtete sich in dem kleinen Spiegel, der über dem Kamine hing und sagte:

„Sieh! das hat mich erleichtert, daß ich einen Entschluß faßte. Ich bin jetzt ein ganz Anderer."

Er ging noch einige Schritte, dann blieb er plötzlich stehen.

„Ei", sagte er, „ich muß vor keiner der Folgen des gefaßten Entschlusses zaudern. Es giebt noch Fäden, die mich mit diesem Jean Valjean verbinden. Sie müssen zerrissen werden. Es giebt in eben diesem Zimmer Dinge, die mich anklagen würden, stumme Sachen, die Zeugen waren. Alles das muß verschwinden."

Er griff in seine Tasche, zog seine Börse heraus, öffnete sie und nahm aus derselben einen kleinen Schlüssel.

Er steckte diesen Schlüssel in ein Schlüsselloch, dessen Oeffnung man kaum sah, so versteckt war sie in den finstersten Farben der Tapete, welche die Wand bekleidete. Eine geheime Thür öffnete sich; eine Art verborgenen Schrankes, in der Ecke zwischen der Mauer und dem Mantel des Kamines angebracht. In diesem Verstecke lag nichts als einige Lumpen. Ein Kittel von blauer Leinwand, ein altes Beinkleid, ein alter Tornister und ein Dornstock, an beiden Enden mit Eisen beschlagen. Die, welche Jean Valjean zu der Zeit gesehen hatten, als er durch D. kam, im October 1815, würden leicht alle Stücke dieser elenden Kleidung erkannt haben.

Er hatte sie eben so aufbewahrt, wie die silbernen Leuchter, um sich stets an seinen Ausgangspunkt zu erinnern. Nur verbarg er das, was aus dem Bagno kam, und ließ die Leuchter sehen, die von dem Bischof herrührten.

Er richtete einen flüchtigen Blick auf die Thür, als fürchte er, sie möchte sich ungeachtet der Riegel, mit denen sie gesperrt war, öffnen. Mit einer raschen und heftigen Bewegung nahm er dann alle diese Dinge, die er so gewissenhaft und so gefahrvoll lange Jahre hindurch aufbewahrt hatte, in die Arme und warf Alles, Lumpen, Stock, Tornister, in das Feuer.

Er schloß den verborgenen Schrank wieder zu, und die Vorsichtsmaßregeln verdoppelnd, die jetzt nutzlos waren, da er das Versteck geleert hatte, verbarg er dasselbe hinter einem großen Möbel.

Nach Verlauf einiger Sekunden wurden das Zimmer und die gegenüber liegende Mauer von einem rothen, flackernden Scheine beleuchtet. Alles brannte: der Dornstock knisterte und sprühte Funken bis mitten in das Zimmer.

Indem der Tornister mit abscheulichen Fetzen, die er enthielt, verbrannte, hatte er irgend etwas blosgelegt, das in der Asche glänzte. Wenn man sich gebückt hätte, so würde man eine Silbermünze erkannt haben. Ohne Zweifel das dem kleinen Savoyarden gestohlene Vierzig-Sous-Stück.

Er sah nicht auf das Feuer, und ging stets mit demselben Schritte auf und nieder.

Plötzlich fielen seine Augen auf die beiden Silberleuchter, welche der Widerschein auf dem Kamine undeutlich blitzen ließ.

„Ei", dachte er, „darin ist noch der ganze Jean Valjean. Auch das muß vernichtet werden."

Er nahm die beiden Leuchter.

Es gab genug Feuer, um sie schnell ihrer Form zu berauben und in eine Art unkenntlichen Barrens zu verwandeln.

Er neigte sich über das Feuer und wärmte sich einen Augenblick. Er empfand ein wahres Wohlbehagen. — „Die angenehme Wärme!" sagte er.

Er schürte die Gluth mit den beiden Leuchtern.

Eine Minute länger und sie lagen in dem Feuer.

In diesem Augenblicke war es ihm, als riefe in seinem Innern eine Stimme: „Jean Valjean! Jean Valjean!"

Seine Haare sträubten sich; er wurde wie ein Mensch, der etwas Fürchterliches vernimmt.

„Ja, das ist es! Vollende!" sagte die Stimme. „Vollende, was Du thust! Vernichte diese Leuchter! Zerstöre diese Erinnerung! Vergiß den Bischof! Vergiß Alles! Richte diesen Champmathieu zu Grunde! Geh! Es ist gut so. Zolle Dir Beifall! Also ist es abgemacht, beschlossen, gesagt, es giebt da einen Menschen, einen Greis, der nicht weiß, was man von ihm will, der vielleicht nichts

begangen hat, einen Unschuldigen, dessen ganzes Unglück Dein Name ist, auf dem Dein Name lastet, wie ein Verbrechen, der statt Deiner gerichtet, verurtheilt werden wird, der seine Tage in der Verworfenheit und in dem Entsetzen beschließen wird. Es ist gut. Sei Du ein rechtschaffener Mensch. Bleibe Du der Herr Maire; bleibe ehrenwerth und geehrt; bereichere die Stadt, ernähre die Dürftigen, erziehe die Waisen, lebe glücklich, tugendhaft und bewundert, und während dessen, während Du hier in der Freude und im Lichte strahlst, wird dort Jemand sein, der Deine rothe Jacke trägt, der Deinen Namen mit Schmach führt, der Deine Kette im Bagno schleppt! Ja, das ist so sehr gut angeordnet! Ha, Elender!"

Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er richtete auf die Leuchter einen irren Blick. Indeß hatte Das, was in ihm sprach, noch nicht geendet. Die Stimme fuhr fort:

„Jean Valjean, es wird um Dich her viele Stimmen geben, die einen großen Lärm erheben, die sehr laut sprechen, die Dich segnen werden, und eine einzige, die Niemand vernimmt, und die Dir in der Dunkelheit flucht. Nun wohl, höre, Nichtswürdiger! Alle diese Segnungen werden zurückfallen, ehe sie den Himmel erreichen und nur der Fluch wird bis zu Gott emporsteigen!"

Diese Stimme, anfangs ganz schwach, und die aus dem dunkelsten Winkel seines Gewissens ertönte, war allmälig immer stärker und furchtbarer geworden, und er hörte sie jetzt in sein Ohr schreien. Es kam ihm vor, als wäre sie aus ihm herausgetreten und spräche jetzt außerhalb mit ihm. Er glaubte die letzten Worte so deutlich zu vernehmen, daß er mit einer Art von Entsetzen in dem Zimmer umherblickte.

„Ist Jemand hier?" fragte er mit lauter Stimme und ganz verwirrt.

Dann fuhr er mit einem Lachen fort, welches dem Lachen eines Wahnsinnigen glich:

„Wie dumm ich bin! Es kann ja Niemand hier sein. Es war Jemand hier; aber der, welcher hier war, gehört nicht zu denen, welche das menschliche Auge sehen können.“

Er stellte die Leuchter auf den Kamin.

Dann trat er seinen einförmigen und finstern Gang wieder an, der den Cassirer, welcher unter ihm schlief, in seinen Träumen störte und ihn plötzlich erweckte.

Dieser Gang erleichterte und berauschte ihn zugleich. Es scheint zuweilen, als ob man bei ungewöhnlichen Veranlassungen sich selbst durchwühlt und Rath von alle Dem zu verlangen, auf was man trifft, indem man sich von seiner Stelle rückt. Nach einigen Augenblicken wußte er nicht mehr, wie es mit ihm stand.

Er schrak jetzt gleich sehr vor den beiden Entschlüssen zurück, die er wechselweise gefaßt hatte. Die beiden Gedanken, die ihm Rath ertheilten, schienen ihm einer so verderblich zu sein wie der andere. — Welch ein Verhängniß! Welch ein Zusammentreffen, daß dieser Champmathieu für ihn gehalten wurde! Grade durch das Mittel gestürzt zu werden, welches die Vorsehung ergriffen zu haben schien, um ihn zu befestigen!

Es gab einen Augenblick, in welchem er die Zukunft in Erwägung zog. Sich anzeigen! Großer Gott, sich anklagen! Er erblickte mit ungeheurer Verzweiflung Alles, was er verlassen, Alles, was er wieder verlassen müßte. Er sollte also dieser so guten, so reinen, so heitern Existenz, der Achtung Aller, der Ehre, der Freiheit Lebewohl sagen! Er würde nicht mehr auf den Feldern umherwandeln, nicht mehr im Mai die Vögel singen hören, nicht mehr den kleinen Kindern Almosen geben! Er sollte nicht mehr die Süßigkeit der auf ihn gerichteten Blicke der Dankbarkeit und der Liebe empfinden. Er sollte dies Haus verlassen, das er

gebaut hatte! Dies kleine Stübchen! Alles erschien ihm in diesem Augenblicke reizend. Er sollte nicht mehr in diesen Büchern lesen, nicht mehr auf diesem kleinen weißen Tische schreiben! Seine alte Thürhüterin, die einzige Magd, die er hatte, sollte ihm nicht mehr des Morgens seinen Kaffee heraufbringen! Großer Gott! Statt alles dessen der Kerkerknecht, das Halseisen, die rothe Jacke, die Kette am Beine, die Ermüdung, das Gefängniß, die hölzerne Pritsche, alle die ihm bekannten Gräuel! In seinem Alter, nachdem er gewesen, was er war! Wenn er nur noch jung wäre! Aber alt, Du genannt von dem Ersten Besten, von dem Aufseher durchsucht zu werden, vom Profos Stockschläge zu bekommen! Barfuß in eisenbeschlagenen Schuhen zu gehen! Morgens und Abends sein Bein dem Hammer des Schließers zu bieten, der die Reifen untersucht! Die Neugier der Fremden zu erdulden, denen man sagen würde: „Der da, das ist der berüchtigte Jean Valjean, der Maire in M. am M. war." — Abends, triefend in Schweiß, niedergebeugt durch Erschöpfung, die grüne Mütze über die Augen herabgezogen, zu Zwei und Zwei unter der Peitsche des Aufsehers, die Leitertreppe des fliegenden Bagno hinaufzusteigen! Ha, welch ein Elend! Kann denn das Schicksal so boshaft sein, wie ein verstandbegabtes Wesen, kann es so abscheulich werden, wie das menschliche Herz?

Und was er auch thun mochte, stets verfiel er doch wieder in das schmerzliche Dilemma, welches auf dem Grunde seiner Träumerei lag. — In dem Paradiese bleiben und darin Dämon werden! Zurückkehren in die Hölle und darin Engel werden!

Was thun? Großer Gott, was thun?

Der Sturm, dem er sich mit so großer Mühe entrissen hatte, kehrte stets aufs Neue zurück! Seine Gedanken begannen wieder sich zu verwirren. Sie nahmen jenes unbestimmte Etwas des Betäubten und Maschinenmäßigen an,

das der Verzweiflung eigenthümlich ist. Der Name Romainville kam ihm unablässig mit zwei Versen eines Gesanges, den er ehemals gehört hatte, wieder in das Gedächtniß. Er dachte daran, daß Romainville ein kleines Gehölz in der Nähe von Paris ist, wo die verliebten jungen Leute im Monat April Flieder pflücken.

Er schwankte im Aeußern wie im Innern. Er ging wie ein kleines Kind, das man allein gehen läßt.

In gewissen Augenblicken kämpfte er gegen seine Ermüdung und machte eine Anstrengung, um seine volle Besinnung wieder zu gewinnen. Er trachtete sich zum letzten Male und entscheidend das Problem vorzulegen, über dessen Lösung er wie erschöpft zusammengesunken war. Sollte er sich anzeigen? Sollte er schweigen? — Es gelang ihm nicht, irgend Etwas deutlich zu sehen. Die unbestimmten Anschauungen aller Urtheile, die seine Träumerei erschuf, zitterten und verschwanden eine nach der andern wie in Nebel. Nur fühlte er, daß nothwendiger Weise, und ohne daß er dem zu entrinnen vermöchte, irgend etwas von ihm sterben müßte, welchen Entschluß er auch fassen möchte; daß er rechts, wie links, in ein Grab trat; daß er einen Todeskampf vollbrachte, den Todeskampf seines Glückes, oder den Todeskampf seiner Tugend.

Ach, all' seine Unentschlossenheit hatte ihn wieder erfaßt. Er war noch nicht weiter, wie im Anfange.

So rang unter Todeszuckungen diese arme Seele. Achtzehn hundert Jahre vor diesem unglücklichen Menschen hatte das geheimnißvolle Wesen, in welchem alle Heiligkeit und alle Leiden der Menschheit zusammengefaßt sind, gleich ihm, während die Olivenbäume unter dem wilden Winde des Unendlichen erbebten, lange Zeit mit der Hand den entsetzlichen Kelch zurückgewiesen, der ihm schäumend in Dunkelheit und überfließend von Finsterniß in sternenerfüllten Tiefen erschien.

IV.

Gestalten, welche das Leiden während des Schlafes annimmt.

Es hatte drei Uhr Morgens geschlagen und seit fünf Stunden ging er so beinahe ohne Unterbrechung umher, als er sich auf seinen Stuhl niedersinken ließ.

Er schlief auf demselben ein und hatte einen Traum.

Dieser Traum hing gleich den meisten Träumen mit der gegenwärtigen Lage nur durch etwas Verhängnißvolles und Schmerzliches zusammen, allein er machte Eindruck auf ihn. Dieser Alp drückte ihn so sehr, daß er ihn später niederschrieb. Es ist eines der von seiner Hand geschriebenen Papiere, die er hinterlassen hat. Wir glauben es hier buchstäblich abschreiben zu müssen.

Wie es auch mit dem Traume sein möge, würde doch die Geschichte dieser Nacht unvollständig sein, wenn wir ihn ausließen. Es ist das finstere Abenteuer einer kranken Seele.

Hier folgt er. Auf dem Umschlage finden wir die Zeilen geschrieben: Der Traum, den ich diese Nacht hatte.

„Ich befand mich auf einem Felde. — Ein großes, trauriges Feld, auf dem kein Gras wuchs. Es schien mir, als ob es weder Tag noch Nacht sei.

„Ich ging mit meinem Bruder umher, den Bruder meiner Kinderjahre, dem Bruder, an den ich, wie ich sagen

muß, nie denke und dessen ich mich beinahe nicht mehr erinnere.

Wir plauderten mit einander und begegneten Vorübergehenden. Wir sprachen von einer Nachbarin, die wir ehedem gehabt hatten und die, seitdem sie in der Straße wohnte, immer bei offenem Fenster arbeitete. Während wir mit einander sprachen, froren wir wegen dieses offenen Fensters.

„Es gab keine Bäume auf dem Felde.

„Wir sahen einen Menschen, der dicht an uns vorüberkam. Er war ganz nackt, von aschgrauer Farbe, reitend auf einem Pferde von Erdfarbe. Der Mensch hatte keine Haare; man sah seinen Schädel und die Adern auf demselben. Er hatte in der Hand einen Stab, der geschmeidig war wie eine Weinrebe und schwer wie Eisen. Dieser Reiter ritt vorüber und sagte nichts zu uns.

„Mein Bruder sagte zu mir: Laß uns durch den Hohlweg gehen.

Es gab dort einen Hohlweg, in welchem man kein Gebüsch und kein Pflänzchen Moos sah: Alles war erdfarbig, selbst der Himmel. Nach einigen Schritten antwortete man mir nicht mehr, wenn ich sprach. Ich bemerkte, daß mein Bruder nicht mehr bei mir war.

„Ich trat in ein Dorf, das ich sah. Ich dachte, es müßte Romainville sein. (Weshalb Romainville?*)

„Die erste Straße, in die ich eintrat, war öde. Ich trat in eine zweite Straße. Hinter der Ecke, welche die beiden Straßen mit einander bildeten, stand ein Mann an die Mauer gelehnt. Ich sagte zu dem Manne: Was ist dies für ein Ort? Wo bin ich? Der Mann antwortete nicht. Ich sah die Thür eines Hauses offen und trat ein.

---

*) Diese Parenthese ist von der Hand Jean Valjean's.

„Das erste Zimmer war leer. Ich trat in das zweite. Hinter der Thür dieses Zimmers stand ein Mann gegen die Mauer gelehnt. Ich fragte diesen Mann: Wem gehört dieses Haus? Wo bin ich? Der Mann antwortete nicht. Das Haus hatte einen Garten.

„Ich ging aus dem Hause und trat in den Garten. Der Garten war öde. Hinter dem ersten Baume fand ich einen Mann, der aufrecht stand. Ich sagte zu diesem Manne: Was ist das für ein Garten? Wo bin ich? Der Mann antwortete nicht.

„Ich irrte in dem Dorfe umher und bemerkte, daß es eine Stadt war. Alle Straßen waren verödet, alle Thüren standen offen. Kein lebendes Wesen ging durch die Straßen, war in den Zimmern oder in den Gärten. Aber es stand hinter jeder Straßenecke, hinter jeder Thür, hinter jedem Baume aufrecht ein schweigender Mann. Man sah nie mehr als einen auf einmal. Die Männer sahen mich vorüber gehen.

„Ich verließ die Stadt und ging über das Feld.

„Nach Verlauf einiger Zeit wendete ich mich um und sah eine große Menge, die mir folgte. Ich erkannte alle die Männer, die ich in der Stadt gesehen hatte. Sie hatten sonderbare Köpfe. Sie schienen sich nicht zu beeilen und dennoch gingen sie rascher als ich. Sie machten durchaus kein Geräusch, indem sie gingen. In einem Nu erreichte mich die Menge und umgab mich. Die Gesichter dieser Menschen waren erdfarbig.

„Der Erste, den ich gesehen hatte, und den ich fragte, als ich in die Stadt trat, sagte zu mir: Wohin gehen Sie? Wissen Sie nicht, daß Sie seit langer Zeit todt sind?

„Ich öffnete den Mund, um zu antworten, und bemerkte, daß Niemand mehr um mich sei."

Er erwachte. Er war eiskalt. Ein Wind, kalt, wie der Morgenwind zu sein pflegt, bewegte das offen gebliebene

Fenster auf seinen Angeln hin und her. Das Feuer war erloschen. Die Kerze war beinahe herabgebrannt. Noch war es dunkle Nacht.

Er stand auf und ging an das Fenster. Noch immer standen keine Sterne am Himmel.

Von seinem Fenster aus sah man den Hof des Hauses und die Straße. Ein hartes, trockenes Geräusch, welches plötzlich auf dem Boden ertönte, machte, daß er die Augen senkte.

Er erblickte unter sich zwei rothe Sterne, deren Strahlen sich in der Dunkelheit auf eigenthümliche Weise verlängerten und verkürzten.

Da seine Gedanken noch halb in den Nebeln des Traumes befangen waren, dachte er: „Sonderbar! Es giebt keine mehr am Himmel, sie sind jetzt auf der Erde.“

Indeß verschwand die Verwirrung. Ein abermaliges Geräusch, dem ersten ähnlich, erweckte ihn vollständig; er sah deutlicher hin und erkannte, daß die beiden Sterne die Laternen eines Wagens waren. Bei dem Lichte, das sie verbreiteten, konnte er die Gestalt dieses Wagens erkennen. Es war ein Tilbury, bespannt mit einem kleinen Schimmel. Das Geräusch, welches er gehört hatte, waren die Hufschläge des Pferdes auf dem Pflaster.

„Was soll dieser Wagen?“ sagte er zu sich. „Wer kommt denn schon so früh am Morgen?“

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thür seines Zimmers geklopft.

Er erbebte vom Kopf bis zu den Füßen und rief mit furchtbarer Stimm:

„Wer da?“

Jemand antwortete:

„Ich bin es, Herr Maire.“

Er erkannte die Stimme der alten Frau, seiner Thürhüterin.

„Nun," entgegnete er, „was giebt es?"

„Herr Maire, es ist gleich fünf Uhr Morgens."

„Was kümmert mich das?"

„Herr Maire, es ist das Kabriolet."

„Was für ein Kabriolet?"

„Der Tilbury."

„Was für ein Tilbury?"

„Hat der Herr Maire nicht einen Tilbury bestellt?"

„Nein," sagte er.

„Der Kutscher sagte, er komme, um den Herrn Maire abzuholen."

„Welcher Kutscher?"

„Der Kutscher des Herrn Scaufflaire."

„Herr Scaufflaire!"

Dieser Name machte ihn erbeben, als ob ein Blitz vor seinen Augen niedergefahren wäre.

„Ach ja," entgegnete er, „Herr Scaufflaire!"

Wenn die alte Frau ihn in diesem Augenblicke hätte sehen können, so würde sie sich entsetzt haben.

Es entstand ein ziemlich langes Schweigen. Er blickte mit einfältigem Wesen in die Flamme der Kerze und nahm um den Docht herum das brennende heiße Wachs weg, das er mit den Fingern rollte. Die Alte wartete. Sie wagte indeß, noch einmal die Stimme zu erheben:

„Herr Maire, was soll ich ihm antworten?"

„Sagen Sie, es wäre gut, ich käme hinab."

V.

Speichen in die Räder.

Der Postdienst zwischen Arras und M. am M. wurde in jener Zeit noch durch kleine Malleposten aus der Zeit des Kaiserreichs versehen. Diese Malleposten waren Kabriolets mit zwei Rädern, inwendig mit fahlem Leder ausgeschlagen, auf Federn ruhend, und nur mit zwei Plätzen, der eine für den Postillon, der andere für den Reisenden. Die Räder waren bewaffnet mit jenen langen Naben, die andere Wagen in respectvoller Entfernung halten. Der Kasten mit den Briefschaften, ein ungeheurer länglicher Kasten, stand hinter dem Kabriolet und bildete mit diesem Eins. Dieser Kasten war schwarz angestrichen, und das Kabriolet gelb.

Diese Wagen, denen jetzt nichts mehr gleicht, hatten etwas Mißgestaltetes und Buckliges, und wenn man sie vorüberfahren und auf irgend einer Straße am Horizont in die Höhe steigen sah, glichen sie jenen Insekten, die man, glaube ich, Teremiten nennt, und die an einem kleinen Vorderleibe einen großen Hinterkörper nachschleppen. Sie fuhren übrigens sehr schnell. Die Mallepost ging von Arras jede Nacht um ein Uhr ab, nachdem der Pariser Courier angekommen war, und langte in M. am M. etwa vor fünf Uhr Morgens an.

Diese Nacht fuhr die Mallepost, welche nach M. am M. auf der Straße von Hesdin herabkam, bei dem Umbiegen um eine Straßenecke, als sie eben in die Stadt fuhr,

an einen kleinen Tilbury an, der mit einem Schimmel bespannt war, aus entgegengesetzter Richtung kam, und in welchem nur eine Person saß, ein Mann in einen Mantel gehüllt. Das Rad des Tilbury bekam einen ziemlich derben Stoß. Der Courier rief dem Manne zu, er solle anhalten, aber der Reisende hörte ihn nicht und setzte seinen Weg im scharfen Trabe fort.

„Das ist ein Mensch, der es verteufelt eilig hat," sagte der Courier.

Der Mensch, der sich so beeilte, war der, welchen wir so eben in Kämpfen erblickten, die ganz gewiß des Mitleids würdig waren.

Wohin ging er? Man hätte es nicht sagen können. Weshalb beeilte er sich so? Er wußte es nicht. Er fuhr auf's Gerathewohl vorwärts. Wohin? Nach Arras ohne Zweifel; aber er fuhr vielleicht auch wo anders hin. In einzelnen Augenblicken fühlte er dies und erbebte. Er vertiefte sich in die Nacht wie in einen Abgrund. Irgend etwas trieb ihn an, irgend etwas zog ihn an. Was in ihm vorging, vermochte Niemand zu sagen, doch alle Menschen werden es begreifen. Welcher Mensch ist nicht wenigstens einmal in seinem Leben in die dunkle Höhle des Unbekannten eingetreten.

Uebrigens hatte er nichts beschlossen, nichts entschieden, nichts bestimmt, nichts gethan. Keine Handlung seines Gewissens war entscheidend gewesen. Er stand mehr als je noch bei dem ersten Augenblicke.

Weshalb nach Arras gehen? Er wiederholte sich, was er sich schon bereits gesagt hatte, als er das Kabriolet bei Scaufflaire miethete — daß, wie auch das Resultat sein möchte, nichts Unpassendes darin läge, mit eigenen Augen zu sehen, die Dinge selbst zu beurtheilen; — daß das selbst klug sei, daß er wissen müßte, was vorginge; — daß man nichts entscheiden könnte, ohne beobachtet und geforscht zu

haben; — daß in der Ferne Alles groß und mächtig erscheine; daß am Ende der Rechnung, wenn er diesen Champmathieu, irgend einen Elenden gesehen hätte, sein Gewissen wahrscheinlich sehr erleichtert sein würde, wenn er ihn statt seiner nach dem Bagno gehen ließe; daß in Wahrheit dort Javert und dieser Brevet wären, dieser Chenildieu, dieser Cochepaille, ehemalige Galeerenzüchtlinge, die ihn gekannt hätten, daß sie ihn aber sicher nicht erkennen würden. — Pah! was für ein Gedanke? — Daß Javert hundert Meilen davon entfernt wäre; — daß alle Conjecturen und alle Vermuthungen sich auf diesen Champmathieu richteten, und daß nichts so hartnäckig ist, wie Vermuthungen und Conjecturen; — daß er also durchaus keine Gefahr laufe.

Daß es ohne Zweifel ein schwarzer Augenblick sei, daß er aber demselben entrinnen würde; — daß er jedenfalls sein Schicksal, so schlimm es auch sein möchte, in seiner Hand hielte; — daß er der Herr desselben sei. Er klammerte sich an diesen Gedanken an.

Um Alles zu sagen, würde er im Grunde genommen lieber nicht nach Arras gegangen sein.

Dennoch fuhr er hin.

Während er so dachte, peitschte er das Pferd, welches den guten regelmäßigen und sichern Trab hatte, der 2½ Lieues in der Stunde zurücklegt.

Je weiter das Cabriolet vorwärts kam, desto mehr fühlte er in sich etwas, das ihn zurückzog.

Mit Anbruch des Tages befand er sich auf offenem Felde; die Stadt M. am M. lag weit hinter ihm. Er sah den Horizont sich lichten; er sah, ohne sie zu erblicken, vor seinen Augen alle die kalten Gestalten eines Wintermorgenanbruchs vorübergleiten. Der Morgen hat seine Gespenster wie der Abend. Er erblickte sie nicht, aber ihm selbst unbewußt und mit einer Art beinahe physischen Scharfblicks steigerten die schwarzen Silhouetten der Bäume und der

Hügel den gewaltsamen Zustand seiner Seele durch ein unbekanntes, finsteres und dumpfes Etwas.

So oft er vor einem der einsam stehenden Häuser vorüber kam, die sich zuweilen an den Straßen befinden, sagte er zu sich: „Es giebt aber doch dort drinnen Leute, die schlafen!"

Der Trab des Pferdes, die Glöckchen des Geschirres, die Räder auf dem Pflaster verursachten ein sanftes, monotones Geräusch. Dergleichen Dinge sind lieblich, wenn man heiter, und finster, wenn man traurig ist.

Es war heller Tag, als er nach Hesdin kam. Er hielt vor einem Wirthshause an, um das Pferd verschnaufen zu lassen und ihm Hafer zu geben.

Dieses Pferd war, wie Scaufflaire gesagt hatte, von jener kleinen Race, welche zu viel Kopf, zu viel Bauch und nicht genug Hals hat, aber eine breite Brust, breite Croupe, trockene und feine Beine und einen festen Huf haben; eine häßliche, aber kräftige und gesunde Race. Das vortreffliche Thier hatte fünf Lieues in zwei Stunden zurückgelegt und keinen Tropfen Schweiß auf der Croupe.

Er war nicht aus dem Tilbury gestiegen. Der Hausknecht, der den Hafer brachte, bückte sich plötzlich und untersuchte das linke Rad.

„Gehen Sie weit auf diese Weise?" sagte der Mensch.

Er antwortete, beinahe ohne aus seinen Träumereien zu erwachen:

„Weshalb?"

„Kommen Sie weit her?" fuhr der Knecht fort.

„Fünf Stunden von hier."

„Ah!"

„Weshalb sagen Sie Ah?"

Der Knecht bückte sich wieder, schwieg einen Augenblick, das Auge fest auf das Rad geheftet, richtete sich dann wieder in die Höhe und sagte:

„Weil das Rad fünf Stunden gemacht hat, das ist wohl möglich, weil es aber sicher jetzt keine Viertelstunde mehr machen würde.“

Er sprang von dem Tilbury herab.

„Was sagen Sie da, mein Freund?“

„Ich sage, es ist ein Wunder, daß Sie fünf Lieues gemacht haben, ohne sammt Ihrem Pferde in irgend einen Graben der großen Landstraße zu fallen. Sehen Sie nur.“

Das Rad war in der That sehr beschädigt. Der Stoß der Mallepost hatte zwei Speichen gebrochen und die Achse so beschädigt, daß die Buchse nicht mehr hielt.

„Mein Freund“, sagte er zu dem Stallknecht, „ist ein Schmied hier?“

„Ohne Zweifel, mein Herr.“

„Leisten Sie mir den Dienst, ihn zu holen.“

„Er ist nur zwei Schritte von hier. He! Meister Bourgaillard!“

Meister Bourgaillard, der Schmied, stand auf der Schwelle seiner Thür. Er kam, das Rad zu untersuchen, und schnitt ein Gesicht, wie ein Chirurg, der ein zerbrochenes Bein betrachtet.

„Können Sie auf der Stelle dieses Rad ausbessern?“

„Ja, mein Herr.“

„Wann kann ich wieder abreisen?“

„Morgen.“

„Morgen!“

„Es ist ein ganzer Tag Arbeit. Haben der Herr Eile?“

„Große Eile. Ich muß spätestens in einer Stunde wieder aufbrechen.“

„Unmöglich, mein Herr.“

„Ich bezahle, was verlangt wird.“

„Unmöglich.“

„Nun gut denn. In zwei Stunden.“

„Unmöglich für heute. Es müssen zwei Speichen und die Nabe neu gemacht werden. Der Herr kann vor morgen nicht wieder abreisen.“

„Mein Geschäft kann nicht bis morgen warten. Wenn man, statt das Rad auszubessern, es ersetzte?“

„Wie das?

„Sie sind Schmied?“

„Ohne Zweifel, mein Herr.“

„Können Sie mir nicht ein Rad verkaufen? Ich könnte dann gleich wieder weiter fahren.“

„Ein Reserverad?“

„Ja.“

„Ich habe kein Rad, welches für Ihr Cabriolet paßt. Zwei Räder bilden ein Paar. Zwei Räder passen nicht zufällig zusammen.“

„In diesem Falle verkaufen Sie mir ein Paar Räder.“

„Mein Herr, nicht alle Räder passen an jede Achse.“

„Versuchen Sie es immerhin.“

„Das ist nutzlos, mein Herr. Ich habe nur Karrenräder zu verkaufen. Wir sind hier in einem kleinen Orte.“

„Können Sie mir vielleicht ein Cabriolet vermiethen?“

Der Schmiedemeister hatte auf den ersten Blick erkannt, daß der Tilbury ein Miethgeschirr war. Er zuckte die Achseln.

„Sie richten die Kabriolets, die man Ihnen vermiethet, schön zu! Hätte ich eins, so würde ich es Ihnen nicht vermiethen.“

„Nun gut denn; zu verkaufen.“

„Ich habe keines.“

„Wie! Nicht mal ein Cabriolet! Ich bin nicht schwer zu befriedigen, wie Sie sehen.“

„Wir sind hier in einem kleinen Orte. Ich habe wohl dort in der Remise,“ fügte der Schmied hinzu, „eine alte Kalesche, die einem Bürger der Stadt gehört, der sie mir aufzuheben gegeben hat und der sich derselben an jedem 36.

des Monats bedient. Ich könnte sie Ihnen wohl verdingen, denn was kümmert das mich? Aber der Bürger dürfte Sie nicht vorbeikommen sehen, und dann ist es auch eine Kalesche; es wären zwei Pferde erforderlich."

„Ich werde Postpferde nehmen."

„Wohin fahren der Herr?"

„Nach Arras."

„Der Herr wollen noch heute hin?"

„Ja doch."

„Indem Sie Postpferde nehmen?"

„Weshalb nicht?"

„Ist es dem Herrn gleich, wenn er diese Nacht um vier Uhr Morgens ankömmt?"

„Nein, gewiß nicht."

„Das ist, sehen Sie wohl, weil etwas dabei zu sagen ist, wenn Sie Postpferde nehmen. — Der Herr hat seinen Paß?"

„Ja."

„Nun gut, wenn der Herr Postpferde nimmt, so wird er nicht vor morgen nach Arras kommen. Wir liegen an einer Querstraße. Die Relais werden schlecht bedient, die Pferde sind auf den Feldern. Die Zeit des Pflügens beginnt; man braucht starke Gespanne und man nimmt die Pferde überall, auf der Post wie anderwärts. Der Herr wird auf jeder Station wenigstens drei bis vier Stunden warten müssen. Und dann fährt man auch nur im Schritt. Es sind viele Berge zurückzulegen."

„Nun, so reite ich. Führen Sie das Kabriolet ab. Man wird mir doch wohl einen Sattel verkaufen?"

„Ohne Zweifel, aber erträgt das Pferd auch einen Sattel?"

„Das ist wahr; ich erinnere mich daran, daß es ihn nicht duldet."

„Dann —"

„Aber ich werde doch wohl in dem Dorf ein Pferd zu miethen finden?"

„Ein Pferd, um in einen Ritt bis Arras zu gehen!"

„Dazu wäre ein Pferd nöthig, wie man es in unseren Ort nicht hat. Uebrigens müßten Sie auch das Pferd kaufen, denn man kennt Sie nicht. Aber weder zu verkaufen, noch zu vermiethen, nicht für 500 Francs, nicht für 1000 würden Sie eins finden!"

„Was ist dann zu thun?"

„Das Beste, was ich Ihnen als rechtschaffener Mensch sagen kann, ist, daß ich Ihr Rad ausbessere, und daß Sie Ihre Reise bis auf morgen verschieben."

„Morgen wäre es zu spät."

„Wahrlich!"

„Giebt es denn keine Mallepost, die nach Arras fährt? Wann kommt sie durch?"

„Die nächste Nacht. Die beiden Mallepesten versehen den Nachtdienst, die, welche kommt, sowie die, welche geht."

„Wie, Sie brauchen einen ganzen Tag, um dieses Rad auszubessern?"

„Einen ganzen Tag, und einen guten."

„Indem Sie zwei Arbeiter anstellen?"

„Und wenn ich zehn nähme."

„Und wenn man die Felgen mit Stricken bände?"

„Die Felgen, ja; die Nabe, nein. Und dann ist auch die Speiche in schlechtem Zustande."

„Giebt es in dem Orte einen Wagen zu vermiethen?"

„Nein."

„Ist hier ein anderer Schmied?"

Der Stallknecht und der Schmiedemeister antworteten zu gleicher Zeit, indem sie den Kopf aufwarfen:

„Nein."

Er fühlte eine unendliche Freude.

Offenbar mischte die Vorsehung sich hinein. Sie war

es, die das Rad des Tilbury zerbrach und ihn auf seiner Straße aufhielt. Er hatte sich dieser Art einer ersten Aufforderung nicht gefügt; er machte alle möglichen Anstrengungen, seine Reise fortzusetzen; er hatte redlich und gewissenhaft alle Mittel erschöpft; er war weder vor der Jahreszeit, noch vor der Anstrengung, noch vor der Ausgabe zurückgeschreckt; er hatte sich nichts vorzuwerfen. Fuhr er nicht weiter, so ging das ihn nichts an! Es war nicht mehr seine Schuld, nicht die Sache seines Gewissens, sondern die Sache der Vorsehung.

Er athmete auf. Er athmete freier und aus voller Brust, zum ersten Male seit dem Besuche Javerts. Es schien, als ob die eiserne Faust, welche ihm das Herz seit zwanzig Stunden zusammenpreßte, ihn losgelassen hätte.

Es kam ihm vor, als ob Gott jetzt für ihn sei und sich erklärte.

Er sagte sich, er hätte Alles gethan, was er vermochte, und jetzt bliebe ihm nichts mehr, als ruhig umzukehren.

Wenn sein Gespräch mit dem Schmied in einem Zimmer des Gasthauses stattgefunden hätte, so würde es keine Zeugen gehabt haben, Niemand hätte es gehört, die Sachen wären hier stehen geblieben, und wahrscheinlich hätten wir kaum von den Ereignissen zu erzählen gehabt, die man lesen wird; aber diese Unterredung fand auf der Straße statt. Jedes Gespräch auf der Straße bewirkt unvermeidlich einen Kreis von Zuhörern. Es giebt stets Leute, die nichts Besseres wünschen, als Zuschauer zu sein. Während er den Schmied befragte, waren einige Hin- und Herkommende bei ihnen stehen geblieben. Nachdem ein junger Bursche, auf den Niemand achtete, einige Minuten zugehört hatte, entfernte er sich laufend von der Gruppe.

In dem Augenblicke, als der Reisende nach der inneren Berathung, die wir angedeutet haben, den Entschluß faßte,

umzukehren, kam das Kind zurück. Es war begleitet von einer alten Frau.

„Mein Herr," sagte die Frau, „mein Junge sagt mir, Sie hätten Lust, ein Cabriolet zu miethen?"

Bei dieser einfachen Rede, welche eine alte Frau aussprach, die von einem Kinde geführt wurde, lief ihm der Schweiß über den Rücken. Er glaubte die Hand, die ihn losgelassen hatte, in der Finsterniß hinter sich wieder erscheinen zu sehen, bereit, ihn aufs neue zu packen.

Er antwortete:

„Ja, gute Frau, ich suche ein Cabriolet zu miethen."

Er beeilte sich aber, hinzuzufügen:

„Allein es giebt keins hier."

„Doch," sagte die Alte.

„Wo denn?" entgegnete der Schmied.

„Bei mir," erwiderte die Alte.

Er erbebte. Die verhängnißvolle Hand hatte ihn wieder erfaßt.

Die Alte hatte in der That unter einem Schuppen eine Art Carriole von Weidengeflecht. Der Schmied und der Stallbursche, welche in Verzweiflung waren, daß der Reisende ihnen entschlüpfte, mischten sich in die Sache.

Das wäre eine abscheuliche Karrete — der Sitz läge unmittelbar auf der Achse — die Bänke hingen inwendig an Lederriemen — es regnete hinein — die Räder wären verrostet und von der Feuchtigkeit angefressen — das würde nicht weiter gehen, wie der Tilbury — ein wahrer Rumpelkasten! — Der Herr hätte sehr Unrecht, wenn er sich hinein wagen wollte u. s. w. u. s. w.

Das Alles war wahr, allein diese Karrete, dieser Rumpelkasten, was es auch sein mochte, rollte auf zwei Rädern und konnte nach Arras fahren.

Er bezahlte, was man verlangte, ließ den Tilbury zur

Ausbesserung bei dem Schmied, um ihn bei der Rückkehr wieder zu finden, ließ seinen Schimmel vor die Carriole spannen, stieg hinein und nahm wieder den Weg, den er seit dem Morgen verfolgte.

In dem Augenblick, als der Wagen sich in Bewegung setzte, gestand er sich, daß er gerade zuvor eine gewisse Freude darüber empfunden hätte, nicht dahin zu gehen, wohin er jetzt ging. Er prüfte diese Freude mit einer Art von Zorn und fand sie abgeschmackt. Weshalb Freude darüber, umzukehren? Alles wohl erwogen, machte er diese Reise ja freiwillig. Niemand zwang ihn dazu.

Und gewiß konnte nichts geschehen, was er nicht wollte.

Wie er Hesdin verließ, hörte er eine Stimme, welche rief: „Halten Sie! Halten Sie!"

Er hielt den Wagen mit einer lebhaften Bewegung an, in welcher noch etwas Fieberhaftes und Krankhaftes lag, das der Hoffnung glich.

Es war der kleine Bube der Alten.

„Mein Herr," sagte er, „ich habe Ihnen den Wagen verschafft."

„Nun?"

„Sie haben mir nichts gegeben."

Er, der Allen so leicht gab, fand diese Forderung übertrieben und beinahe abscheulich.

„Ah, Du bist es, Schelm?" sagte er. Du bekommst nichts."

Er peitschte das Pferd und fuhr im starken Trabe weiter.

Er hatte in Hesdin viel Zeit verloren und wollte diese wieder einbringen. Das kleine Pferd war muthig und zog für zwei; aber man war im Monat Februar, es hatte geregnet und die Wege waren schlecht. Und dann hatte er

auch nicht mehr den Tilbury. Die Carriole war hart und sehr schwer. Dabei gab es viele Höhen.

Er brauchte beinahe vier Stunden, um von Hesdin nach St. Pol zu fahren. Vier Stunden auf fünf Lieues.

In Saint-Pol spannte er bei dem ersten besten Wirthshause aus und ließ das Pferd in den Stall führen. Wie er es Scaufflaire versprochen hatte, blieb er neben der Raufe stehen, so lange das Pferd fraß. Er dachte an traurige und verworrene Dinge.

Die Frau des Gastwirths trat in den Stall.

„Wollen der Herr nicht frühstücken?"

„Ja, das ist wahr; ich habe sogar guten Appetit."

Er folgte der Frau, die ein frisches, munteres Gesicht hatte. Sie führte ihn in das Erdgeschoß nach einem Saale, in welchem Tische standen, die zu Tischtüchern Blätter von Wachsleinwand hatten.

„Machen sie schnell", sagte er. „Ich muß wieder fort, ich habe Eile."

Eine dicke flamländische Magd legte hastig sein Gedeck auf. Er betrachtete dieses Mädchen mit einem Gesichte des Wohlbehagens.

„Das war es, was mir fehlte", dachte er. „Ich hatte nicht gefrühstückt."

Man bediente ihn. Er warf sich auf das Brod, biß einen Mund voll ab, legte es dann langsam auf den Tisch und aß nicht wieder davon.

Ein Kärrner aß an einem andern Tische. Er sagte zu diesem Menschen:

Weshalb ist denn das Brod so bitter?"

Der Kärrner war ein Deutscher und verstand ihn nicht.

Er kehrte in den Stall zu dem Pferde zurück.

Eine Stunde darauf hatte er Saint-Pol verlassen und fuhr gegen Tinques zu, das nur fünf Lieues von Arras entfernt ist.

Was machte er während dieser Fahrt? Woran dachte er? Wie am Morgen sah er an sich die Bäume, die Hüttendächer, die bebauten Felder und die Veränderungen der Landschaft, welche jede Biegung des Weges hervorbrachte, vorüberziehen. Das ist eine Betrachtung, welche zuweilen der Seele genügt und sie beinahe von dem Denken entbindet. Tausend Gegenstände zum ersten und zum letzten Male zu sehen, was kann es Melancholischeres und Traurigeres geben? Reisen heißt jeden Augenblick geboren werden und sterben. Vielleicht stellte er in der unbestimmtesten Region seines Geistes Vergleiche an zwischen diesen wechselnden Horizonten und der menschlichen Existenz. Alle diese Dinge des Lebens sind in beständiger Flucht vor uns. Verfinsterung und Helligkeit vermischen sich. Auf eine blendende Beleuchtung folgt eine Verdunkelung. Man schaut, man beeilt sich, man streckt die Hände aus nach dem, was vorüberkommt; jedes Ereigniß ist eine Biegung der Straße; und plötzlich ist man alt. Man fühlt etwas, wie eine Erschütterung, Alles ist schwarz, man unterscheidet eine finstere Thür, das dunkele Pferd des Lebens, das uns zog, hält an. Und man sieht Jemand, der verschleiert und unbekannt ist und es in der Finsterniß ausspannt.

Die Dämmerung brach in dem Augenblick herein, als Kinder, welche aus der Schule kamen, den Reisenden in Tinques einziehen sahen. Man war freilich noch in den kurzen Tagen des Jahres. Er hielt in Tinques nicht an; als er aus dem Dorfe fuhr, erhob ein Arbeiter, der Steine auf die Straße schüttete, den Kopf:

„Das ist ein sehr erschöpftes Pferd."

In der That ging das arme Thier nur noch im Schritt.

„Fahren Sie nach Arras?" fügte der Wegearbeiter hinzu.

„Ja."

„Wenn Sie so fortfahren, werden Sie nicht bei guter Zeit hinkommen.“

Er hielt das Pferd an und fragte den Arbeiter:

„Wie weit ist es noch bis Arras?“

„Beinahe noch sieben gute Lieues.“

„Wie ist das möglich? In dem Postbuche sind doch nur fünf und eine Viertellieue angegeben.“

„Ach“, entgegnete der Chausseewärter, „Sie wissen nicht, daß die Straße ausgebessert wird? Eine Viertelstunde von hier werden Sie sie durchschnitten finden. Keine Möglichkeit, weiter zu kommen.“

„Wirklich nicht?“

„Sie müssen links fahren, den Weg nach Carency und über den Fluß gehen; wenn Sie in Camblin sind, wenden Sie sich rechts, das ist die Straße von Mont-Saint-Eloy, die nach Arras führt.“

„Aber bis dahin ist es dunkel und ich verirre mich.“

„Sie sind nicht aus der Gegend?“

„Nein.“

„Und dabei ist es nur ein Feldweg. Hören Sie, mein Herr“, fuhr der Wegearbeiter fort, „wollen Sie, daß ich Ihnen einen Rath geben soll? Ihr Pferd ist müde; kehren Sie zurück nach Tinques. Dort ist ein gutes Wirthshaus. Uebernachten Sie da. Sie fahren dann morgen nach Arras.“

„Ich muß noch diesen Abend dort sein.“

„Das ist etwas Anderes. Fahren Sie aber dennoch nach dem Wirthshause und nehmen Sie dort ein Vorspannpferd. Der Stallknecht wird Ihnen den Weg zeigen.“

Er befolgte den Rath des Arbeiters und eine halbe Stunde darauf kam er an demselben Orte vorüber, aber in starkem Trabe mit einem guten Vorspannpferde. Ein Stallbursche, welcher sich Postillon nannte, saß auf der Deichsel der Carriole.

Dennoch fühlte er, daß er Zeit verlor.

Es war schon schon ganz dunkel.

Sie kamen auf den Feldweg. Er war abscheulich. Die Carriole fiel aus einem Geleise in das andere. Er sagte zu dem Postillon:

„Immer Trab und doppeltes Trinkgeld.“

Bei einem Stoße brach das Ortscheit.

„Mein Herr“, sagte der Postillon, „mein Ortscheit ist gebrochen; ich weiß nicht, wie ich mein Pferd anschirren soll; dieser Weg ist in der Nacht sehr schlecht; wenn Sie nach Tinques zurückkehren wollten, so würden wir morgen bei guter Zeit in Arras sein.“

Er antwortete: „Hast Du einen Strick und ein Messer?“

„Ja, mein Herr!“

Er schnitt einen Baumzweig ab und machte daraus einen Ortscheit.

Das war wieder ein Verlust von zwanzig Minuten; aber sie fuhren im Galopp weiter.

Die Ebene war finster. Dichte, niedrig ziehende und schwarze Nebel krochen über die Hügel hin und stiegen von denselben auf wie Rauch. In den Wolken gab es weißliche Streifen. Ein heftiger Wind, der von dem Meere her blies, machte in allen Ecken des Horizontes den Lärm eines Menschen, der die Möbel verrückt. Alles, was man sah, nahm die Haltung des Schreckens an. Wie viele Dinge erzitterten unter dem starken Athem der Nacht!

Die Kälte war durchdringend. Er hatte seit dem vorigen Tage nicht gegessen. Er erinnerte sich undeutlich an jene andere nächtliche Wanderung auf der großen Ebene in der Umgegend von D., vor acht Jahren; und dies schien ihm gestern gewesen zu sein.

Es schlug auf irgend einem entfernten Kirchthurm eine Uhr. Er fragte den Postillon:

„Wie spät ist es?"

„Sieben Uhr, mein Herr. Wir werden in Arras um acht Uhr sein. Wir haben nur noch drei Lieues."

In diesem Augenblicke überlegte er zum ersten Mal — indem er es sonderbar fand, wie ihm das nicht schon früher eingefallen war: Daß vielleicht alle die Mühe, welche er sich gab, unnütz war; daß er nicht einmal die Stunde des Prozesses wußte; daß er sich wenigstens danach hätte erkundigen sollen; daß es überspannt von ihm wäre, so vorwärts zu eilen, ohne zu wissen, ob es zu irgend etwas nützen könnte. — Dann entwarf er in Gedanken einige Berechnungen: — daß gewöhnlich die Sitzungen der Assisen um neun Uhr Morgens beginnen; — daß diese Angelegenheit nicht lange dauern könnte; — daß ein Aepfeldiebstahl sehr kurz abgemacht werden müßte; — daß dann nur noch die Frage der Identität zu entscheiden wäre; — vier oder fünf Aussagungen, da blieb für die Advokaten wenig zu thun; daß er ankommen würde, wenn Alles beendigt wäre.

Der Postillon peitschte auf die Pferde. Sie waren über den Fluß gekommen und hatten Mont-Saint-Eloy hinter sich gelassen.

Die Dunkelheit wurde immer dichter und dichter.

VI.

Prüfung der Schwester Simplicia.

Indeß schwebte Fantine in eben diesem Augenblick in Freude.

Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt. Furchtbarer Husten, Verdoppelung des Fiebers; sie hatte geträumt. Am Morgen, bei dem Besuche des Arztes, phantasirte sie. Er sah sehr beunruhigt aus und befahl, ihn zu benachrichtigen, sobald Herr Madeleine zurückkehrte.

Den ganzen Morgen war sie finster, sprach wenig, legte Falten in ihr Bettuch und murmelte mit leiser Stimme Berechnungen, welche Berechnungen von Entfernungen zu sein schienen. Ihre Augen waren eingefallen und starr; sie schienen beinahe erloschen zu sein; in einzelnen Augenblicken belebten sie sich und funkelten dann wie Sterne. Es scheint, als ob bei der Annäherung einer gewissen finsteren Stunde das Licht des Himmels Die erfüllte, welche das Licht der Erde verlassen sollen.

Jedesmal fragte die Schwester Simplicia sie, wie sie sich befände, und sie antwortete unwandelbar darauf: „Gut, ich möchte Herrn Madeleine sehen."

Einige Monate zuvor, in jenem Augenblicke, als Fantine ihre letzte Keuschheit, ihre letzte Scham und ihre letzte Freude verloren hatte, war sie nur noch ein Schatten ihrer selbst; jetzt war sie ihr Gespenst. Das physische Uebel hatte das Werk des moralischen Uebels vervollständigt. Dieses Geschöpf von fünf und zwanzig Jahren hatte eine runzliche

Stirn, eingefallene Wangen, zusammengezogene Nasenlöcher, lose Zähne, ein bleifarbiges Gesicht, einen knochigen Hals, hervorspringende Muskeln, schwächliche Glieder, erdfarbige Haut, und ihr blondes Haar war gemischt mit grauem. Ach, wie die Krankheit das Alter herbeiführt!

Mittags kam der Arzt wieder, erließ einige Verordnungen, fragte, ob der Herr Maire in dem Krankenhause erschienen sei und schüttelte den Kopf.

Herr Madeleine kam gewöhnlich um drei Uhr, die Kranken zu sehen. Da Pünktlichkeit Güte ist, war er pünktlich.

Gegen zwei und ein halb Uhr begann Fantine unruhig zu werden. In der Zeit von zwanzig Minuten fragte sie die Nonne öfter als zehn Mal:

„Meine Schwester, wie spät ist es?"

Es schlug drei Uhr. Bei dem dritten Schlage richtete sich Fantine in ihrem Bett auf, während sie sich sonst kaum umdrehen konnte; sie faltete mit einer Art krampfhafter Umfassung ihre beiden fleischlosen gelben Hände, und die Nonne hörte aus ihrer Brust einen jener tiefen Seufzer aufsteigen, welche eine Last zu heben scheinen. Dann wendete Fantine sich um und blickte nach der Thür.

Niemand trat ein; die Thür öffnete sich nicht.

So blieb sie eine Viertelstunde, das Auge auf die Thür geheftet, regungslos und beinahe ihren Athem anhaltend. Die Schwester wagte nicht zu sprechen. An der Kirche schlug es ein Viertel auf Vier. Fantine sank auf das Kopfkissen zurück.

Sie sagte nichts und legte wieder Falten in ihr Betttuch.

Die halbe Stunde verging, dann die Stunde, und Niemand kam. So oft die Uhr schlug, richtete Fantine sich in die Höhe und blickte nach der Thür; dann sank sie wieder zurück.

Man erkannte deutlich ihre Gedanken, aber sie sprach

keinen Namen aus, sie beklagte sich nicht, sie beschuldigte Niemand. Nur hustete sie auf beängstigende Weise. Man konnte glauben, es ließe sich etwas Finsteres auf sie herab. Sie war leichenblaß und hatte blaue Lippen. Zuweilen lächelte sie.

Es schlug fünf Uhr. Nun hörte die Schwester, wie sie leise und sanft sagte: „Aber da ich morgen scheide, hat er Unrecht, heute nicht zu kommen."

Die Schwester Simplicia selbst wunderte sich über die Zögerung des Herrn Madeleine.

Indeß betrachtete Fantine von ihrem Bett aus den Himmel. Es schien, als suche sie sich an irgend Etwas zu erinnern. Plötzlich begann sie mit leiser Stimme, wie ein Hauch, zu singen. Die Nonne lauschte. Fantine sang eine alte Romanze, mit der sie ehemals ihre kleine Cosette einschläferte, und die ihrem Gedächtniß während der fünf Jahre, die sie ihr Kind nicht mehr bei sich hatte, entfallen war. Sie sang mit einer so trüben Stimme, und mit einem so sanften Wesen, daß es selbst einer Nonne Thränen entlockte. Die barmherzige Schwester, welche an ernste Dinge gewöhnt war, fühlte eine Thräne in ihr Auge treten.

Die Uhr schlug sechs. Fantine schien es nicht zu hören. Es war, als achtete sie nicht mehr auf irgend Etwas rings um sich her.

Die Schwester Simplicia schickte ein Dienstmädchen ab, um sich bei der Thürhüterin der Fabrik erkundigen zu lassen, ob der Herr Maire nicht zurückgekehrt sei und ob er nicht bald nach dem Krankensaale kommen würde. Das Mädchen kehrte nach einigen Minuten zurück.

Fantine lag noch immer regungslos und schien auf Gedanken, die sie hegte, zu achten.

Die Magd sagte leise zu der Schwester Simplicia, der Maire wäre an eben diesem Morgen vor sechs Uhr in

einem kleinen mit einem Schimmel bespannten Tilbury, der Kälte ungeachtet, verreist. Er wäre allein gefahren, selbst ohne Kutscher. Man wüßte nicht, welchen Weg er eingeschlagen hätte, doch sagten einige Leute, sie hätten ihn die Straße nach Arras nehmen sehen, während Andere versicherten, ihm auf der Straße nach Paris begegnet zu sein. Bei der Abfahrt wäre er wie gewöhnlich gewesen, sehr sanft, und hätte nur zu der Thürhüterin gesagt, man sollte ihn diese Nacht nicht erwarten.

Während die beiden Frauen, den Rücken gegen das Bett Fantinen's gewendet, mit einander flüsterten, die Schwester fragend, die Magd Vermuthungen aufstellend, hatte Fantine sich mit jener fieberhaften Lebhaftigkeit gewisser organischer Krankheiten, welche die freien Bewegungen der Gesundheit mit der entsetzlichen Schwäche des Todes mischt, in ihrem Bett auf die Knie gelegt, ihre beiden geballten Hände auf das Kissen gedrückt und den Kopf zwischen die Vorhänge hindurch gesteckt. Sie horchte. Plötzlich schrie sie auf:

„Sie sprechen da von Herrn Madeleine! Weshalb sprechen Sie leise? Was hat er gethan? Weshalb kommt er nicht?“

Ihre Stimme war so barsch und so rauh, daß die beiden Frauenzimmer eine Mannesstimme zu hören glaubten. Sie wendeten sich erschrocken um.

„Antwortet doch!“ rief Fantine.

Die Magd stammelte:

„Die Thürhüterin hat mir gesagt, er könnte heute nicht kommen.“

„Mein Kind,“ sagte die barmherzige Schwester, „halten Sie sich ruhig; legen Sie sich wieder nieder.“

Ohne ihre Stellung zu verändern, entgegnete Fantine mit lauter Stimme und mit einem zugleich gebieterischen und herzzerreißenden Tone:

„Er könnte nicht kommen? Weshalb nicht? Sie wissen den Grund; Sie flüstern ihn einander zu. Ich will ihn wissen.“

Die Magd sagte der Nonne rasch in das Ohr:

„Antworten Sie, er sei auf dem Rathhause beschäftigt.“

Die Schwester Simplicia erröthete leise; es war eine Lüge, welche die Magd ihr zumuthete. Auf der anderen Seite schien es ihr, als würde es der Kranken einen fürchterlichen Schlag versetzen, wenn sie ihr die Wahrheit sagte, und das war sehr ernst bei dem Zustande, in dem sich Fantine befand; die Röthe währte indeß nur kurze Zeit. Die Schwester richtete auf Fantine ihr ruhiges träumerisches Auge und sagte:

„Der Herr Maire ist verreist.“

Fantine richtete sich auf und setzte sich auf die Hacken. Ihre Augen funkelten. Eine unendliche Freude strahlte aus diesem schmerzerfülltem Gesichte.

„Verreist!“ rief sie, „er holt Cosette.“

Dann streckte sie beide Hände gen Himmel und ihr ganzes Gesicht wurde unaussprechlich. Ihre Lippen bewegten sich; sie betete mit leiser Stimme.

Als ihr Gebet beendigt war, sagte sie: „Meine Schwester, ich will mich wieder niederlegen; ich will Alles thun, was man verlangt. Soeben war ich boshaft; ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich so laut gesprochen habe; es ist sehr unrecht, laut zu sprechen. Ich weiß es wohl, meine gute Schwester, aber sehen Sie, ich bin sehr zufrieden. Was Gott thut, ist gut. Herr Madeleine ist gut; denken Sie sich, er ist nach Montfermeil gegangen, um meine kleine Cosette zu holen.“

Sie legte sich wieder nieder, half der Nonne ihr Kopfkissen zurechtlegen und küßte ein kleines silbernes Kreuz, welches sie um den Hals trug und das die Schwester Simplicia ihr geschenkt hatte.

„Mein Kind," sagte die Schwester, „versuchen Sie jetzt zu ruhen und sprechen Sie nicht."

Fantine nahm in ihre feuchten Hände die Hand der Schwester, welche mit Schmerz den Schweiß fühlte.

„Er ist diesen Morgen abgefahren, um nach Paris zu gehen. In der That braucht er nicht einmal über Paris zu fahren. Montfermeil liegt von hier etwas links. Sie erinnern sich wohl, wie er mir gestern, als ich von Cosette sprach, sagte: „Bald! Bald!" Das ist eine Ueberraschung, die er mir bereiten will. Sie wissen doch? Er hat mich einen Brief unterschreiben lassen, um die Kleine von den Thénardiers abzuholen. Sie werden nichts dagegen zu sagen haben, nicht wahr? Sie werden Cosette herausgeben, sie sind ja bezahlt. Die Behörden werden nicht dulden, daß man ein Kind behält, wenn man bezahlt ist. Meine Schwester, geben Sie mir kein Zeichen, daß ich nicht sprechen soll. Ich bin außerordentlich glücklich. Ich fühle mich sehr wohl, habe durchaus keine Schmerzen mehr, werde meine Cosette sehen und bin sogar sehr hungrig. Ich habe sie seit beinahe fünf Jahren nicht gesehen. Sie können sich nicht denken, wie man an den Kindern hängt! Und dann wird sie auch so niedlich sein; Sie sollen sehen! Wenn Sie wüßten, sie hat so hübsche kleine rosige Finger! Sie wird gewiß sehr schöne Hände haben. Mit einem Jahre hatte sie lächerlich kleine Hände. So! — Sie muß jetzt recht groß sein. Sie ist sieben Jahr. Sie ist ein Fräulein. Ich nenne sie Cosette, aber sie heißt Euphrasia. Sehen Sie, diesen Morgen betrachtete ich den Staub, der auf dem Kamine liegt, und da hatte ich den Gedanken, daß ich Cosette bald wieder sehen würde. Mein Gott, wie unrecht man thut, Jahre lang zu leben, ohne sein Kind zu sehen! Man soll wohl überlegen, daß das Leben nicht ewig dauert. Ach, wie gut der Herr Maire ist, daß er reiste! Es ist wahr, es ist sehr kalt! Hat er wenigstens seinen Mantel? Er wird morgen

hier sein, nicht wahr? Morgen ist Festtag. Morgen früh, meine Schwester, erinnern Sie mich daran, mein kleines Häubchen, das mit den Spitzen, aufzusetzen. Montfermeil ist ein Dorf. Ich habe den Weg in jener Zeit zu Fuß gemacht. Für mich war er sehr lang. Aber die Diligencen fahren so schnell! Er wird morgen mit Cosette hier sein. Wie weit ist von hier bis Montfermeil?"

Die Schwester, welche keinen Begriff von der Entfernung hatte, antwortete:

„O, ich glaube wohl, daß er morgen hier sein kann."

„Morgen! Morgen!" sagte Fantine; „ich werde Cosette morgen sehen! Hören Sie, meine gute Schwester des lieben Gottes, ich bin nicht mehr krank. Ich bin wahnsinnig. Ich würde tanzen, wenn man wollte."

Jemand, der sie eine Viertelstunde zuvor gesehen hätte, würde nichts davon begriffen haben. Sie war jetzt ganz rosig. Sie sprach mit lebhafter natürlicher Stimme. Ihr ganzes Gesicht war nur ein Lächeln. Zuweilen lachte sie, indem sie ganz leise sprach. Mutterfreude, beinahe kindliche Freude!

„Nun wohl," sagte die Nonne, „Sie sind jetzt glücklich; nun folgen Sie mir auch und sprechen Sie nicht mehr."

Fantine legte den Kopf auf das Kissen und sagte mit leiser Stimme: „Ja, lege dich wieder nieder und sei verständig, weil du dein Kind haben sollst. Sie hat Recht, die Schwester Simplicia. Alle die, welche hier sind, haben Recht." — Und ohne sich zu rühren, ohne den Kopf zu bewegen, sah sie dann mit ihren großen weit geöffneten Augen und mit freudigem Blicke Alles ringsumher an und sagte nichts mehr. Die Schwester zog die Vorhänge zu, indem sie hoffte, daß sie sich beruhigen würde. Zwischen sieben und acht Uhr kam der Arzt wieder. Da er kein Geräusch hörte, glaubte er, Fantine schlafe, trat leise ein und näherte sich ihrem Bett auf den Fußspitzen. Er zog die Vorhänge auseinander

und bei dem Schein der Nachtlampe sah er die großen ruhigen Augen Fantinens, die ihn anblickten.

Sie sagte zu ihm: „Nicht wahr, man wird sie hier neben mir in einem kleinen Bett schlafen lassen?“

Der Arzt glaubte, sie phantasire. Sie fügte hinzu: „Sehen Sie nur, es ist gerade genug Platz dazu.“

Der Arzt zog die Schwester Simplicia bei Seite, die ihm die Sache erklärte; Herr Madeleine sei auf einen oder zwei Tage abwesend, und in dem Zweifel hätte man geglaubt, die Kranke, welche vermuthete, der Maire sei nach Montfermeil gereist, nicht enttäuschen zu dürfen; es sei übrigens auch möglich, daß sie richtig gerathen hätte; der Arzt billigte dies.

Er näherte sich darauf wieder dem Bett Fantinens, welche sagte:

„Sehen Sie, es ist, weil ich am Morgen, wenn sie erwachte, dem kleinen Kätzchen guten Tag sagen könnte, und Nachts würde ich, da ich nicht schlafe, sie schlafen hören. Ihr kleiner Athem ist so sanft, das würde mir gut thun.“

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte der Arzt.

Sie streckte ihre Arme aus und rief lächelnd:

„Ach ja, es ist wirklich wahr, Sie wissen nicht! Ich bin genesen. Cosette wird morgen kommen.“

Der Arzt war überrascht. Sie befand sich besser, der Druck war geringer, der Puls hatte wieder Kraft gewonnen. Eine Art plötzlich eingetretenen Lebens hatte das arme erschöpfte Wesen neu gestärkt.

„Herr Doctor,“ fuhr sie fort, „hat Ihnen die Schwester gesagt, daß der Herr Maire verreist ist, um das kleine Ding zu holen?“

Der Arzt empfahl Schweigen und die Vermeidung jeder peinlichen Aufregung. Er verordnete einen Aufguß von reinem China, und für den Fall, daß das Fieber in der Nacht zurückkehren sollte, ein beruhigendes Getränk. Dann ent-

fernte er sich, indem er zu der Schwester sagte: „Es geht besser. Wenn das Glück wollte, daß der Herr Maire morgen mit dem Kinde käme, wer weiß — es giebt so überraschende Krisen. Man hat schon gesehen, daß große Freude plötzlich Krankheiten hemmt; ich weiß wohl, daß dies eine organische Krankheit ist und sehr weit vorgeschritten. Aber es giebt bei dem Allen so viele Mysterien! Wir retten sie vielleicht."

VII.

Der angekommene Reisende trifft seine Vorkehrungen, um wieder abzureisen.

Es war beinahe acht Uhr Abends, als die Carriole, die wir auf der Straße verließen, in Arras in den Thorweg des Posthauses einfuhr; der Mann, den wir bis zu diesem Augenblick folgten, stieg ab, antwortete mit zerstreutem Wesen auf die dringenden Fragen der Leute des Wirthshauses, schickte das Vorspannpferd fort und führte selbst den kleinen Schimmel nach dem Stall; dann öffnete er die Thür eines Billardzimmers, welches im Erdgeschosse lag, setzte sich und stützte die Ellenbogen auf den Tisch. Er hatte vierzehn Stunden zu der Reise gebraucht, die er in sechs zurückzulegen rechnete. Er ließ sich die Gerechtigkeit widerfahren, daß dies nicht seine Schuld sei. Aber im Grunde war er nicht bös darüber.

Die Wirthin trat ein.

„Schläft der Herr hier? Ißt der Herr zu Abend?“

Er machte eine verneinende Kopfbewegung.

„Der Stallknecht sagt, daß das Pferd des Herrn sehr erschöpft ist.“

Er brach das Schweigen.

„Kann das Pferd morgen früh nicht wieder aufbrechen?“

„Ach, mein Herr, es bedarf wenigstens zwei Tage Ruhe.“

Er fragte: „Ist nicht hier das Postbüreau?“

„Ja, mein Herr.“

Die Wirthin führte ihn nach diesem Büreau. Er zeigte seinen Paß und erkundigte sich, ob es nicht möglich sei, noch diese Nacht nach M. am M. mit der Post zurückzufahren. Der Platz neben dem Courier war zufällig unbesetzt. Er nahm ihn und bezahlte ihn.

„Mein Herr,“ sagte der Beamte, „verfehlen Sie nicht, pünktlich um ein Uhr morgen früh hier zu sein.“

Als dies geschehen war, verließ er das Hotel und ging durch die Stadt.

Er kannte Arras nicht. Die Straßen waren finster, und er ließ sich vom Zufall leiten. Indeß schien er es hartnäckig zu vermeiden, die Vorübergehenden nach dem Wege zu fragen. Er ging über den kleinen Fluß Crinchon und befand sich in dem Gewirre enger Gäßchen, in denen er sich verirrte. Ein Bürger trug eine Stocklaterne. Nach einigem Zögern entschloß er sich, diesen Bürger anzureden, nicht ohne vorher vor und hinter sich gesehen zu haben, als ob er fürchtete, daß Jemand die Frage hören möchte, die er thun wollte.

„Mein Herr,“ sagte er, „wo ist der Justizpalast?“

„Sie sind nicht aus der Stadt, mein Herr?“ erwiederte der Bürger, der ein ziemlich alter Mann war. „Nun wohl, so folgen Sie mir. Ich gehe nach der Richtung des Justiz-

palastes, das heißt nach der Seite von dem Präfecturgebäude; denn der Justizpalast wird ausgebessert und provisorisch werden die Sitzungen des Tribunals in der Präfectur gehalten."

„Sind dort," fragte Madeleine, „die Assisen?"

„Ohne Zweifel, mein Herr; sehen Sie, was jetzt die Präfectur ist, das war vor der Revolution der bischöfliche Palast. Herr von Conzié, der 1782 Bischof war, hat dort einen großen Saal bauen lassen. In diesem großen Saale richtet man jetzt."

Während des Weges sagte der Bürger:

„Wenn der Herr einen Prozeß sehen will, so ist es ein wenig spät. Gewöhnlich endigen die Sitzungen um sechs Uhr."

Als sie auf den Platz kamen, zeigte der Bürger auf vier hohe beleuchtete Fenster in der Front eines großen dunklen Gebäudes.

„Meiner Treu, mein Herr," sagte er, „Sie kommen noch zu rechter Zeit; Sie haben Glück. Sehen Sie diese vier Fenster? Dort ist das Assisengericht. Es ist Licht darin, also ist die Sache noch nicht zu Ende. Die Angelegenheit wird sich in die Länge gezogen haben und man hält deshalb eine Abendsitzung. Sie interessiren sich für diese Angelegenheit? Ist es ein Kriminalprozeß? Sind Sie Einer der Zeugen?"

Er antwortete: „Ich komme wegen keiner Angelegenheit; ich will nur mit einem Advokaten sprechen."

„Das ist etwas Anderes," sagte der Bürger. „Sehen Sie, mein Herr, da ist die Thür, wo die Schildwache steht. Sie brauchen nur die große Treppe hinaufzugehen."

Er richtete sich nach den Andeutungen des Bürgers und einige Minuten darauf war er in einem Saal, in welchem sich viele Menschen befanden, und in dem Gruppen,

unter welche sich Advokaten in ihren Amtsgewändern mischten, hier und dort flüsterten.

Es ist stets etwas Herzbedrückendes, diese schwarzgekleideten Gruppen von Männern zu sehen, die mit leiser Stimme auf der Schwelle des Gerichts mit einander flüstern. Selten ertönen Mitleid und Barmherzigkeit aus all diesen Worten. Am meisten hört man im Voraus ausgesprochene Verurtheilungen. Alle diese Gruppen scheinen für den Beobachter, der vorübergeht und träumt, eben so viele finstere Bienenkörbe zu sein, in denen summende Geister gemeinschaftlich alle Arten von finsteren Gebäuden aufführen.

Dieser Saal, der geräumig war und nur von einer einzigen Lampe erleuchtet wurde, war ein ehemaliger Saal des Bisthums und diente als Wartesaal. Eine Flügelthür, die in diesem Augenblicke geschlossen war, trennte ihn von dem großen Gemache, in welchem der Assisenhof seine Sitzung hielt. Die Dunkelheit war so groß, daß er sich nicht scheute, sich an den ersten Advokaten, der ihm begegnete, zu wenden.

„Mein Herr," sagte er, wie weit ist man?"

„Die Sache ist zu Ende," sagte der Advokat.

„Zu Ende!"

Dieses Wort wurde mit einem solchen Tone gesprochen, daß der Advokat sich umwendete.

„Verzeihung, mein Herr, sind Sie vielleicht ein Verwandter?"

„Nein, ich kenne hier Niemand. Und hat eine Verurtheilung stattgefunden?"

„Ohne Zweifel. Es war nicht anders möglich."

„Zu Zwangsarbeit?"

„Auf Lebenszeit."

Er entgegnete mit schwacher Stimme, daß man ihn kaum verstehen konnte:

„Die Identität ist also erwiesen worden?"

„Welche Identität?“ entgegnete der Advokat. „Es war keine Identität zu beweisen. Die Angelegenheit war ganz einfach. Das Weib hatte ihr Kind getödtet, der Mord war erwiesen, die Geschwornen haben den Vorbedacht abgewiesen und man hat sie zu lebenslänglicher Strafe verurtheilt.“

„Es war also ein Weib,“ sagte er.

„Ganz gewiß. Die unverehelichte Limosin. Von was sprachen Sie denn?“

„Von nichts. Doch wenn es zu Ende ist, wie kommt es denn, daß der Saal noch erleuchtet ist?“

„Wegen der andern Angelegenheit, die man seit ungefähr zwei Stunden begonnen hat.“

„Was für eine andere Angelegenheit?“

„O, das ist auch klar. Es ist eine Art von Schuft, ein Rückfälliger; ein Galeerensträfling, der gestohlen hat. Ich weiß seinen Namen nicht mehr. Er hat eine wahre Banditenmiene. Wenn ich dies Gesicht blos sähe, würde ich ihn auf die Galeeren schicken.“

„Mein Herr,“ fragte er, giebt es ein Mittel, in den Saal zu gelangen?“

„Ich glaube wahrlich nicht. Es ist eine große Menge zugegen. Indeß, die Sitzung wurde unterbrochen. Es sind Leute herausgekommen. Bei der Wiederaufnahme der Sitzung könnten Sie es versuchen.“

„Wo tritt man ein?“

„Durch diese große Thür.“

Der Advokat verließ ihn.

Während einiger Zeit hatte er beinahe zu gleicher Zeit, doch auch beinahe gemischt, alle möglichen Aufregungen empfunden. Die Worte dieses Gleichgültigen waren ihm wechselweise durch das Herz gefahren wie eiskalte Stacheln und wie Feuerzungen. Als er sah, daß nichts beendigt

war, athmete er auf; allein er hätte nicht zu sagen vermocht, ob das, was er empfand, Befriedigung sei, oder Schmerz.

Er näherte sich mehreren Gruppen und hörte auf das, was man sprach. Da die Liste für diese Sitzungen sehr stark war, hatte der Tribunalspräsident für diesen Tag zwei einfache und kurze Angelegenheiten bezeichnet. Man hatte den Anfang mit dem Kindermorde gemacht, und jetzt war man bei dem Galeerensträfling, dem Rückfälligen. Dieser Mensch hatte Aepfel gestohlen, doch das schien nicht ganz erwiesen zu sein; nur so viel war dargethan, daß er schon auf den Galeeren von Toulon gewesen war, und das machte seine Angelegenheit schlimm. Uebrigens war das Verhör des Menschen ebenso beendigt wie die Aussagen der Zeugen, aber noch standen die Vertheidigung des Advokaten und die Anträge des öffentlichen Beamten bevor; es konnte kaum vor Mitternacht zu Ende sein. Der Mensch würde wahrscheinlich verurtheilt werden; der General-Advokat wäre sehr gut; er verfehlte seinen Angeklagten nicht; es wäre ein Mensch von Geist, der Verse machte.

Ein Thürhüter stand unter der Thür, welche in den Assisensaal führte. Er fragte diesen:

„Mein Herr, wird die Thür nicht bald geöffnet werden?“

„Sie wird gar nicht geöffnet,“ sagte der Thürhüter.

„Wie! Man öffnet die Thür nicht bei der Wiederaufnahme der Sitzung? Wurde die Sitzung nicht unterbrochen?“

„Die Sitzung ist so eben wieder aufgenommen worden,“ antwortete der Thürhüter, aber die Thür wird nicht geöffnet.“

„Weshalb nicht?“

„Weil der Saal voll ist.“

„Wie! Es giebt keinen Platz mehr?“

„Nicht einen einzigen. Die Thür ist geschlossen, und es kann Niemand mehr hinein.“

Der Thürhüter fügte nach einigem Schweigen hinzu:

„Es giebt wohl noch zwei oder drei Plätze hinter dem Herrn Präsidenten, aber der Herr Präsident gestattet nur öffentlichen Beamten den Zutritt.“

Als der Thürhüter dies gesagt hatte, wendete er ihm den Rücken.

Herr Madeleine zog sich mit gesenktem Kopfe zurück, durchschritt das Vorzimmer, ging langsam die Treppe wieder hinab, als ob er bei jeder Stufe zögerte. Wahrscheinlich hielt er Rath mit sich selbst. Der heftige Kampf, der in seinem Innern seit dem vorhergehenden Tage entbrannt war, war noch nicht zu Ende; jeden Augenblick machte er einen neuen Umschwung desselben durch. Als er auf den Absatz der Treppe kam, lehnte er sich gegen die Brüstung und kreuzte die Arme. Plötzlich öffnete er seinen Ueberrock, zog seine Brieftasche hervor, nahm einen Bleistift, riß ein Blatt heraus und schrieb rasch auf dieses Papier bei dem Scheine der Laterne die Zeilen:

Herr Madeleine, Maire in M. am M.

Dann ging er rasch die Treppe wieder hinauf, drängte sich durch die Menge, schritt gerade auf den Thürhüter zu, übergab ihm das Papier und sagte mit dem Tone der Autorität: „Bringen Sie dies dem Herrn Präsidenten.“

Der Thürhüter nahm das Papier, warf einen Blick darauf und gehorchte.

VIII.

Begünstigung.

Ohne es zu ahnen, besaß der Maire von M. am M. eine Art von Berühmtheit. Seit sieben Jahren erfüllte der Ruf seiner Tugend ganz Nieder-Boulonnais und hatte endlich die Grenzen des kleinen Districtes überschritten und sich in zwei oder drei benachbarten Bezirken verbreitet. Außer dem wesentlichen Dienste, den er dem Hauptorte leistete, indem er die Industrie der schwarzen Glasmacherei dort wieder in Schwung brachte, gab es nicht eine der hundert ein und vierzig Gemeinden des Arrondissements von M. am M., die ihm nicht irgend eine Wohlthat verdankt hätte. Im Falle der Noth hatte er selbst die Industrie der anderen Bezirke zu unterstützen und zu befördern verstanden. So unterstützte er gelegentlich durch seinen Credit und durch seine Fonds die Tüllfabrik in Boulogne, die mechanische Flachsspinnerei in Frevent und die hydraulische Leinwandfabrik in Boubers-sur-Canche. Ueberall sprach man mit Verehrung den Namen des Herrn Madeleine aus. Arras und Douai beneideten der kleinen glücklichen Stadt M. am M. ihren Maire.

Der Rath am königlichen Gerichtshof von Douai, welcher bei dieser Assisensitzung in Arras den Vorsitz führte, kannte, wie alle Welt, den so innig und so allgemein verehrten Namen. Als der Thürhüter, behutsam die Thür öffnend, die aus dem Berathungssaale in den Sitzungssaal führte, sich über den Armsessel des Präsidenten neigte und

ihm das Papier übergab, auf welches die erwähnte Zeile geschrieben stand, indem er hinzufügte: „Dieser Herr wünscht der Sitzung beiwohnen zu dürfen,“ machte der Präsident eine lebhafte Bewegung der Zustimmung, ergriff eine Feder, schrieb einige Worte an den unteren Rand des Papiers und übergab es dem Thürhüter, indem er sagte: „Lassen Sie den Herrn eintreten.“

Der unglückliche Mann, dessen Geschichte wir hier erzählen, war an der Thür des Saales auf eben der Stelle und in eben der Haltung stehen geblieben, in welcher der Thürhüter ihn verlassen hatte. Er hörte in seiner Träumerei, wie Jemand zu ihm sagte: „Wollen der Herr mir die Ehre erzeigen, mir zu folgen?“ Es war derselbe Thürhüter, der ihm einen Augenblick zuvor den Rücken gewendet hatte, und der ihn jetzt bis zum Boden grüßte. Zugleich übergab er ihm das Papier. Er entfaltete es, und da er sich in der Nähe einer Lampe befand, konnte er lesen: „Der Präsident des Assissengerichts versichert Herrn Madeleine seiner Achtung.“

Er drückte das Papier in der Hand zusammen, als ob diese Worte für ihn einen eigenthümlichen und bitteren Beigeschmack gehabt hätten.

Er folgte dem Thürhüter.

Einige Minuten darauf befand er sich allein in einem getäfelten Kabinet von finsterem Aussehen, beleuchtet durch zwei Kerzen, die auf einem Tische standen, der mit einem grünen Teppich behangen war. Noch tönten ihm an den Ohren die letzten Worte des Thürhüters, der, indem er ihn verließ, sagte:

„Mein Herr, Sie befinden sich hier in dem Rathszimmer; Sie brauchen nur den kupfernen Griff an jener Thür zu drehen und Sie sind in dem Sitzungssaale hinter dem Armsessel des Herrn Präsidenten.“

Diese Worte mischten sich in seine Gedanken mit einer

unbestimmten Erinnerung von engen Gängen und schwarzen Treppen, die er soeben durchschritten.

Der Thürhüter hatte ihn allein gelassen. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Er suchte sich zu sammeln, ohne daß es ihm gelingen wollte; besonders in den Stunden, in denen man es am meisten bedurfte, sich an die brennenden Wirklichkeiten des Lebens anzuklammern, zerreißen in dem Hirn alle Fäden des Gedankens. Er befand sich an dem Orte selbst, an welchem die Richter sich berathen und ihre Urtheile fällen. Er betrachtete mit einer einfältigen Ruhe das friedliche und furchtbare Zimmer, in welchem so viele Existenzen zertrümmert worden waren, in welchem sogleich sein Name ertönen sollte und das in diesem Augenblick sein Schicksal durchschritt. Er betrachtete die Mauer, dann sich selbst und wunderte sich, daß es dies Zimmer und daß er es sei.

Er hatte seit länger als vierundzwanzig Stunden nichts gegessen und war durch die Stöße der Carriole wie zerschlagen, aber er fühlte es nicht; es schien ihm, als empfinde er gar nichts.

Er näherte sich einer schwarzen Tafel, auf welcher unter Glas ein alter eigenhändiger Brief von Jean Nicolas Pache hing, Maire von Paris und Minister, datirt, ohne Zweifel aus Irrthum, vom 9. Juni Jahr II., und in welchem Pache der Gemeinde die Liste der Minister und Deputirten überschickte, die in Haft gehalten wurden. Ein Zeuge, der ihn hätte sehen können, und der ihn in diesem Augenblicke beobachtete, würde sich ohne Zweifel eingebildet haben, daß dieser Brief ihm sehr merkwürdig erschienen, denn er wendete die Augen nicht davon ab und las ihn zwei oder drei Mal. Er las ihn, ohne darauf zu achten und ohne es selbst zu wissen. Er dachte an Fantine und an Cosette.

Träumend wendete er sich um und erblickte den kupfer-

nen Griff der Thür, die ihn von dem Sitzungssaale schied. Er hatte diese Thür beinahe vergessen. Sein Blick, der Anfangs ruhig war, richtete sich darauf, blieb auf den Griff geheftet, wurde dann bestürzt und starr und sprach zuletzt Schrecken aus. Schweißtropfen drangen unter seinen Haaren hervor und rieselten ihm über die Schläfe.

In einem gewissen Augenblicke machte er mit einer Art von Autorität gemischt mit Widerstand eine Bewegung, welche sagen zu wollen schien: „Wahrlich! Wer zwingt dich denn dazu?“ Dann kehrte er sich schnell um, sah vor sich die Thür, durch welche er eingetreten war, ging auf dieselbe zu, öffnete sie und entfernte sich. Er war nicht mehr in dem Zimmer; er war außerhalb desselben, in einem langen schmalen Gange, unterbrochen von Stuben und kleinen Thüren, die alle möglichen Winkel bildeten, hier und dort beleuchtet durch Laternen, welche den Nachtlampen der Kranken glichen. Er befand sich auf eben dem Gange, durch den er eingetreten war. Er athmete auf, er lauschte; kein Geräusch hinter ihm, kein Geräusch vor ihm; er entfloh, als ob man ihn verfolgte.

Als er um mehrere Ecken dieses Ganges gebogen war, horchte er wieder. Noch immer dasselbe Schweigen, dieselben Schatten rings um ihn her. Er war athemlos, er taumelte, er lehnte sich an die Wand. Der Stein war kalt, der Schweiß auf seiner Stirn war eisig; er richtete sich wieder empor.

Jetzt hier, allein, aufrecht stehend in dieser Finsterniß zitternd vor Frost, und vielleicht auch noch aus einer andern Ursache, dachte er.

Er hatte die ganze Nacht gedacht, er hatte den ganzen Tag gedacht; er hörte in sich nur eine Stimme, welche sagte: „Ach, leider!“

So verfloß eine Viertelstunde. Endlich senkte er den Kopf, seufzte qualvoll, ließ die Arme herabhängen und ging

wieder zurück. Er ging langsam und wie niedergeschlagen. Es schien, als hätte ihn Jemand auf seiner Flucht ereilt und holte ihn zurück.

Er trat wieder in das Berathungszimmer. Das Erste, was er bemerkte, war der Thürgriff. Dieser Griff, der rund und von polirtem Kupfer war, funkelte für ihn wie ein furchtbarer Stern. Er starrte ihn an wie ein verirrtes Schaf das Auge des Tigers.

Er konnte seine Augen nicht davon abwenden.

Von Zeit zu Zeit machte er einen Schritt und näherte sich der Thür.

Wenn er gehorcht hätte, so würde er wie eine Art verworrenen Gemurmels in dem anstoßenden Saale vernommen haben; aber er horchte nicht und er hörte auch nichts.

Plötzlich und ohne daß er es selbst wußte, wie das geschah, befand er sich an der Thür und erfaßte krampfhaft den Griff, die Thür öffnete sich.

Er war in dem Sitzungssaale.

IX.

Ein Ort, an welchem sich Ueberzeugungen zu bilden anfangen.

Er that einen Schritt, schloß maschinenmäßig die Thür hinter sich und blieb aufrecht stehend, das betrachtend, was er sah.

Es war ein ziemlich umfangreicher Raum, kaum beleuchtet, bald erfüllt von Lärmen, bald in tiefes Schweigen gehüllt, und in welchem das ganze Wesen eines Criminalprozesses sich mit seinem kleinlichen und finstern Ernste in der Mitte einer zahlreichen Menschenmenge entwickelte.

An einem Ende des Saales, an dem, wo er sich befand, bissen Richter in abgeschabtem Gewande sich die Nägel, oder schlossen die Augen; am andern Ende stand eine zerlumpte Menge. Advokaten in allen Haltungen; Soldaten mit rechtschaffenem und hartem Gesicht; altes fleckiges Tafelwerk, eine schmutzige Decke, Tische, mit mehr gelber als grüner Serge behangen, Thüren, geschwärzt durch die Hände, an Nägeln, die in dem Tafelwerk angebracht waren, verbreiteten Lampen mehr Rauch als Helligkeit; auf den Tischen Lichter in kupfernen Leuchtern; Finsterniß, Häßlichkeit, Traurigkeit; und aus alledem entwickelte sich ein strenger, erhabener Eindruck, denn man fühlte hier, die eine große menschliche Sache, die man das Gesetz nennt, und jene große göttliche Sache, welche man die Gerechtigkeit nennt.

Niemand in dieser Menge achtete auf ihn. Alle Blicke wendeten sich auf einen einzigen Punkt, eine hohe hölzerne Bank, die sich von einer kleinen Thür längs der Mauer links von dem Präsidenten hinzog. Auf dieser Bank, die von mehreren Lichtern beleuchtet wurde, saß ein Mensch zwischen zwei Gensdarmen.

Dieser Mensch war der Angeklagte.

Er suchte ihn nicht, doch sah er ihn. Seine Augen wendeten sich ganz von selbst dahin, als hätte er im Voraus gewußt, wo dieses Gesicht sei.

Er glaubte sich selbst zu erblicken, gealtert ohne Zweifel, nicht vollkommen diesem Gesichte gleich, aber doch ganz ähnlich in der Haltung und dem Aussehen, mit jenen gesträubten Haaren, mit jenem wilden und unruhigen Blicke, jener Blouse, die er an dem Tage getragen hatte, als er D.

betrat, von Haß erfüllt, und in seiner Seele den entsetzlichen Schatz von abscheulichen Gedanken bewahrend, die er seit neunzehn Jahren auf dem Boden des Bagno darin angehäuft hatte.

Er sagte sich bebend: „Mein Gott, soll ich denn wieder so werden?"

Dieses Geschöpf schien wenigstens sechzig Jahr alt zu sein. Es hatte etwas Rohes, Einfältiges und Wildes.

Bei dem Geräusche der sich öffnenden Thür war man bei Seite getreten, um ihm Platz zu machen. Der Präsident hatte den Kopf umgewendet, und da er errieth, daß der Eingetretene der Herr Maire von M. am M. sei, hatte er ihn gegrüßt. Der General-Advokat, der Herrn Madeleine in M. am M. gesehen hatte, wohin Amtspflichten ihn mehr als einmal riefen, erkannte ihn und grüßte ihn ebenfalls. Er bemerkte es kaum. Er war die Beute einer Art von Luftspiegelung; er starrte vor sich hin.

Richter, ein Schreiber, Gensdarmen, eine Menge von grausam neugierigen Köpfen, das Alles hatte er schon einmal gesehen, einst, vor 27 Jahren. Diese verhängnißvollen Dinge fand er hier wieder; sie waren da, sie regten sich, sie existirten; es war nicht mehr eine Anstrengung seines Gedächtnisses, eine Spiegelung seiner Gedanken, sondern es waren wirkliche Gensdarmen und wirkliche Richter, eine wirkliche Menge und wirkliche Menschen von Fleisch und Bein. Es war geschehen; er sah rings um sich her mit alle Dem, was die Wirklichkeit Furchtbares hat, die entsetzlichen Erscheinungen seiner Vergangenheit wieder auftauchen und sich beleben.

Das Alles gähnte ihn an.

Er empfand Entsetzen, schloß die Augen und rief im Tiefsten seiner Seele: „Niemals!"

Und durch ein tragisches Spiel des Schicksals, welches alle seine Gedanken erzittern und ihn beinahe wahnsinnig

machte, war es ein anderes Ich, welches dort sich befand! Diesen Menschen, den man richtete, nannten Alle Jean Valjean!

Er hatte vor seinen Augen eine unerhörte Vision, eine Art von Wiederholung des fürchterlichsten Augenblicks in seinem Leben, gespielt durch sein Phantom.

Alles war da; dieselbe Umgebung, dieselbe Stunde der Nacht, beinahe dieselben Gesichter der Richter, der Soldaten und der Zuschauer. Nur hing über dem Kopfe des Präsidenten ein Cruzifix, etwas, das in den Zeiten seiner Verurtheilung den Gerichtshöfen mangelte. Als man ihn richtete, war Gott abwesend.

Ein Stuhl stand hinter ihm. Er ließ sich darauf niedergleiten, erschreckt durch den Gedanken, daß man ihn sehen könnte. Als er saß, benutzte er eine Menge aufgehäufter Pappkasten auf dem Bureau der Richter, um sein Gesicht dem ganzen Saal zu entziehen. Er konnte jetzt sehen, ohne gesehen zu werden. Er kehrte vollständig zu dem Gefühl der Wirklichkeit zurück; nach und nach sammelte er sich. Er gelangte zu jener Ruhe, in welcher es möglich ist, zu hören. Herr Bamatabois war unter den Geschwornen.

Er suchte Javert, aber er sah ihn nicht. Die Zeugenbank war durch den Tisch des Gerichtsschreibers verdeckt, und dann war auch, wie wir erwähnten, der Saal kaum erleuchtet.

In dem Augenblick, als er eingetreten war, beendigte der Advocat des Angeklagten seine Vertheidigungsrede. Die Aufmerksamkeit Aller war auf den höchsten Grad gestiegen; die Angelegenheit dauerte seit drei Stunden. Seit drei Stunden sah die Menge unter dem Gewicht einer fürchterlichen Wahrscheinlichkeit einen Menschen zusammenbrechen, einen Unbekannten, eine Art von elendem Wesen, im höchsten Grade einfältig, oder im höchsten Grade gewandt. Dieser Mensch war, wie man bereits weiß, ein Vagabond, den man

auf einem Felde gefunden hatte, einen Zweig mit reifen Aepfeln tragend, der in einem benachbarten Obstgarten, der Garten Pierron genannt, abgebrochen worden war. Wer war dieser Mensch? Eine Untersuchung hatte stattgefunden, Zeugen waren vernommen worden, Alle stimmten mit einander überein, es war helles Licht auf diese Verhandlung gefallen. Die Anklage sagte: Wir haben nicht nur einen Obstdieb gefangen, sondern einen Landstreicher; wir haben hier in unsern Händen einen Banditen, einen Rückfälligen, der seinen Bann gebrochen hat, einen ehemaligen Galeerensträfling, eines der gefährlichsten Ungeheuer, einen Missethäter, Namens Jean Valjean, den die Gerechtigkeit seit langer Zeit schon sucht und der vor Jahren, als er das Bagno von Toulon verließ, einen Straßenraub mit bewaffneter Hand an einem Savoyardenknaben verübte, der der kleine Gervais hieß, ein Verbrechen, welches der Artikel 383 des Strafcodex vorausgesehen hat, und wegen dessen wir ihn später zu verfolgen uns vorbehalten, wenn die Identität gerichtlich erwiesen ist. Er hat neuerdings wieder einen Diebstahl begangen. Das ist ein Fall des Rückfalles. Man verurtheilt ihn jetzt für den neuen Fall; er wird dann später wegen des alten gerichtet werden. — Vor dieser Anklage, vor der Einstimmigkeit der Zeugen schien der Angeklagte ganz verwundert zu sein. Er machte Bewegungen und Zeichen, welche Nein sagen wollten, oder er sah an die Decke. Er sprach nur mühsam, antwortete voll Verlegenheit, aber seine ganze Person vom Kopf bis zu den Füßen leugnete. Er glich einem Stumpfsinnigen gegenüber all diesen verständigen Menschen, die in Schlachtordnung um ihn her aufgestellt waren, und war wie ein Fremder in der Mitte dieser Gesellschaft, die ihn erfaßte. Gleichwohl handelte es sich für ihn um die drohendste Zukunft. Die Wahrscheinlichkeit wuchs mit jeder Minute, und die ganze versammelte Menge sah mit mehr Angst als er selbst dem

traurigen Urtheilsspruche entgegen, der mehr und mehr über seinem Haupte schwebte. Eine Möglichkeit ließ selbst außer dem Bagno die Todesstrafe erblicken, wenn die Identität erkannt wurde, und die Angelegenheit des kleinen Gervais später durch eine Verurtheilung endete. Was war denn das für ein Mensch? Welcher Art war seine Apathie? War es Stumpfsinn oder List? Begriff er zu gut, oder begriff er gar nicht? Fragen, welche die Menge uneinig machte und von den Geschworenen getheilt zu werden schienen. Es lag in diesem Proceß etwas von dem, was erschreckt, und von dem, was spannt. Das Drama war nicht nur finster, sondern auch unaufgeklärt.

Der Vertheidiger hatte ziemlich gut gesprochen, in jener Provinzialsprache, welche lange Zeit die Beredsamkeit der Gerichtsschranken bildete, und deren sich früher alle Advocaten bedienten, sowohl in Paris wie in Romorantin oder Montbrison, welche aber jetzt, da sie klassisch geworden ist, nur noch von den officiellen Rednern gesprochen wird, denen sie durch ihren ernsten Klang und ihre majestätische Haltung geziemt; die Sprache, in welcher der Mann ein Gatte genannt wird, die Frau eine Gattin, Paris der Mittelpunkt der Künste und der Civilisation, der König der Monarch, der Bischof ein heiliger Hoherpriester, der Generaladvocat der beredte Dolmetscher der öffentlichen Anklage, die Vertheidigungsreden die Stimmen, die man gehört hat, das Jahrhundert Ludwig's XIV. das große Jahrhundert, ein Theater der Tempel Melpomene's, die regierende Familie das erhabene Blut unserer Könige, ein Concert eine musikalische Feierlichkeit, der commandirende General des Departements der berühmte Krieger, welcher u. s. w., die Zöglinge des Seminars die jugendlichen Priester, die Irrthümer, welche den Zeitungen zur Last gelegt werden der Betrug, welcher sein Gift in

den Spalten dieser Organe ausspritzt u. s. w. Der Advocat hatte also den Anfang damit gemacht, sich über den Aepfeldiebstahl auszusprechen — eine Sache, die für den schönen Styl unbehaglich war; aber Bénigne Bossuet selbst ist gezwungen gewesen, bei einer Grabrede auf ein Huhn anzuspielen, und hat sich glänzend aus der Verlegenheit gezogen. Der Advocat hatte dargethan, daß der Aepfeldiebstahl nicht materiell bewiesen wäre.

Sein Client, den er in seiner Eigenschaft als Vertheidiger fortwährend Champmathieu nannte, war von Niemandem dabei gesehen worden, wie er die Mauer überstieg und den Ast abbrach. — Man hatte ihn arretirt, in der Hand diesen Ast (den der Vertheidiger lieber Zweig nannte) — aber er hatte versichert, denselben auf der Erde gefunden und aufgehoben zu haben. Wo war der Beweis des Gegentheiles? — Ohne Zweifel war dieser Ast von dem Herumtreiber abgebrochen und nach der Mauerübersteigung gestohlen, dann aber in der Angst fortgeworfen worden; ohne Zweifel gab es einen Dieb — aber was bewies denn, daß Champmathieu dieser Dieb war? Ein einziger Umstand. Seine Eigenschaft als ehemaliger Sträfling. Der Vertheidiger leugnete nicht, daß diese Eigenschaft unglücklicherweise sehr erwiesen zu sein schien; der Angeklagte hatte in Faverolles gelebt; der Angeklagte war dort Baumputzer gewesen. der Name Champmathieu konnte wohl zum Ursprung den Namen Jean Mathieu haben. Das Alles war wahr; endlich hatten vier Zeugen, ohne sich zu besinnen und ganz entschieden Champmathieu als den ehemaligen Galeerensträfling Jean Valjean wieder erkannt. Diesen Angaben, diesen Zeugenaussagen konnte der Vertheidiger nichts entgegen setzen, als das Leugnen seines Clienten, ein sehr eigennütziges Leugnen; allein angenommen selbst, daß er der Züchtling Jean Valjean war, bewies dies, daß er auch der Aepfeldieb war? Das war höchstens eine Vermuthung, keineswegs ein Be-

weis. Der Angeklagte, dies war allerdings wahr, und der Vertheidiger mußte in seiner Aufrichtigkeit das zugeben, hatte ein schlechtes Vertheidigungssystem angenommen. Er beharrte dabei, Alles zu leugnen, den Diebstahl sowohl, wie seine Eigenschaft als Sträfling. Ein Geständniß in dieser letztern Beziehung wäre ganz gewiß besser gewesen und hätte ihm die Nachsicht seiner Richter gewonnen; der Vertheidiger hatte es ihm gerathen; aber der Angeklagte wies es hartnäckig zurück, indem er wahrscheinlich glaubte, Alles zu retten, indem er nichts gestand. Das war ein Unrecht. Aber mußte man nicht den beschränkten Verstand in Anschlag bringen? Dieser Mensch war sichtlich stumpfsinnig. Ein langes Unglück im Bagno, ein langes Elend außer dem Bagno hatten ihn verdummt u. s. w. Er vertheidigte sich schlecht; war das aber ein Grund, ihn zu verurtheilen? Was die Angelegenheit mit dem kleinen Gervais betraf, so hatte der Advocat sie nicht zu berühren, da sie nicht zu der Sache gehörte. Der Advocat schloß, indem er die Jury und den Gerichtshof bat, wenn die Identität Jean Valjean's ihnen erwiesen erscheine, ihn der Polizeistrafe zu unterwerfen, welche den Verurtheilten wegen des Bruchs seines Bannes trifft, und nicht der furchtbaren Züchtigung, die auf den rückfälligen Züchtling fällt.

Der Generaladvokat antwortete dem Vertheidiger. Er war heftig und blumenreich, wie es gewöhnlich die Generaladvokaten sind.

Er wünschte dem Vertheidiger Glück zu seiner Aufrichtigkeit und benutzte geschickt eben diese Aufrichtigkeit. Er griff den Angeklagten durch alle die Zugeständnisse an, die der Advokat gemacht hatte. Der Vertheidiger schien einzugestehen, daß der Angeklagte Jean Valjean sei. Er faßte dies auf. Der Mensch war also Jean Valjean, dies war durch die Anklage erwiesen und konnte nicht mehr bestritten werden. Durch eine geschickte Antonomasie zu dem Ursprung

und den Ursachen der Strafbarkeit zurückgehend, donnerte der Generaladvokat hier gegen die Unmoralität der romantischen Schule, die damals ihre Morgenröthe unter dem Namen satanische Schule hatte, welche die Kritiker der Quotidienne und der Oriflamme ihr gaben; er schrieb nicht ohne Wahrscheinlichkeit dem Einflusse dieser verderbten Literatur das Vergehen Champmathieu's zu, oder besser gesagt, Jean Valjean's. Als diese Betrachtungen erschöpft waren, ging er auf Jean Valjean selbst über. Wer war dieser Jean Valjean? Beschreibung desselben; ein ausgespienes Ungeheuer. Das Muster dieser Art von Beschreibungen ist in dem Berichte des Theramenes enthalten, der für das Trauerspiel nicht nützlich ist, welcher aber der richterlichen Beredtsamkeit täglich große Dienste leistet. Die Zuhörer und die Geschwornen „erbebten". Als die Beschreibung beendigt war, fuhr der Generaladvokat mit einer rednerischen Wendung, geeignet, am nächsten Morgen im höchsten Grade den Enthusiasmus der Präfecturzeitung zu erregen, fort: — und ein solcher Mensch u. s. w. u. s. w., Herumtreiber, Bettler, ohne Existenzmittel u. s. w. u. s. w., durch sein vergangenes Leben an strafbare Handlungen gewöhnt und durch seinen Aufenthalt im Bagno nur wenig gebessert, wie das an dem kleinen Gervais begangene Verbrechen beweist u. s. w. u. s. w., ein solcher Mensch wird auf der öffentlichen Landstraße bei dem Diebstahl ertappt, einige Schritt von einer erstiegenen Mauer, in der Hand noch den gestohlenen Gegenstand haltend, leugnet aber das Vergehen, den Diebstahl, die Mauerübersteigung, leugnet Alles, sogar seinen Namen, sogar seine Identität! Außer hundert andern Beweisen, auf die wir nicht zurückgehen, erkennen ihn vier Zeugen: Javert, der ehrenwerthe Polizeiinspector Javert, und drei der ehemaligen Genossen seiner Schmach, die Züchtlinge Brevet, Chenildieu und Cochepaille. Was setzt er dieser niederschmetternden Einstimmigkeit ent-

gegen? Er leugnet. Welche Verhärtung! Sie werden Gerechtigkeit üben, meine Herren Geschwornen u. s. w. u. s. w."

Während der Generaladvokat sprach, hörte der Angeklagte mit offenem Munde zu, mit einer Art von Staunen, in welche sich einige Bewunderung mischte. Offenbar war er überrascht, daß ein Mensch so sprechen könnte. Von Zeit zu Zeit, bei den „energischesten" Augenblicken der Verhandlung, in jenen Momenten, wo die Beredtsamkeit, die sich nicht halten kann, in einem Strome von beschimpfenden Ausdrücken überfließt, und den Angeklagten wie mit einem Sturme umhüllt, bewegte er langsam den Kopf von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten, eine Art traurigen und stummen Protestes, mit dem er sich seit dem Beginn der Debatten begnügte. Zwei oder drei Mal hörten die Zuschauer, die ihm am nächsten saßen, wie er mit leiser Stimme sagte: „Das kommt davon her, daß ich Herrn Baloup nicht gefragt habe!" — Der Generaladvokat macht die Jury auf diese einfältige Haltung aufmerksam, die offenbar berechnet war, und nicht die Einfalt, sondern die Gewandtheit, die List, die Gewohnheit, die Justiz zu hintergehen, verrieth, und „die tiefe Verderbniß" dieses Menschen in das hellste Licht stellte. Er schloß, indem er seinen Vorbehalt in Beziehung auf die Angelegenheit des kleinen Gervais machte, und eine strenge Verurtheilung beantragte.

Das war für diesen Fall, wie man sich erinnern wird, lebenslängliche Zwangsarbeit.

Der Vertheidiger stand auf, machte den Anfang damit, dem Herrn Generaladvokaten über seine bewunderenswürdige Rede Glück zu wünschen, und replicirte dann, wie er vermochte, aber er wurde schwach, und offenbar wich ihm der Boden unter den Füßen.

X.

Das System des Leugnens.

Der Augenblick, die Debatten zu schließen, war gekommen. Der Präsident ließ den Angeklagten aufstehen und richtete an ihn die übliche Frage: „Haben Sie Ihrer Vertheidigung noch irgend etwas hinzuzufügen?"

Der Mensch, der aufrecht dastand, eine abscheuliche alte Mütze in seinen Händen drehend, schien ihn nicht zu hören.

Der Präsident wiederholte die Frage.

Diesmal hörte der Mensch. Er schien zu begreifen. Er machte eine Bewegung, wie Jemand, der erwacht, ließ die Augen umherschweifen, blickte auf das Publikum, die Gensdarmen, seinen Vertheidiger, die Geschwornen, den Gerichtshof, legte seine gewaltige Faust auf den Rand der vor ihm stehenden Barriere, blickte wieder umher, und seine Augen auf den Generaladvokaten richtend, begann er plötzlich zu sprechen. Es war wie ein gewaltiger Ausbruch. Nach der Art, wie die Worte seinem Munde entströmten, unzusammenhängend und ungestüm, abgestoßen, bunt untereinander, schien es, als ob sie sich drängten, alle zugleich herauszukommen. Er sagte:

„Ich habe das zu sagen. Ich bin Schmied in Paris gewesen, selbst bei Herrn Baloup. Das ist eine harte Beschäftigung in der Schmiederei, man arbeitet immer in freier Luft, auf den Höfen, unter Schuppen bei guten Herren,

nie in geschlossenen Werkstätten, weil man viel Platz braucht, sehen Sie. Im Winter friert man so sehr, daß man die Arme über einander schlägt, um sich zu erwärmen, aber die Herren wollen das nicht; sie sagen, darüber ginge Zeit verloren. Das Eisen zu handhaben, während Eis zwischen den Pflastersteinen ist, das ist eine harte Sache. Das nutzt schnell einen Menschen ab. Man wird bei der Beschäftigung alt, wenn man noch ganz jung ist. Mit vierzig Jahren ist ein Mensch zu Ende. Ich war 53 Jahr alt und hatte viele Leiden, und dann sind wir Arbeiter auch so boshaft! Wenn ein Mensch nicht mehr jung ist, dann heißt er bei Allen „Alter Zeisig, Alter Dummkopf!“ Ich verdiente nur noch dreißig Sous täglich; man bezahlte mich so schlecht als möglich; die Meister zogen Nutzen aus meinem Alter. Dabei hatte ich meine Tochter, die Wäscherin am Flusse war. Sie verdiente ihrerseits auch ein wenig; für uns beide ging das. Sie hatte auch viel Mühe. Den ganzen Tag in einem Kübel zu stehen bis zum halben Körper, im Regen, im Schnee, im Winde, der einem das Gesicht zerschneidet; wenn es auch friert, das ist Alles Eins, es muß gewaschen werden; es giebt Menschen, die nicht viel Wäsche haben, und die darauf warten; wenn man nicht gleich waschen wollte, würde man die Kunden verlieren. Die Bretter sind schlecht zusammengefügt, und es kommen überall Wassertropfen durch. Die Röcke werden ganz naß oben und unten. Das drückt auf die Knochen. Sie hat auch in dem Waschhause der Enfants Rouges gewaschen, wo das Wasser durch Hähne eingelassen wird. Man steht nicht in dem Kübel. Man wäscht vor sich an dem Hahne, und ringt hinter sich in das Becken aus. Da das geschlossen ist, friert man weniger am Körper. Aber es giebt einen gewaltigen heißen Wasserdunst, der die Augen verdirbt. Sie kam um sieben Uhr Abends nach Hause und legte sich schnell nieder,

sie war so ermüdet. Ihr Mann schlug sie. Sie ist gestorben. Wir sind nicht sehr glücklich gewesen. Sie war eine brave Tochter, die nicht auf den Ball ging und sehr ruhig war. Ich erinnere mich noch an einen Fastnachtsdienstag, wo sie um acht Uhr zu Bette ging. So ist es. Ich sage die Wahrheit. Sie brauchen nur zu fragen. Ach ja wohl, zu fragen, wie dumm ich bin! Paris ist ein Abgrund. Wer kennt den Vater Champmathieu? Ich nenne Ihnen aber doch Herrn Baloup. Sprechen Sie doch Herrn Baloup. Weiter weiß ich nicht, was man von mir will."

Der Mensch schwieg und blieb stehen. Er hatte alle diese Dinge mit lauter, schneller, rauher, harter und heiserer Stimme gesprochen, mit einer Art gereizter und wilder Natürlichkeit. Einmal hatte er sich unterbrochen, um Jemand unter der Menge zu grüßen. Die Art von Versicherungen, die er, wie zufällig, vor sich hin zu werfen schien, kamen aus ihm heraus wie Schluchzen, und jedesmal fügte er die Bewegung eines Menschen hinzu, der Holz spaltet. Als er zu Ende war, brachen die Zuhörer in lautes Gelächter aus. Er betrachtete das Publikum, und da er sah, daß man lachte, und nicht begriff, worüber, lachte er selbst mit.

Das hatte etwas Finsteres.

Der Präsident, der aufmerksam und wohlwollend war, erhob die Stimme.

Er erinnerte die Herren Geschwornen daran, daß der Herr Baloup, der ehemalige Schmiedemeister, bei welchem der Angeklagte gedient zu haben behauptete, offenbar vergeblich citirt worden sei. Er hätte Bankerott gemacht und wäre nicht aufzufinden gewesen. — Dann wendete er sich zu dem Angeklagten, forderte ihn auf zu vernehmen, was er ihm sagen würde und fügte hinzu:

„Sie befinden sich in einer Lage, die Ueberzeugung erfordert. Die ernstesten Verdachtsgründe lasten auf Ihnen

und können eine sehr strenge Strafe zur Folge haben. Angeklagter, zu ihrem eigenen Besten fordere ich Sie zum letzten Male auf, sich klar und deutlich über die beiden Thatsachen auszusprechen: — Erstens, haben sie die Mauer des Gartens in Pierron überstiegen, — ja oder nein, — den Ast abgebrochen und die Aepfel gestohlen, das heißt, haben Sie das Verbrechen eines Diebstahls mit Einbruch begangen? — Zweitens, — ja oder nein, — sind Sie der entlassene Galeerensträfling Jean Valjean?"

Der Angeklagte schüttelte den Kopf mit pfiffigem Wesen, wie ein Mensch, der wohl verstanden hat, und der weiß, was er antwortet. Er öffnete den Mund, wendete sich gegen den Präsidenten und sagte:

„Zunächst —"

Dann sah er auf seine Mütze, blickte nach der Decke und schwieg.

„Angeklagter", nahm der General-Advokat mit strengem Tone das Wort, „achten Sie wohl auf. Sie antworten auf Nichts von Dem wonach man Sie fragt. Ihre Unruhe verurtheilt Sie. Es ist offenbar, daß Sie nicht Champmathieu heißen, sondern daß Sie der Züchtling Jean Valjean sind, der sich zuerst unter dem Namen Jean Mathieu, welches der Name seiner Mutter war, verborgen hat, daß Sie nach der Auvergne gingen, daß Sie in Faverolles geboren sind, wo Sie Baumputzer waren. Es ist offenbar, daß Sie durch Mauerübersteigung Aepfel aus dem Garten in Pierron gestohlen haben. Die Herren Geschwornen werden darüber urtheilen."

Der Angeklagte hatte sich wieder gesetzt. Als der General-Advokat endete, stand er heftig auf und rief:

„Sie sind sehr boshaft, Sie! Das ist es, was ich sagen wollte. Ich fand das nicht gleich. Ich habe nichts gestohlen; ich bin ein Mensch, der nicht alle Tage ißt. Ich kam von Ailly; ich ging durch die Gegend nach einem

Regengusse, der das Feld ganz gelb gemacht hatte, so daß selbst die Pfützen übertraten und daß am Rande der Straße mehr Sand als Gras zu sehen war; ich fand einen abgebrochenen Zweig, an dem Aepfel saßen, und ich nahm den Zweig auf, ohne zu denken, daß das für mich bös werden könnte. Seit drei Monaten bin ich nun im Gefängniß und man verspottet mich. Weiter kann ich nichts sagen; man spricht gegen mich und sagt mir: Antworte! Der Gensdarm, der ein guter Junge ist, stößt mich mit dem Ellenbogen und sagte leise: „Antworte doch!" — Ich kann mich nicht so ausdrücken, ich; ich habe nicht studirt; ich bin ein armer Mensch. Da hat man Unrecht, das nicht zu sehen. Ich habe nicht gestohlen; ich habe nur vom Boden aufgehoben, was dalag. Sie sagen Jean Valjean! Jean Mathieu! Ich kenne die Leute nicht. Das sind Dorfbewohner. Ich habe bei Herrn Baloup gearbeitet, Boulevard de l'Hopital. Ich heiße Champmathieu. Sie sind sehr boshaft, daß Sie mir sagen, wo ich geboren bin. Ich weiß es nicht. Es hat nicht alle Welt Häuser, um darin auf die Welt zu kommen. Das wäre zu bequem. Ich glaube, daß mein Vater und meine Mutter Leute waren, die auf den Landstraßen umherzogen; ich weiß es übrigens nicht. Als ich ein Kind war, nannte man mich Kleiner; jetzt nennt man mich Alter. Das sind Taufnamen. Nehmen Sie das, wie Sie wollen. Ich bin in Auvergne gewesen; ich bin in Faverolles gewesen. Pardi! Nun gut! Kann man nicht in Auvergne und in Faverolles gewesen sein, ohne deshalb auf den Galeeren gewesen zu sein? Ich sagte Ihnen, daß ich nicht gestohlen habe und daß ich der Vater Champmathieu bin. Ich bin bei Herrn Baloup gewesen; ich habe meinen eigenen Haushalt gehabt. Sie langweilen mich zuletzt mit allen Ihren Dummheiten! Weshalb ist denn die Welt hinter mir her, wie erbittert?"

Der General-Advokat war stehen geblieben; er wendete sich zu dem Präsidenten.

„Herr Präsident, in Erwägung des sehr verwegenen, aber sehr gewandten Leugnens von Seiten des Angeklagten, der für stumpfsinnig erscheinen möchte, dem dies aber nicht gelingen wird, — darauf machen wir ihn aufmerksam — tragen wir darauf an, daß es Ihnen und dem Gerichtshofe gefällig sein möge, aufs Neue vor die Schranken die Sträflinge Brevet, Cochepaille und Chenildieu, sowie den Polizei-Inspektor Javert zu berufen, und sie zum letzten Male über die Identität des Angeklagten mit dem entlassenen Sträflinge Jean Valjean zu vernehmen."

„Ich mache dem Herrn General-Advokaten bemerklich," sagte der Präsident, „daß der Polizei-Inspektor Javert, durch sein Amt nach einem benachbarten Arrondissement zurückberufen, die Sitzung und sogar die Stadt verlassen hat, sobald er seine Aussage gemacht hatte. Wir haben ihm die Erlaubniß dazu ertheilt, mit der Zustimmung des Herrn General-Advokaten selbst, sowie der des Vertheidigers des Angeklagten."

„Das ist richtig, Herr Präsident," entgegnete der General-Advocat. In Abwesenheit des Herrn Javert glaube ich den Herren Geschworenen in das Gedächtniß zurückrufen zu müssen, was er vor wenigen Stunden hier ausgesagt hat. Javert ist ein geachteter Mensch, der durch seine strenge und unbedingte Rechtschaffenheit sein untergeordnetes aber wichtiges Amt ehrt. — Hier die Worte seines Zeugnisses: „Ich bedarf nicht einmal der moralischen Vermuthungen und der materiellen Beweise, welche das Leugnen des Angeklagten Lügen strafen. Ich erkenne ihn unbedingt. Dieser Mensch heißt nicht Champmathieu; er ist ein ehemaliger sehr boshafter und sehr gefürchteter Sträfling, Namens Jean Valjean. Man hat ihn bei Ablauf seiner Strafzeit nur mit dem größten Widerwillen frei gelassen.

Er hat wegen eines ausgezeichneten Diebstahls neunzehn Jahre Zwangsarbeit erduldet. Er hat fünf Mal versucht, zu entfliehen. Außer dem Diebstahl an dem kleinen Gervais und in dem Garten Pierron, halte ich ihn auch noch im Verdacht eines anderen Diebstahls, der bei Seiner Hochwürden dem verstorbenen Bischof von D... verübt worden ist. Ich habe ihn oft gesehen, als ich Hülfsaufseher im Bagno von Toulon war. Ich wiederhole, daß ich ihn ganz entschieden wiedererkenne."

Diese so bestimmte Aussage schien einen lebhaften Eindruck auf das Publikum und auf die Jury zu machen. Der General-Advocat schloß, indem er darauf bestand, daß in Ermangelung Javerts die drei Sträflinge Brevet, Chenildieu und Cochepaille nochmals vernommen und feierlich ermahnt werden sollten.

Der Präsident ertheilte einem Gerichtsboten den Befehl, und den Augenblick darauf öffnete sich die Thür des Zeugenzimmers. Der Gerichtsbote, begleitet von einem Gensdarmen, der bereit war, ihm Beistand zu leisten, führte den Sträfling Brevet herein. Das Auditorium war in Spannung und Aller Herzen pochten, als hätten sie nur eine Seele.

Der ehemalige Galeerenzüchtling Brevet trug den schwarz- und grauen Anzug der Central-Strafhäuser. Brevet war ein Mensch von ungefähr sechzig Jahren und hatte das Gesicht eines Geschäftsmannes und das Wesen eines Schelmes. Das verträgt sich zuweilen mit einander. Er war in dem Gefängniß, wohin ihn neue Vergehungen geführt hatten, eine Art von Aufseher. Er war ein Mensch, von welchem die Vorgesetzten sagten: „Er sucht sich nützlich zu machen." Die Geistlichen gaben ihm ein gutes Zeugniß wegen seiner religiösen Gewohnheiten. Man darf nicht vergessen, daß dies unter der Restauration geschah.

„Brevet,“ sagte der Präsident, „Ihr habt eine entehrende Strafe erlitten und dürft daher keinen Eid leisten.“

Brevet senkte die Augen.

„Indeß,“ fuhr der Präsident fort, „kann selbst in dem Menschen, den das Gesetz erniedrigt hat — wenn die göttliche Barmherzigkeit es gestattet — noch ein Ueberbleibsel des Gefühles der Ehre und der Rechtschaffenheit bestehen. Dieses Gefühl rufe ich in der gegenwärtigen entscheidenden Stunde. Lebt es noch in Euch, — und ich hoffe dies — so überlegt, ehe Ihr mir antwortet; erwäget, daß auf der einen Seite ein Mensch steht, den ein Wort von Euch verderben kann, und auf der andern die Gerechtigkeit, welche ein Wort von Euch aufzuklären vermag. Der Augenblick ist feierlich und noch ist es Zeit, Eure Aussage zurück zu nehmen, wenn Ihr glaubt, daß Ihr Euch geirrt habt. — Angeklagter, stehen Sie auf. — Brevet, seht Euch den Angeklagten genau an, und sagt bei Eurer Seele und Eurem Gewissen, ob Ihr dabei beharrt, in diesem Menschen Euren ehemaligen Bagno-Genossen Jean Valjean zu erkennen.“

Brevet betrachtete den Angeklagten und wendete sich dann gegen den Gerichtshof.

„Ja, mein Herr Präsident. Ich habe ihn zuerst erkannt und ich bleibe dabei. Dieser Mensch ist Jean Valjean, der 1796 nach Toulon kam und es 1815 wieder verließ. Ich bin das Jahr darauf frei geworden. Er sieht jetzt aus, wie ein dummes Thier; dann wird das Alter ihn verdummt haben. Im Bagno war er verstockt. Ich erkenne ihn ganz entschieden.“

„Setzt Euch,“ sagte der Präsident. „Angeklagter, bleiben Sie stehen.“

Man führte Chenildieu herein, der für Lebenszeit verurtheilt war, wie dies seine rothe Jacke und seine grüne Mütze andeuteten. Er erduldete seine Strafe im Bagno

von Toulon, von wo man ihn dieses Prozesses wegen hatte kommen lassen. Er war ein kleiner Mensch von ungefähr fünfzig Jahren, lebhaft, rundlich, schmächtig, gelb, frech, fieberhaft und hatte in allen seinen Gliedern, in seiner ganzen Person eine Art krankhafter Schwäche, in seinem Blicke aber eine ungeheure Kraft. Seine Bagno-Genossen hatten ihm den Beinamen Ich-leugne-Gott (Je-nie-Dieu) gegeben.

Der Präsident richtete an ihn ungefähr dieselben Worte wie an Brevet. Als er ihn daran erinnerte, daß seine Entehrung ihn des Rechtes beraubte, einen Eid zu leisten, erhob Chenildieu den Kopf und sah die versammelte Menge fest an. Der Präsident forderte ihn auf, sich zu sammeln, und fragte ihn dann, wie er Brevet gefragt hatte, ob er dabei beharre, den Angeklagten zu erkennen.

Chenildieu lachte laut.

„Pardieu! Ob ich ihn erkenne! Wir sind fünf Jahre lang an dieselbe Kette geschmiedet gewesen. — Du trotzest also, mein Alter?"

„Setzt Euch!" sagte der Präsident.

Der Gerichtsbote führte Cochepaille herbei; jenen andern lebenslänglich Verurtheilten, der aus dem Bagno geholt worden und eben so, wie Chenildieu, gekleidet war. Er war ein Bauer aus Lourdes, ein halber Bär der Pyrenäen. Er hatte die Heerden in den Gebirgen geweidet und aus einem Hirten war er allmälig ein Räuber geworden. Er war nicht weniger wild wie der Angeklagte und schien noch einfältiger zu sein. Er war einer jener unglücklichen Menschen, welche die Natur als wilde Thiere anlegt und welche die menschliche Gesellschaft zu Galeerenzüchtlingen ausarbeitet.

Der Präsident versuchte es, ihn durch einige pathetische und ernstliche Worte aufzuregen und fragte ihn dann eben so wie die beiden Anderen, ob er ohne Zögern und Unruhe

dabei beharre, den vor ihm stehenden Menschen zu erkennen.

„Es ist Jean Valjean,“ sagte Cochepaille. „Man nannte ihn auch Jean-Hebewinde, so stark ist er.“

Jede dieser Versicherungen der drei Menschen, offenbar aufrichtig und mit Ueberzeugung gegeben, rief in der Zuhörerschaft ein Gemurmel hervor, welches für den Angeklagten von schlechter Vorbedeutung war, ein Gemurmel, welches sich steigerte und verlängerte, so oft eine neue Bestätigung zu der vorigen hinzukam. Der Angeklagte hatte diese Aussagen mit jenem verwunderten Gesichte angehört, welches der Anklage zufolge sein vorzüglichstes Vertheidigungsmittel war. Bei der ersten hatten die Gensdarmen, seine Nachbarn, ihn zwischen den Zähnen brummen hören: „Nun! Das ist Einer!“ — Nach der zweiten sagte er etwas lauter und beinahe mit zufriedenem Wesen: „Gut!“ Und nach der dritten rief er aus: „Herrlich!“

Der Präsident sagte zu ihm:

„Angeklagter, Sie haben gehört! Was entgegnen Sie darauf?“

Er antwortete:

„Ich sage — herrlich!“

Es zeigte sich unter dem Publikum einige Unruhe und steckte beinahe auch die Geschwornen an.

„Gerichtsdiener, schaffen Sie Ruhe. — Ich werde die Debatte schließen.

In diesem Augenblicke entstand neben dem Präsidenten eine Bewegung. Man hörte eine Stimme laut rufen:

„Brevet, Chenildieu, Cochepaille! Seht hier her!“

Alle die, welche diese Stimme hörten, fühlten sich erstarren, so klagend und fürchterlich klang sie. Die Augen richteten sich nach dem Punkte, von wo sie ertönte. Ein Mann, der unter den bevorrechtigten Zuhörern hinter dem Gerichtshofe gesessen und eben aufgestanden war, hatte die

niedere Thür geöffnet, welche das Tribunal von dem Auditorium trennte und stand mitten in dem Saale. Der Präsident, der General-Advokat, Herr Bamatabois und zwanzig andere Personen erkannten ihn und riefen zugleich:

„Herr Madeleine!“

XI.

Champmathieu wundert sich immer mehr und mehr.

Er war es in der That. Die Lampe des Gerichtsschreibers beleuchtete sein Gesicht. Er hatte seinen Hut in der Hand. Es herrschte keine Unordnung in seiner Kleidung, sein Ueberrock war sorgfältig zugeknöpft. Er war sehr blaß und zitterte leise. Sein Haar, grau noch in dem Augenblicke seiner Ankunft in Arras, war jetzt ganz weiß. Es war seit der Stunde, seit welcher er sich hier befand, erbleicht.

Alle Köpfe richteten sich empor. Die Aufregung war unbeschreiblich. Es entstand in dem Auditorium ein Augenblick der Spannung. Die Stimme war so durchdringend gewesen, der Mann schien so ruhig zu sein, daß man im ersten Augenblick nichts begriff. Man fragte sich, wer gerufen hätte. Man konnte nicht glauben, daß dieser Mensch einen so entsetzlichen Schrei ausgestoßen hätte.

Diese Unentschiedenheit währte nur einige Sekunden. Noch ehe der Präsident und der General-Advokat ein Wort zu sagen vermochten, ehe die Gensdarmen und die Gerichtsboten eine Bewegung machen konnten, war der Mann, den

Alle in diesem Augenblick noch Herr Madeleine nannten, gegen die Zeugen Cochepaille, Brevet und Chenildieu vorgetreten.

„Ihr kennt mich nicht?“ fragte er.

Alle drei waren verdutzt und deuteten durch ein Zeichen des Kopfes an, daß sie ihn nicht kannten. Cochepaille, der eingeschüchtert war, grüßte militärisch.

Herr Madeleine wendete sich gegen die Geschwornen und gegen den Gerichtshof, und sagte mit sanfter Stimme:

„Meine Herrn Geschwornen, lassen Sie den Angeklagten in Freiheit setzen; Herr Präsident, lassen Sie mich verhaften. Der Mensch, den Sie suchen, ist nicht er, sondern ich bin es. Ich bin Jean Valjean.“

Kein Mund athmete. Auf die erste Regung des Staunens war das Schweigen des Grabes gefolgt. Man fühlte in dem Saale jene Art religiösen Schreckens, der die Menge ergreift, wenn etwas Großes vollbracht wird.

Indeß sprach das Gesicht des Präsidenten Theilnahme und Trauer aus; er wechselte ein flüchtiges Zeichen mit dem General-Advokaten und einige Worte mit leiser Stimme mit den Beisitzern. Er wendete sich darauf an das Publikum und fragte mit einer Betonung, die von Allen verstanden wurde:

„Ist ein Arzt hier?“

Der General-Advokat nahm das Wort:

„Meine Herren Geschwornen,“ sagte er, „das Ereigniß, welches die Sitzung stört, ist so auffallend und so unerwartet, und flößt uns, sowie gewiß auch Ihnen ein Gefühl ein, das wir auszusprechen nicht nöthig haben. Sie kennen Alle wenigstens dem Rufe nach den Herrn Madeleine, Maire in M. am M. Wenn ein Arzt unter dem Auditorium ist, so vereinigen wir uns mit dem Herrn Präsidenten, um ihn zu bitten, daß er die Güte hat, Herrn

Madeleine seinen Beistand zu leihen und ihn nach seiner Wohnung zu führen."

Herr Madeleine ließ den General-Advokaten nicht zu Ende reden. Er unterbrach ihn mit einem Tone voll Fassung und Autorität. Hier die Worte, die er sprach; wir geben sie buchstäblich so, wie sie augenblicklich nach der Audienz durch einen der Zeugen dieses Auftritts niedergeschrieben wurden, wie sie noch jetzt in den Ohren Derer nachtönen, die sie vor beinahe 40 Jahren hörten.

„Ich danke Ihnen, Herr General-Advokat, aber ich bin nicht wahnsinnig. Sie werden das sehen. Sie standen auf dem Punkte, einen schweren Irrthum zu begehen; lassen Sie diesen Menschen frei; ich erfülle eine Pflicht, ich bin dieser unglückliche Verurtheilte. Ich bin der Einzige, der hier klar sieht, und ich sage Ihnen die Wahrheit. Was ich in diesem Augenblicke thue, sieht Gott, der dort oben ist, und das genügt. Sie können mich ergreifen, denn ich bin hier. Ich hatte gleichwohl mein Bestes gethan. Ich habe mich unter einem falschen Namen verborgen; ich bin reich, ich bin Maire geworden; ich wollte in die Mitte der rechtschaffenen Menschen zurückkehren. Es scheint, das kann nicht sein. Es giebt endlich viele Dinge, die ich nicht sagen kann; ich will Ihnen mein Leben nicht erzählen, doch eines Tages wird man es kennen lernen. Ich habe den Herrn Bischof bestohlen, das ist wahr; ich habe den kleinen Gervais bestohlen, das ist wahr. Man hat Recht, Ihnen zu sagen, daß Jean Valjean ein sehr boshafter Elender war; vielleicht ist nicht die ganze Schuld sein. Hören Sie, meine Herren Geschwornen, ein Mensch, der so tief gesunken ist, wie ich es war, hat der Vorsehung keine Vorwürfe zu machen, noch der menschlichen Gesellschaft Rathschläge zu ertheilen; aber Sie sehen, daß die Nichtswürdigkeit, von der ich mich zu befreien suchte, etwas Schädliches ist. Die Galeeren machen den Galeerenzüchtling. Behalten Sie das

im Gedächtniß, wenn Sie wollen. Vor dem Bagno war ich ein armer Bauer, sehr wenig unterrichtet, eine Art von Idiot; das Bagno hat mich verwandelt. Ich war einfältig, ich bin boshaft geworden; ich war ein Klotz, ich bin ein Brand geworden. Später haben Nachsicht und Güte mich gerettet, wie die Strenge mich in das Verderben gestürzt hatte. Doch Verzeihung; Sie können nicht begreifen, was ich hier sage. Sie werden bei mir in der Asche des Kamins das Vierzigsousstück finden, das ich dem kleinen Gervais vor sieben Jahren gestohlen habe. Ich habe weiter Nichts hinzuzufügen. Nehmen Sie mich fest. Mein Gott, der Herr General-Advokat schüttelt den Kopf, und Sie sagen: Herr Madeleine ist wahnsinnig geworden; Sie glauben mir nicht! Das ist betrübend. Verurtheilen Sie wenigstens diesen Menschen nicht! Wie, Jene dort erkennen mich nicht! Ich wünschte, Javert wäre hier, er würde mich erkennen."

Nichts vermöchte Das wiederzugeben, was in dem Tone, der diese Worte begleitete, für eine wohlwollende und finstere Melancholie lag.

Er wendete sich zu den drei Galeerensträflingen.

„Nun wohl," sagte er, „ich erkenne Euch! Brevet! Erinnert Ihr Euch —"

Er unterbrach sich, hielt einen Augenblick inne und sagte dann:

„Erinnerst Du Dich noch an die gestrickten Hosenträger von Damenbrettmuster, die Du im Bagno trugst?"

Brevet wurde wie durch Ueberraschung erschüttert und betrachtete ihn mit entsetztem Wesen vom Kopf bis zu den Füßen. Er fuhr fort:

„Chenieldieu, der Du Dir selbst den Beinamen gabst: Ich — leugne — Gott, Du hast eine ganz verbrannte rechte Schulter, weil Du Dich eines Tages mit der Schulter auf ein brennendes Kohlenbecken legtest, um die drei Buchstaben

T. F. P. zu vertilgen, die man gleichwohl noch immer sieht, antworte, ist das wahr?"

„Das ist wahr," sagte Chenildieu.

Er wendete sich zu Cochepaille.

„Cochepaille, Du hast nahe bei dem linken Armgelenk ein Datum eingeätzt, das von blauen Buchstaben mit eingeriebenem Pulver herrührt. Dieses Datum ist das der Landung des Kaisers in Cannes: der 1. März 1815. Schieb' Deine Aermel zurück."

Cochepaille streifte den Aermel in die Höhe, und alle Anwesenden beugten sich vor, um seinen nackten Arm zu sehen. Ein Gensdarm hielt eine Lampe nahe: das Datum stand da.

Der unglückliche Mensch wendete sich gegen das Auditorium und gegen die Richter mit einem Lächeln, von dem die, welche es sahen, noch jetzt ergriffen werden, wenn sie daran denken. Es war das Lächeln des Triumphes, doch auch das Lächeln der Verzweiflung.

„Sie sehen wohl", sagte er, „daß ich Jean Valjean bin."

Es gab in diesem Raume nicht mehr weder Richter noch Ankläger, noch Gensdarmen; es gab nur starre Augen und gerührte Herzen. Niemand erinnerte sich mehr an die Rolle, die Jeder von ihnen zu spielen haben könnte; der Generaladvokat vergaß, daß er hier sei, um zu untersuchen, der Präsident, um zu präsidiren, der Vertheidiger, um zu zu vertheidigen. Merkwürdig! Keine Frage wurde gethan, keine Behörde intervenirte. Das Eigenthümliche erhabener Schauspiele ist, daß sie alle Seelen ergreifen und aus allen Zeugen Zuschauer machen. Niemand gab sich vielleicht Rechenschaft von dem, was er empfand; Niemand ohne Zweifel sagte sich, daß er hier ein großes Licht leuchten sähe; Alle fühlten sich innerlich geblendet.

Offenbar hatte man Jean Valjean vor Augen. Das

war klar. Die Erscheinung dieses Mannes hatte genügt, um das den Augenblick zuvor noch so dunkle Abentheuer hell zu beleuchten. Ohne daß es von jetzt an irgend einer Erklärung bedurfte, begriff die ganze Menge, wie durch eine Art elektrischer Offenbarung sogleich und mit einem einzigen Blicke die einfache und erhabene Geschichte eines Menschen, der sich selbst auslieferte, damit nicht ein anderer Mensch an seiner Stelle verurtheilt würde. Die Einzelnheiten, die Zögerungen, das kleine mögliche Widerstreben verlor sich in der großen hellstrahlenden Thatsache.

Der Eindruck ging schnell vorüber, aber er war im Moment unwiderstehlich.

„Ich will die Sitzung nicht weiter stören", fuhr Jean Valjean fort. „Ich gehe, da man mich nicht verhaftet. Ich habe noch mehrere Dinge zu thun. Der Herr Generaladvokat weiß, wer ich bin, er weiß, wohin ich gehe; er wird mich verhaften lassen, wann er will."

Er schritt auf die Ausgangsthür zu. Keine Stimme erhob sich, kein Arm streckte sich aus, um ihn daran zu verhindern. Alle wichen zurück. Es gab in diesem Augenblicke etwas Göttliches, was verursachte, daß die Menge vor einem Menschen zurücktrat und ihm Raum gab. Er ging mit langsamen Schritten durch das Gedränge hin. Man hat nie erfahren, wer die Thür öffnete, allein es ist gewiß, daß sie offen stand, als er sie erreichte. Zu ihr gelangt, wendete er sich um und sagte:

„Herr Generaladvokat, ich bleibe zu Ihrer Verfügung."

Dann wendete er sich an das Auditorium:

„Sie Alle, die Sie hier sind, Sie finden mich des Mitleids würdig, nicht wahr? Mein Gott, wenn ich daran denke, was ich zu thun auf dem Punkte stand, dann finde ich mich des Neides werth. Dennoch hätte ich lieber gesehen, daß dies Alles nicht geschehen wäre."

Er ging hinaus, und die Thür schloß sich hinter ihm, wie sie sich vor ihm geöffnet hatte, denn Die, welche gewisse erhabene Dinge vollbringen, sind stets gewiß, von irgend Jemand in der Menge sich Dienste geleistet zu sehen.

Weniger als eine Stunde darauf sprach die Jury den sogenannten Champmathieu von jeder Anklage frei, und Champmathieu, der augenblicklich in Freiheit gesetzt wurde, entfernte sich ganz verdutzt, glaubte, daß alle Menschen verrückt wären, und begriff nichts von dieser Vision.

Erste Abtheilung.

Fantine.

Achtes Buch.

Rückwirkung.

I.

In welchem Spiegel Herr Madeleine seine Haare besah.

Der Tag brach an. Fantine hatte eine Nacht des Fiebers und der Schlaflosigkeit gehabt, übrigens aber erfüllt von glücklichen Bildern; gegen Morgen schlief sie ein. Die Schwester Simplicia, welche bei ihr gewacht hatte, benutzte diesen Schlaf, um ihr einen neuen Aufguß von China zu bereiten. Die würdige Schwester befand sich seit einigen Augenblicken in der Apotheke der Krankenanstalt, geneigt über die Tropfen und Phiolen und sah dieselben sehr genau an, weil die Dämmerung noch auf den Gegenständen lag. Plötzlich wendete sie den Kopf und stieß einen leisen Schrei aus. Herr Madeleine stand vor ihr. Er war schweigend eingetreten.

„Sie sind es, Herr Maire!“ rief sie.

Er antwortete mit leiser Stimme:

„Wie geht es dem Mädchen?“

„Nicht schlecht in diesem Augenblick. Aber wir sind sehr besorgt gewesen.“

Sie erklärte ihm, was vorgefallen war, daß Fantine am Tage zuvor sehr krank gewesen wäre, daß sie sich aber heut besser befände, weil sie glaubte, daß der Herr Maire verreist wäre, um ihr Kind aus Montfermeil zu holen. Die

barmherzige Schwester wagte nicht, den Herrn Maire zu befragen, aber sie sah an seinem Wesen wohl, daß er nicht von dort kam.

„Das Alles ist gut," sagte er; „Sie haben Recht gehabt, sie nicht zu enttäuschen."

„Ja," entgegnete die Schwester, „aber jetzt, Herr Maire, da sie Sie sehen wird, und ihr Kind nicht erblickt, was sollen wir da sagen?"

Er blieb einen Augenblick träumend stehen.

„Gott wird es uns eingeben," sagte er.

„Man kann aber doch nicht lügen," murmelte die Schwester mit leiser Stimme.

Es war in dem Zimmer heller Tag geworden. Das Tageslicht schien Herrn Madeleine gerade in das Gesicht. Zufällig richtete die Schwester die Augen auf ihn.

„Mein Gott, Herr Maire!" rief sie aus, „was ist Ihnen denn begegnet? Ihre Haare sind ja ganz weiß!"

„Weiß!" sagte er.

Die Schwester Simplicia hatte keinen Spiegel; sie kramte in einem Kasten und zog einen kleinen Spiegel hervor, dessen der Arzt sich in dem Krankensaale bediente, um sich zu überzeugen, ob ein Kranker gestorben sei und nicht mehr athme. Herr Madeleine nahm den Spiegel, betrachtete darin seine Haare und sagte: „Ei sieh!"

Er sprach diese Worte voll Gleichgültigkeit aus und als ob er an etwas Anderes dächte.

Die Schwester fühlte sich eisigkalt ergriffen durch etwas Unbekanntes, was sie in alle dem erblickte.

Er fragte:

„Kann ich sie sehen?"

„Werden der Herr Maire nicht ihr Kind kommen lassen?" sagte die Schwester, welche kaum eine Frage wagte.

„Ohne Zweifel, aber es sind dazu wenigstens zwei oder drei Tage erforderlich.“

„Wenn sie den Herrn Maire bis dahin nicht sähe,“ fuhr schüchtern die Schwester fort, „so würde sie nicht wissen, daß der Herr Maire zurück sind, und es wäre dann leicht, sie Geduld fassen zu lassen, und wenn das Kind käme, würde sie ganz natürlich glauben, der Herr Maire sei mit dem Kinde gekommen. Man hätte keine Lüge zu sagen.“

Herr Madeleine schien einen Augenblick nachzudenken und sagte dann mit ernster Ruhe:

„Nein, meine Schwester, ich muß sie sehen. Ich habe vielleicht große Eile.“

Die Nonne schien die Worte „große Eile“ nicht zu bemerken, welche den Worten des Herrn Maire einen dunklen und eigenthümlichen Sinn gaben. Sie antwortete, die Augen senkend und mit ehrerbietiger Stimme:

„Wenn das ist — sie ruht, aber der Herr Maire können eintreten.“

Er machte einige Bemerkungen über eine Thür, die schlecht schloß und deren Geräusch die Kranke erwecken könnte, dann trat er in das Zimmer Fantinens ein, näherte sich dem Bette und öffnete ein wenig die Vorhänge. Sie schlief. Ihr Athem entströmte der Brust mit jenem traurigen Geräusch, welches dieser Art von Krankheiten eigenthümlich ist und das Herz der armen Mütter zerreißt, die während der Nacht bei ihren Kindern wachen, die zum Tode verurtheilt sind und schlafen. Aber dieser schwere Athem trübte kaum eine Art unaussprechlicher Heiterkeit, die über das Gesicht ergossen war und es in dem Schlafe verwandelte. Ihre bleiche Farbe war weiß geworden; ihre Wangen waren blühend. Ihre langen blonden Augenwimpern, die einzige Schönheit, die ihr von ihrer Jungfräulichkeit und ihrer Jugend geblieben war, zitterten, während sie dicht auf den geschlossenen

Augen ruhten. In ihrer ganzen Gestalt bebte ein unbestimmtes Etwas, wie das Entfalten von Flügeln, die im Begriff stehen, sich zu öffnen und sie hinwegzutragen, und die man zwar rauschen hörte, die man aber nicht sah. Indem man sie so erblickte, hätte man nimmermehr glauben können, daß dies eine beinahe aufgegebene Kranke sei. Sie glich viel mehr dem, was davonfliegen, als dem, was sterben soll.

Wenn sich eine Hand dem Zweige nähert, um eine Blume zu brechen, erzittert er und scheint sich zugleich zurückzuziehen und entgegenzustrecken. Der menschliche Körper hat etwas von diesem Erzittern, wenn der Augenblick erscheint, in welchem die geheimnißvollen Finger des Todes die Seele pflücken wollen.

Herr Madeleine blieb einige Augenblicke regungslos neben dem Bette und sah wechselsweise auf die Kranke und auf das Krucifix, wie er auch zwei Monate zuvor gethan hatte, als er sie zum ersten Male in diesem Asyle besucht hatte. Sie befanden sich wieder beide in derselben Haltung; sie schlief, er betete; nur hatte sie seit diesen zwei Monaten graue Haare bekommen und er weiße.

Die barmherzige Schwester war nicht mit eingetreten. Er stand neben dem Bett, aufrecht, den Finger auf den Mund gelegt, als befände sich in dem Zimmer Jemand, dem er Schweigen gebieten wollte.

Sie öffnete die Augen, sah ihn und sagte ruhig, sogar lächelnd:

„Und Cosette?“

II.

Fantine ist glücklich.

Sie hatte keine Regung der Ueberraschung, keine Regung der Freude; sie war die Freude selbst. Die einfache Frage: „Und Cosette?“ wurde mit so inniger Freude ausgesprochen, mit so vieler Zuversicht, mit einem so gänzlichen Mangel an Besorgniß und Zweifel, daß sie kein Wort weiter fand. Sie fuhr fort:

„Ich wußte ja, daß Sie da wären; ich schlief, aber ich sah Sie. Seit langer Zeit sehe ich Sie. Ich bin Ihnen die ganze Nacht hindurch mit den Augen gefolgt. Sie waren von einer Glorie umgeben und hatten rings um sich her himmlische Gestalten.“

Er erhob seinen Blick zu dem Crucifix.

„Aber,“ fuhr sie fort, „sagen Sie mir doch, wo ist Cosette? Weshalb legten Sie sie nicht für den Augenblick meines Erwachens auf mein Bett?“

Er antwortete maschinenmäßig etwas, worauf er sich später nie hat besinnen können.

Zum Glück war der Arzt benachrichtigt worden und kam herbei. Er leistete Herrn Madeleine Hülfe.

„Mein Kind,“ sagte der Arzt, „beruhigen Sie sich. Ihre Tochter ist da.“

Die Augen Fantinens leuchteten und überzogen ihr ganzes Gesicht mit Klarheit. Sie faltete die Hände mit einem Ausdrucke, der Alles enthielt, was das Gebet zugleich Ungestümes und Mildes haben kann.

„O!“ rief sie aus, „bringen Sie sie mir!“

Rührende Illusion der Mutter! Cosette war für sie immer noch das kleine Kind, das man der Mutter bringt.

„Noch nicht“, entgegnete der Arzt. „Nicht in diesem Augenblick. Sie haben noch ein wenig Fieber. Der Anblick Ihres Kiudes würde Sie aufregen und Ihnen nachtheilig sein. Zuerst müssen Sie genesen.“

Sie unterbrach ihn ungestüm:

„Aber ich bin genesen! Ich sage Ihnen, daß ich gesund bin! Ist das ein Mensch, dieser Arzt! Ei, ich will mein Kind sehen, ich will es!“

„Sie sehen wohl,“ sagte der Arzt, „wie Sie sich ereifern. So lange Sie so sind, wiedersetze ich mich entschieden, daß Sie Ihr Kind bekommen. Es genügt nicht, es zu sehen, Sie müssen auch für dasselbe beten. Wenn Sie vernünftig sind, so werde ich selbst es Ihnen zuführen.“

Die arme Mutter senkte den Kopf.

„Herr Doctor“, sagte Sie, „ich bitte Sie um Verzeihung, wirklich recht sehr um Verzeihung; so hätte ich nicht gesprochen, wie ich es eben that, allein, ich habe so viel Unglück gehabt, daß ich manchmal nicht mehr weiß, was ich sage. Ich begreife, daß Sie die Aufregung für mich fürchten; ich werde warten, so lange Sie wollen. Aber ich schwöre es Ihnen, daß es mir keinen Schaden gethan haben würde, meine Tochter zu sehen. Ich erblicke sie, ich verlasse sie nicht mit den Augen seit gestern Abend. Wissen Sie wohl? Wenn man sie mir jetzt brächte, so würde ich leise mit ihr sprechen. Das ist Alles. Und ist es denn nicht ganz natürlich, daß ich Sehnsucht habe, mein Kind zu sehen, das man ausdrücklich für mich von Montfermeil geholt hat? Ich bin nicht zornig; ich weiß wohl, daß ich glücklich sein werde. Die ganze Nacht habe ich helle Dinge gesehen und Personen, die mir zulächelten. Wenn der Herr Doctor es

will, wird er mir meine Cosette bringen. Ich habe kein Fieber mehr, weil ich genesen bin; ich fühle wohl, daß mir nichts mehr fehlt, aber ich will so thun, als ob ich krank wäre und mich nicht rühren, um den Damen hier Freude zu machen. Wenn man sieht, daß ich sehr ruhig bin, wird man sagen: „Man muß ihr ihr Kind geben.“

Herr Madeleine hatte sich auf einen Stuhl neben dem Bett gesetzt. Sie wendete sich zu ihm. Sie machte sichtlich eine Anstrengung, um ruhig zu scheinen und „sehr vernünftig“, wie sie bei dieser Schwäche der Krankheit sagte, die der Kindheit glich, damit man keine Schwierigkeit mache, ihr Cosette zuzuführen, wenn man sie so ruhig sähe. Indem sie sich bezwang, konnte sie sich nicht enthalten, tausend Fragen an Herrn Madeleine zu richten.

„Haben Sie eine gute Reise gehabt, Herr Maire? O, wie gut Sie sind, daß Sie sie mir geholt haben! Sagen Sie mir nur, wie sie aussieht. Hat sie die Kälte gut ertragen? Ach, sie wird mich nicht mehr wiedererkennen! Seit so langer Zeit hat sie mich vergessen, das arme Kätzchen! Die Kinder — das hat kein Gedächtniß! Sie sind wie die Vögel. Heute sieht das ein Ding und morgen ein anderes und dann denkt es an nichts mehr. Hatte sie denn nur weiße Wäsche? Hielten diese Thénardiers sie reinlich? Wie ernährten sie sie? Ach, wenn sie wüßte, wie sehr ich gelitten habe, alle diese Fragen während der Zeit meines Elends an mich zu richten! Jetzt ist das vorbei! Ich bin so heiter! So gern möchte ich sie sehen! Herr Maire, haben Sie sie hübsch gefunden? Sie ist sehr schön, meine Tochter. Sie muß in der Diligence recht gefroren haben. Darf man sie denn nicht blos auf einen Augenblick bringen? Man könnte sie dann sogleich wieder forttragen! Sehen Sie! Sie, der Sie der Herr sind, wenn Sie nur wollten!“

Er nahm ihre Hand und sagte:

„Cosette ist hübsch, sie befindet sich wohl; Sie werden sie bald sehen, aber beruhigen Sie sich. Sie sprechen zu lebhaft und dann strecken Sie auch Ihre Arme aus dem Bett und danach husten Sie."

In der That unterbrachen die Anfälle des Hustens Fantine beinahe bei jedem Worte.

Fantine murrte nicht. Sie fürchtete, durch allzu leidenschaftliche Klagen das Vertrauen, welches sie einflößen wollte, erschüttert zu haben und sprach jetzt nur gleichgültige Worte.

„Montfermeil ist ziemlich hübsch, nicht wahr? Im Sommer macht man Lustparthien dahin. Machen die Thénardiers gute Geschäfte? Es kommen eben nicht viele Leute durch den Ort. Dieses Wirthshaus ist eine Art von Kneipe."

Herr Madeleine hielt noch immer ihre Hand und sah sie voll Besorgniß an. Offenbar war er gekommen, um ihr Dinge zu sagen, mit denen er jetzt zögerte.

Der Arzt hatte sich nach seinem Besuche entfernt; die Schwester Simplicia war allein bei ihm geblieben.

Mitten in dem Schweigen rief Fantine plötzlich aus:

„Ich höre sie! Mein Gott, ich höre sie!"

Sie streckte die Arme aus, damit man ringsumher schweigen sollte, hielt den Athem an und lauschte voll Entzücken.

Es spielte auf dem Hofe ein Kind; das Kind der Thürhüterin oder irgend einer Arbeiterin. Das ist einer jener Zufälle, die man überall findet und die einem Theile der geheimnißvollen Anordnung finsterer Ereignisse zu bilden scheinen. Das Kind, es war ein kleines Mädchen, lief hin und her, um sich zu erwärmen und sang mit lauter Stimme. Ach, in was mischen sich nicht Alles die Kinderspiele! Es war ein kleines Mädchen, welches Fantine singen hörte.

„Ach," fuhr sie fort, „das ist meine Cosette! Ich erkenne ihre Stimme!"

Das Kind entfernte sich, wie es gekommen war. Die Stimme erlosch. Fantine lauschte noch einige Zeit, dann verdunkelte sich ihr Gesicht und Herr Madeleine hörte, wie sie mit leiser Stimme sagte: „Wie boshaft der Arzt ist, daß er mich meine Tochter nicht sehen läßt! Er hat ein häßliches Gesicht dieser Mensch!“

Indeß kehrte der lachende Hintergrund ihrer Gedanken zurück. Sie fuhr fort, zu sich selbst zu sprechen, den Kopf auf dem Kissen liegend: „Wie glücklich wir sein werden! Ich werde einen kleinen Garten haben! Herr Madeleine hat mir das versprochen. Meine Tochter wird in den Garten spielen. Sie muß jetzt schon die Buchstaben kennen. Ich werde sie buchstabiren lassen. Sie wird auf dem Grase hinter den Schmetterlingen herlaufen. Ich werde ihr zusehen, und dann wird sie ihre erste Communion feiern. Ach, wann ist denn ihre erste Communion?“

Sie zählte an den Fingern.

„Eins, zwei, drei, vier — sie ist sieben Jahr. In fünf Jahren. Sie wird einen weißen Schleier und durchbrochene Strümpfe tragen und aussehen, wie ein kleines Frauchen. Ach, meine gute Schwester, Sie wissen nicht, wie dumm ich bin. Denke ich schon an die erste Communion meiner Tochter!“

Und sie lachte.

Er hatte die Hand Fantinens losgelassen. Er hörte auf diese Worte, wie man auf das Rauschen des Windes hört, die Augen an den Boden geheftet, den Geist versenkt in endlose Betrachtungen. Plötzlich hörte sie auf zu sprechen; unwillkürlich erhob er darüber den Kopf. Fantine war entsetzlich geworden.

Sie sprach nicht mehr, sie athmete nicht mehr. Sie hatte sich halb emporgerichtet, ihre magere Schulter kam aus dem Hemd hervor; ihr Gesicht, einen Augenblick zuvor noch freudestrahlend, war leichenblaß. Sie schien ihr durch

den Schrecken vergrößertes Auge auf irgend einen furchtbaren Gegenstand zu richten, der vor ihr, am anderen Ende des Zimmers war.

„Mein Gott!“ rief er aus, „was ist Ihnen, Fantine?“

Sie antwortete nicht; sie verließ mit den Augen nicht den Gegenstand, den sie zu sehen schien, berührte mit der einen Hand seinen Arm und gab ihm mit der anderen ein Zeichen, hinter sich zu blicken.

Er wendete sich um und sah Javert.

III.

Javert ist zufrieden.

Hier, was vorgefallen war.

Es hatte halb ein Uhr geschlagen, als Herr Madeleine den Assisensaal in Arras verließ. Er war nach seinem Gasthause eben zur rechten Zeit zurückgekehrt, um mit der Post abzureisen, auf welche er, wie man sich erinnern wird, seinen Platz bestellt hatte. Kurz vor sechs Uhr Morgens langte er in M. am M. an und seine erste Sorge war, seinen Brief an Herrn Laffitte auf die Post zu geben, dann nach dem Krankensaale zu gehen und Fantine zu sehen.

Kaum hatte er indeß den Sitzungssaal des Assisenhofes verlassen, als der General-Advokat, der sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, das Wort nahm, um die wahnsinnige Handlung des ehrenwerthen Herrn Maire in M. am M. zu beklagen, dann zu erklären, daß seine Ueber-

zeugungen sich in nichts durch dieses eigenthümliche Ereigniß geändert hätten, welches sich später aufklären würde, endlich aber einstweilen die Verurtheilung des Champmathieu zu beantragen, welcher offenbar der Jean Valjean wäre.

Die Beharrlichkeit des General-Advokaten war augenscheinlich im Widerspruch mit dem Gefühl Aller, des Publikums, des Gerichtshofes und der Jury. Der Vertheidiger hatte wenig Mühe gefunden, diese Anrede zurückzuweisen und zu erhärten, daß in Folge der Aufklärungen des Herrn Madeleine, das heißt des wahren Jean Valjean, die Sachlage von Grund aus sich geändert hätte, und daß die Jury jetzt nur noch einen Unschuldigen vor sich habe. Der Advokat hatte daraus einige Schlüsse über die richterlichen Irrthümer gezogen, die unglücklicher Weise nicht neu waren; der Präsident hatte sich in seinem Resumé dem Vertheidiger angeschlossen und die Jury binnen wenigen Minuten Champmathieu klagfrei gesprochen.

Indeß brauchte der General-Advokat einen Jean Valjean, und da er Champmathieu nicht mehr hatte, nahm er Madeleine.

Unmittelbar nach der Freilassung Champmathieu's schloß der General-Advokat sich mit dem Präsidenten ein. Sie beriethen sich über die Nothwendigkeit, sich der Person des Herrn Maire in M. am M. zu bemächtigen. Diese Bemerkung schrieb der General-Advokat eigenhändig in seinem Bericht an den General-Prokurator. Als die erste Aufregung vorüber war, machte der Präsident wenig Einwürfe. Die Gerechtigkeit mußte wohl ihren Lauf haben, und dann, um Alles zu sagen, war der Präsident zwar ein guter und ziemlich verständiger Mensch, aber zu gleicher Zeit ein sehr eifriger und beinahe glühender Royalist, und er war dadurch verletzt worden, daß der Maire aus M. am M., indem er von der Landung in Cannes sprach, gesagt hatte, der Kaiser, und nicht Bonaparte.

Der Befehl zur Verhaftung wurde daher erlassen, der General-Advokat schickte ihn nach M. am M. durch einen expressen reitenden Boten und beauftragte mit der Ausführung den Polizei-Inspektor Javert.

Man weiß, daß Javert nach M. am M. unmittelbar nach der Zeugenaussage zurückgekehrt war.

Javert stand in dem Augenblicke aus dem Bett auf, als der expresse Bote ihm den Befehl zur Verhaftung und Einlieferung übergab.

Der Bote war selbst ein sehr gewandter Polizeibeamter, der Javert mit zwei Worten von Dem unterrichtete, was in Arras vorgegangen war. Der Verhaftsbefehl, unterzeichnet von dem General-Advokaten, war so abgefaßt: „Der Inspektor Javert wird Herrn Madeleine, Maire in M. am M. festnehmen, der in der Sitzung dieses Tages als der entlassene Galeerensträfling Jean Valjean erkannt worden ist.“

Jemand, der Javert nicht gekannt und ihn in dem Augenblicke gesehen hätte, als er in das Vorgemach des Krankensaales trat, würde Nichts von Dem errathen haben, was vorging, und hätte gefunden, daß er das gewöhnlichste Wesen von der Welt zeigte. Er war kalt, ernst, ruhig, hatte sein Haar sorgfältig an den Schläfen geordnet und war die Treppe mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit heraufgestiegen. Jemand, der ihn näher gekannt und aufmerksamer beobachtet hätte, würde aber erbebt sein. Die Schnalle seiner ledernen Halsbinde saß, statt in dem Genick, an dem linken Ohr. Das verrieth eine ungeahnte Aufregung.

Javert war ein vollendeter Charakter; er legte weder in seine Pflicht noch in seine Uniform eine Falte; methodisch gegen die Nichtswürdigen, streng gegen die Knöpfe seines Rockes.

Hatte er die Schnalle seiner Halsbinde schief gezogen,

so mußte in ihm eine jener Aufregungen wallen, die man ein inneres Erdbeben nennen könnte.

Er war nach dem nächsten Wachposten gegangen, hatte hier einen Korporal und vier Mann mitgenommen, die Soldaten auf dem Hofe gelassen und sich dann das Zimmer Fantinen's durch die Thürhüterin zeigen lassen, die ohne Mißtrauen war, gewöhnt, Bewaffnete nach dem Herrn Maire fragen zu sehen.

Bei dem Zimmer Fantinen's angelangt, drehte Javert den Thürgriff und öffnete die Thür mit der Behutsamkeit einer Krankenwärterin oder eines Polizeispions, und trat ein.

Eigentlich trat er nicht ein. Er blieb aufrecht in der halbgeöffneten Thür stehen, den Hut auf dem Kopfe, die linke Hand in seinem bis zum Kinn zugeknöpften Ueberrock. In dem Ellenbogengelenk konnte man den bleiernen Knopf seines gewaltigen Stockes bemerken, der hinter ihm verschwand.

So blieb er beinahe eine Minute stehen, ohne daß man seine Anwesenheit bemerkte. Plötzlich richtete Fantine die Augen empor, sah ihn und machte, daß Herr Madeleine sich umwendete.

In dem Augenblicke, als der Blick Madeleine's dem Blicke Javert's begegnete, wurde dieser, ohne sich zu rühren, ohne sich zu bewegen, ohne sich zu nähern, entsetzlich. Kein menschliches Gefühl kann so furchtbar werden wie die Freude.

Es war das Gesicht eines Dämons, der sein Opfer gefunden hat.

Die Gewißheit, endlich Jean Valjean zu fassen, ließ auf seiner Physiognomie Alles erscheinen, was in seiner Seele lag. Der aufgeregte Grund stieg an die Oberfläche. Die Demüthigung, ein wenig die Spur verloren und sich einige Zeit über diesen Champmathieu geirrt zu haben, verschwand unter dem Stolz, anfänglich so gut gerathen und so lange einen richtigen Instinkt gehabt zu haben. Die Zu-

friedenheit Javert's zeigte sich in seiner Haltung. Die Mißgestalt des Triumphes ergoß sich über seine niedere Stirn. Es war die ganze Entwickelung des Abscheulichen, die ein befriedigtes Gesicht zeigen kann.

Javert war in diesem Augenblick im Himmel, ohne daß er sich davon deutlich Rechenschaft geben konnte, allein doch mit einer unbestimmten Ueberzeugung seiner Nothwendigkeit und seines Erfolges, personificirte er, Javert, die Gerechtigkeit, die Aufklärung und die Wahrheit in ihrer himmlischen Funktion, das Böse zu vernichten. Er hatte hinter sich und um sich her in endloser Tiefe die Autorität, die Vernunft, das Urtheil, das gesetzmäßige Gewissen, den öffentlichen Urtheilsspruch, alle Gestirne; er beschützte die Ordnung. Er entlockte dem Gesetz den Blitz, er rächte die Gesellschaft, er leistete dem Absoluten Beistand; er richtete sich wie in einer Glorie empor; es lag in seinem Siege noch ein Rest der Herausforderung und des Kampfes; aufrecht, stolz, drohend, zeigte er sich in dem Azur der übermenschlichen Bestialität eines grausamen Erzengels. Der Schatten der furchtbaren Handlung, die er vollbrachte, wurde sichtbar in seiner geballten Faust, welche das Flammenschwert der Gesellschaft zu halten schien, glücklich und empört hielt er unter seinem Absatz das Verbrechen, das Laster, den Aufstand, die Verderbniß, die Hölle; er strahlte vor Freude; er vernichtete und lächelte und es lag eine unbestreitbare Größe in diesem entsetzlichen Sanct-Michael.

So furchtbar Javert auch war, hatte er doch nichts Unedles.

Die Rechtschaffenheit, die Aufrichtigkeit, die Unbefangenheit, die Ueberzeugung, der Gedanke der Pflicht, sind Dinge, welche abscheulich werden können, wenn sie sich täuschen, die aber selbst abscheulich noch groß bleiben; ihre Majestät, dem menschlichen Gewissen eigen, beharrt in dem Abscheulichen. Dies sind Tugenden, welche ein Laster haben, den Irrthum.

Die unerbittlich rechtschaffene Freude eines Fanatikers, der sich der Grausamkeit hingiebt, bewahrt einen finsteren Schein des Ehrwürdigen. Ohne es zu ahnen, war Javert in seinem entsetzlichen Glücke zu beklagen, wie jeder Unverständige, der triumphirt. Nichts war so brennend und so fürchterlich, wie dies Gesicht, in welchem sich das zeigt, was man das ganze Böse des Guten nennen könnte.

IV.

Die Autorität gewinnt ihre Rechte wieder.

Fantine hatte Javert seit dem Tage nicht gesehen, an welchem der Maire sie diesem Menschen entriß. Ihr krankes Hirn gab sich von Nichts Rechenschaft. Nur zweifelte sie nicht mehr, daß er kam, um sie wieder zu holen. Sie konnte dieses entsetzliche Gesicht nicht ertragen, sie fühlte sich sterben, verbarg das Gesicht in beiden Händen und schrie voll Todesangst:

„Herr Madeleine, retten Sie mich!"

Jean Valjean — wir werden ihn jetzt nicht mehr anders nennen — war aufgestanden. Er sagte mit der mildesten und ruhigsten Stimme:

„Beruhigen Sie sich, er kommt nicht Ihretwegen!"

Dann wendete er sich an Javert und sagte: „Ich weiß, was Sie wollen."

Javert antwortete:

„Komm! Rasch!"

Es lag in dem Tone, der diese beiden Worte begleitete, etwas Wildes und Wahnsinniges. Keine Orthographie könnte den Ton wiedergeben, mit welchem die Worte gesprochen wurden. Es waren keine menschlichen Laute mehr, sondern es war ein wildes Gebrüll.

Er handelte nicht wie gewöhnlich; er ging nicht in die Sache ein; er zeigte den Verhaftsbefehl nicht vor. Für ihn war Jean Valjean eine Art geheimnißvollen und unfaßbaren Kämpfers, eine finsterer Ringer, den er seit fünf Jahren gehaßt hatte, ohne ihn niederwerfen zu können. Diese Verhaftung war nicht ein Anfang, sondern ein Ende. Er begnügte sich damit, zu sagen: „Komm! Rasch!"

Indem er so sprach, that er keinen Schritt; er richtete auf Jean Valjean jenen Blick, den er wie einen Haken auswarf und mit dem er die Elenden heftig zu sich zu reißen pflegte.

Es war dieser Blick gewesen, den Fantine zwei Monate zuvor bis in das Mark ihrer Knochen hatte dringen fühlen.

Bei diesem Rufe Javerts öffnete Fantine die Augen wieder. Aber der Herr Maire war ja da; was hatte sie also zu fürchten?

Javert trat in die Mitte des Zimmers vor und rief:

„Nun! Wirst Du kommen?"

Die Unglückliche blickte umher. Es war Niemand zugegen, als die Nonne und der Herr Maire. An wen konnte dieses barsche „Du" gerichtet sein? Nur an sie. Sie erbebte.

Nun sah sie etwas Unerhörtes, so unerhört, daß ihr selbst in dem finstern Delirium des Fiebers nie etwas Aehnliches erschienen war.

Sie sah den Polizeispion Javert den Herrn Maire beim Kragen fassen; sie sah den Herrn Maire den Kopf beugen. Es schien ihr, als verschwinde die Welt.

Javert hatte in der That Jean Valjean beim Kragen gepackt.

„Herr Maire!" rief Fantine.

Javert lachte laut auf, mit jenem entsetzlichen Lachen, welches alle seine Zähne zeigte.

„Es giebt hier keinen Maire mehr!"

Jean Valjean versuchte nicht, die Hand, die seinen Kragen hielt, loszumachen. Er sagte:

„Javert —"

Javert fiel ihm in das Wort: „Nenne mich, Herr Inspektor!"

„Mein Herr," entgegnete Jean Valjean, „ich möchte Ihnen heimlich ein Wort sagen."

„Laut! Sprich laut!" entgegnete Javert. „Zu mir spricht man ganz laut!"

Jean Valjean fuhr mit leiser Stimme fort:

„Ich möchte eine Bitte an Sie richten."

„Ich sage Dir, Du sollst laut sprechen!"

„Aber es darf nur von Ihnen allein gehört werden."

„Was kümmert das mich! Ich höre auf nichts!"

Jean Valjean wendete sich zu ihm und sagte rasch und sehr leise:

„Gewähren Sie mir drei Tage! Drei Tage, um das Kind dieses unglücklichen Mädchens zu holen! Ich zahle, was nöthig ist. Sie begleiten mich, wenn Sie wollen."

„Du willst Dich über mich lustig machen!" rief Javert. „Ei, ich hielt Dich nicht für so dumm. Du verlangst drei Tage, um davon zu gehen! Du sagst, das geschieht, um das Kind dieses Mädchens zu holen? Ha! ha! ha! Das ist gut! Das ist wirklich gut!"

Fantine erbebte.

„Mein Kind!" rief sie. „Mein Kind holen! Es ist also nicht hier? Meine Schwester, antworten Sie mir, wo

ist Cosette? Ich will mein Kind haben! Herr Madeleine! Herr Maire!“

Javert stampfte mit dem Fuße.

„Nun die auch noch! Wirst Du schweigen, Vettel! Ein verfluchtes Land, wo die Galeerenzüchtlinge Beamte werden und wo man die öffentlichen Dirnen pflegt, wie Gräfinnen! Aber das Alles wird sich ändern! Es war Zeit dazu!“

Er sah Fantine fest an und fügte, indem er die Halsbinde, das Hemd und den Kragen Jean Valjeans fester packte, hinzu:

„Ich sage Dir, daß hier kein Herr Madeleine und kein Herr Maire mehr ist. Es ist hier ein Dieb, ein Spitzbube, ein Galeerenzüchtling, Namens Jean Valjean! Er ist es, den ich halte! Das ist die Sache!“

Fantine fuhr heftig in die Höhe, stützte sich auf beide Arme und beide Hände, sah Jean Valjean an, sah Javert an, sah die Nonne an, öffnete den Mund, wie um zu sprechen, doch ein Röcheln entrang sich ihrer Kehle, ihre Zähne schlugen aufeinander, sie streckte in Todesqual die Arme aus, öffnete krampfhaft die Hände, faßte umher, wie ein Ertrinkender, und sank plötzlich auf das Kopfkissen zurück.

Ihr Kopf schlug auf die Bettstelle und sank dann auf ihre Brust. Ihr Mund war geöffnet, ihre Augen weit offen und erloschen.

Sie war todt.

Jean Valjean legte seine Hand auf die Hand Javerts, die ihn hielt, öffnete sie, wie man die Hand eines Kindes öffnet und sagte zu Javert:

„Sie haben dieses Weib getödtet!“

„Wirst Du zu Ende kommen?“ schrie Javert wüthend. „Ich bin nicht hier, um Vernunftgründe zu hören. Sparen wir das Alles; die Wache ist unten. Vorwärts sogleich, oder die Handschellen!“

In einer Ecke des Zimmers stand eine alte eiserne Bettstelle in ziemlich schlechtem Zustande und dazu bestimmt, den barmherzigen Schwestern als Lagerstätte zu dienen, wenn sie wachten. Jean Valjean ging auf dieses Bett zu, riß im Nu die obere schon sehr lockere Stange ab, etwas sehr Leichtes für Muskeln wie die seinigen, nahm das Eisen in die volle Hand und sah Javert an. Javert wich gegen die Thür zurück.

Seine Eisenstange in der Faust, ging Jean Valjean langsam auf das Bett Fantinens zu. Als er es erreicht hatte, wendete er sich zu Javert und sagte mit einer Stimme, die man kaum hören konnte:

„Ich rathe Ihnen nicht, mich in diesem Augenblicke zu stören.“

So viel ist gewiß, daß Javert zitterte.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken, die Wache zu rufen, aber Jean Valjean konnte diese Minute benutzen, um zu entfliehen. Er blieb daher, nahm seinen Stock bei dem unteren Ende und lehnte sich an die Brüstung der Thür, ohne den Blick von Jean Valjean abzuwenden.

Jean Valjean stützte seinen Ellenbogen auf das Kopfende der Bettstelle, legte seine Hand an die Stirn und betrachtete Fantine, die regungslos und starr dalag.

So blieb er in Gedanken versunken, stumm und offenbar an nichts in diesem Leben denkend. Es lag in seinem Gesicht und in seiner ganzen Haltung weiter nichts mehr, als ein unaussprechliches Mitleid. Nach einigen Augenblicken dieser Träumerei neigte er sich zu Fantine nieder und sprach leise zu ihr.

Was sagte er ihr? Was konnte dieser verworfene Mensch diesem todten Weibe sagen? Was waren das für Worte? Niemand auf Erden hat sie gehört. Hörte die Todte sie? Es giebt rührende Illusionen, welche vielleicht erhabene Wirklichkeiten sind. So viel ist außer Zweifel,

daß die Schwester Simplicia, die einzige Zeugin dessen, was vorging, oft erzählt hat, in dem Augenblicke, als Jean Valjean in das Ohr Fantinens flüsterte, hätte sie deutlich ein unaussprechlich freudiges Lächeln auf den bleichen Lippen und in den starren Augen bemerkt, wie erfüllt von dem Staunen des Grabes.

Jean Valjean nahm in beide Hände den Kopf Fantinens, legte ihn auf dem Kopfkissen zurecht, wie eine Mutter es mit ihrem Kinde gemacht haben würde, befestigte dann die Bänder ihres Hemdes und schob ihr die Haare unter die Haube. Als dies geschehen war, drückte er ihr die Augen zu.

Das Gesicht Fantinens schien in diesem Augenblicke auf eine eigenthümliche Weise verklärt zu sein.

Der Tod ist das Eintreten in das helle Licht.

Die Hand Fantinens hing zu dem Bett heraus. Jean Valjean kniete vor dieser Hand nieder, erhob sie leise und küßte sie.

Dann richtete er sich wieder empor, wendete sich zu Javert und sagte:

„Jetzt gehöre ich Ihnen.“

V.

Ein passendes Grab.

Javert brachte Jean Valjean nach dem Stadtgefängniß.

Die Verhaftung des Herrn Madeleine bewirkte in M. am M. eine außerordentliche Aufregung, oder um richtiger

zu sagen, einen Sturm. Es betrübt uns, nicht verhehlen zu können, daß nach der bloßen Aeußerung: „Er war ein Galeerenzüchtling" beinahe alle Welt sich von ihm wendete. Binnen weniger als zwei Stunden war all das Gute, das er gethan hatte, vergessen, und er blieb nur noch „ein Galeerensträfling". Es ist übrigens gerecht, zu sagen, daß man noch nicht die näheren Umstände der Ereignisse in Arras kannte. Den ganzen Tag hörte man überall in der Stadt Aeußerungen wie die folgenden:

„Wissen Sie noch nicht? — Er war ein entlassener Galeerensträfling! — Wer das? — Der Maire. — Pah! Herr Madeleine? — Ja. — Wirklich? — Er hieß nicht Madeleine; er hat einen abscheulichen Namen, Béjean, Bojean, Boujean. — Ach mein Gott! — Er ist verhaftet. — Verhaftet! — Im Stadtgefängniß, bis er abgeführt wird. — Bis man ihn abführt! Man wird ihn abführen. Wohin wird man ihn abführen? — Er wird vor die Assisen gestellt werden wegen Straßenraubes, den er früher verübt hat. — Nun, ich ahnte so etwas. Er war zu gut, zu vollkommen, zu vortrefflich. Er lehnte das Kreuz ab, er schenkte an alle kleine Schelme, die ihm begegneten, Sous. Ich habe immer gedacht, daß darunter irgend eine schlechte Geschichte läge."

Die Salons besonders äußerten sich in diesem Sinne.

Eine alte Dame, Abonnentin des Drapeau Blanc, machte die Bemerkung, deren Tiefe beinahe nicht zu ergründen ist:

„Ich bin nicht böse darüber. Das wird die Bonapartisten lehren!"

So verschwand das Phantom, das sich Herr Madeleine genannt hatte, in M. am M. Nur drei oder vier Personen in der Stadt blieben seinem Andenken treu.

Die alte Thürhüterin, die ihn bedient hatte, war unter dieser Zahl.

Am Abend desselben Tages saß die würdige Alte in ihrer Loge, noch ganz entsetzt und in trauriges Nachdenken versunken. Die Fabrik war den ganzen Tag über geschlossen gewesen, das Thor war verriegelt, die Straße war verödet. In dem Hause befanden sich nur noch die beiden Nonnen, Schwester Perpetua und Schwester Simplicia, welche bei der Leiche Fantinens wachten.

Zu der Stunde, zu welcher Herr Madeleine nach Hause zu kommen pflegte, stand die ehrliche Thürhüterin maschinenmäßig auf, nahm den Schlüssel zu dem Zimmer des Herrn Madeleine aus einem Schubfache und den Leuchter, dessen er sich jeden Abend zu bedienen pflegte, um nach seinem Zimmer hinaufzugehen, hing dann den Schlüssel an den Nagel, von wo er ihn gewöhnlich herabnahm und stellte den Leuchter daneben, wie wenn sie ihn erwartete. Dann setzte sie sich wieder auf ihren Stuhl und sann auf's Neue. Die gute arme Alte hatte das Alles gethan, ohne es selbst zu wissen.

Erst nach zwei Stunden erwachte sie aus ihrer Träumerei und rief: „Ach sieh, mein guter Gott Jesus! Ich habe seinen Schlüssel an den Nagel gehangen!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Glasthür der Loge, eine Hand streckte sich durch die Oeffnung, ergriff den Schlüssel und den Leuchter und zündete die Kerze an dem brennenden Lichte an.

Die Thürhüterin erhob die Augen und blieb mit offenem Munde, den Schrei, der ihr in der Kehle steckte, unterdrückend.

Sie kannte diese Hand, diesen Arm, diesen Aufschlag des Ueberrocks.

Es war Herr Madeleine.

Einige Secunden blieb sie, ohne sprechen zu können,

ergriffen, wie sie selbst später sagte, als sie ihr Abentheuer erzählte.

„Mein Gott, Herr Maire“, rief sie endlich aus, „ich glaubte, Sie wären —“

Sie hielt inne, denn das Ende ihrer Rede würde der Ehrerbietung des Anfangs widersprochen haben.

Jean Valjean war für sie noch immer der Herr Maire.

Er sprach ihren Gedanken aus.

„Im Gefängniß“, sagte er. „Ich war dort. Ich habe eine Eisenstange aus dem Fenster gebrochen, mich über das Dach hinabgleiten lassen, und so bin ich hier. Ich gehe nach meinem Zimmer hinauf; rufen Sie mir die Schwester Simplicia. Sie ist ohne Zweifel bei dem armen Mädchen.“

Die Alte gehorchte in aller Eile.

Er richtete keine Ermahnung an sie; es war ganz gewiß, daß sie besser über ihn wachen würde, wie er selbst.

Man hat nie erfahren, wie er auf den Hof zu dringen vermochte, ohne den Thorweg zu öffnen. Er trug beständig einen Hauptschlüssel bei sich, der die kleine Nebenthür öffnete; aber man mußte ihn durchsucht und ihm den Schlüssel abgenommen haben. Dieser Punkt ist nie aufgeklärt worden.

Er ging die Treppe hinauf, die zu seinem Zimmer führte. Oben ließ er den Leuchter auf den letzten Stufen der Treppe stehen, öffnete seine Thür mit ein wenig Geräusch, schloß dann tastend sein Fenster und den Fensterladen und kehrte wieder zurück, um das Licht zu holen, mit dem er in das Zimmer trat.

Die Vorsichtsmaßregel war nützlich; man erinnert sich, daß das Fenster von der Straße aus gesehen werden konnte.

Er warf einen Blick rings umher, auf seinen Tisch, seinen Stuhl, sein Bett, welches seit drei Tagen nicht eingerissen worden war. Es blieb keine Spur von der Unordnung der vorletzten Nacht. Die Thürhüterin hatte die Stube in Ordnung gebracht. Nur hatte sie aus der Asche die beiden Eisenspitzen des Stockes und das durch das Feuer geschwärzte Vierzig-Sousstück genommen und gesäubert auf den Tisch gelegt.

Er nahm ein Blatt Papier und schrieb auf dasselbe: Dies sind die beiden eisernen Enden meines Stockes und das dem kleinen Gervais gestohlene Vierzig-Sousstück, von denen ich vor dem Assisenhofe gesprochen habe. Auf dieses Papier legte er das Silberstück und die beiden Eisenstücke, so daß sie das Erste sein mußten, was man bemerkte, wenn man in das Zimmer trat. Er nahm aus einem Schranke ein altes Hemd und zerriß es. In die Stücke wickelte er die beiden silbernen Leuchter. Bei alle dem zeigte er weder Hast noch Unruhe. Während er die Leuchter des Bischofs einwickelte, biß er in ein Stück schwarzes Brod. Wahrscheinlich war es das Gefängnißbrod, das er bei seiner Flucht mitgenommen hatte.

Dies wurde durch die Brodkrumen bewiesen, die man am Fußboden des Zimmers fand, als die Justiz später eine Nachsuchung hielt.

Es ertönten zwei leise Schläge an die Thür.

„Herein!" sagte er.

Es war die Schwester Simplicia.

Sie war blaß, hatte rothe Augen, und das Licht, das sie hielt, zitterte in ihrer Hand. Die Gewaltthätigkeiten des Schicksals haben das Eigenthümliche, daß sie das Innerste der menschlichen Natur an das Licht ziehen und es zwingen, äußerlich zu erscheinen, so vervollkommnet oder so erkaltet wir auch sein mögen. Bei den Aufregungen des

Tages war die Nonne wieder Weib geworden. Sie hatte geweint; sie zitterte.

Jean Valjean hatte einige Zeilen auf ein Papier geschrieben, das er der Nonne reichte, indem er sagte:

„Meine Schwester, Sie werden dies hier dem Herrn Pfarrer übergeben."

Das Papier war entfaltet. Sie richtete die Augen darauf. — „Sie können es lesen", sagte er.

Sie las: „Ich bitte den Herrn Pfarrer, über Alles das zu wachen, was ich hier zurücklasse. Er wird die Güte haben, die Kosten meines Prozesses und die Beerdigung des Mädchens zu bestreiten, die heute gestorben ist. Das Uebrige gehört den Armen."

Die Schwester wollte sprechen, aber sie konnte kaum einige unarticulirte Töne hervorstammeln. Dennoch gelang es ihr, zu sagen:

„Wünschen der Herr Maire nicht noch zum letzten Male die arme Unglückliche zu sehen?"

„Nein", sagte er, „man ist auf meiner Verfolgung begriffen, und wenn man mich in ihrem Zimmer verhaftete, so würde das sie stören."

Er hatte kaum ausgesprochen, als ein großer Lärm auf der Treppe entstand. Sie hörten tumultuarische Schritte, welche herauf kamen, und die alte Thürhüterin, welche mit lauter und durchdringender Stimme rief:

„Mein guter Herr, ich schwöre Ihnen bei dem guten Gotte, daß den ganzen Tag, den ganzen Abend Niemand hier eingetreten ist, und daß ich meine Thür nicht verlassen habe."

Ein Mann antwortete:

„Aber es ist doch Licht in jenem Zimmer."

Sie erkannten die Stimme Javert's.

Das Zimmer war so eingerichtet, daß die Thür, wenn sie geöffnet wurde, den rechten Mauerwinkel verdeckte. Jean

Valjean blies das Licht aus und stellte sich in diesen Winkel.

Die Schwester Simplicia sank neben dem Tische auf die Kniee.

Die Thür öffnete sich.

Javert trat ein.

Man hörte das Geflüster mehrerer Menschen und die Betheuerungen der Thürhüterin in dem Gange.

Die Nonne richtete die Augen nicht empor. Sie betete.

Das Licht stand auf dem Kamin und verbreitete nur einen schwachen Schein.

Javert bemerkte die Schwester und blieb verwundert stehen.

Man erinnert sich, daß die Grundlage Javerts, sein eigentliches Element die Verehrung jeder Autorität war. Er war wie aus einem Stücke gegossen und gab weder Widerspruch noch Ausnahmen zu. Für ihn war wohlverstanden die kirchliche Autorität die erste von allen; er war religiös, oberflächlich und entschieden in diesem Punkte, wie in jedem andern. In seinen Augen war ein Priester ein Geist, der sich nie täuscht, eine Nonne ein Geschöpf, das nie sündigt. Es waren Seelen, eingemauert in dieser Welt, mit einer einzigen Thür, die sich nie anders öffnete, als um die Wahrheit hinauszulassen.

Als er die Schwester bemerkte, war seine erste Regung, sich zurückzuziehen.

Indeß gab es noch eine andere Pflicht, die ihn fesselte und die ihn gebieterisch in entgegengesetzter Richtung vorwärts trieb. Seine zweite Bewegung war, zu bleiben und wenigstens eine Frage zu wagen.

Es war jene Schwester Simplicia, die in ihrem ganzen Leben nicht gelogen hatte. Javert wußte dies und verehrte sie ganz besonders deshalb.

„Meine Schwester," sagte er, „Sie sind allein in diesem Zimmer?"

Es entstand ein entsetzlicher Augenblick, während dessen die arme Thürhüterin sich einer Ohnmacht nahe fühlte.

Die barmherzige Schwester erhob die Augen und antwortete:

„Ja."

„Also," fuhr Javert, „entschuldigen Sie, wenn ich noch weiter frage, aber es ist meine Pflicht. Haben Sie diesen Abend nicht eine Person gesehen, einen Mann — er ist entsprungen — wir suchen ihn — diesen Jean Valjean — haben Sie ihn nicht gesehen?"

Die Schwester antwortete:

„Nein."

Sie log. Sie log zwei Mal hintereinander, Schlag auf Schlag, ohne zu zögern, rasch, so wie man sich opfert.

„Verzeihung," sagte Javert, und zog sich mit einem tiefen Gruße zurück.

„O, heiliges Mädchen, Du bist seit vielen Jahren nicht mehr auf dieser Erde; Du bist in dem Lichte mit Deinen Schwestern, den Jungfrauen, und Deinen Brüdern, den Engeln, vereinigt; diese Lüge möge Dir in dem Paradiese angerechnet werden.

Die Versicherung der Schwester war für Javert etwas so Entscheidendes, daß ihm nicht einmal die Sonderbarkeit des ausgeblasenen und auf dem Tische rauchenden Lichtes auffiel.

Eine Stunde darauf entfernte sich ein Mensch, rasch durch die Bäume und die Dunkelheit hinschreitend, von M. am M. in der Richtung gegen Paris. Dieser Mensch war Jean Valjean. Durch das Zeugniß von zwei oder drei Kärrnern, die ihm begegneten, ist erwiesen worden, daß er ein Päckchen trug und mit einer Blouse bekleidet war. Woher hatte er diese Blouse genommen? Man hat es

nie erfahren. Indeß war einige Tage zuvor ein alter Arbeiter in der Krankenanstalt der Fabrik gestorben, nichts hinterlassend, als seine Blouse. Es war vielleicht diese.

Ein letztes Wort über Fantine.

Wir Alle haben eine Mutter, die Erde. Man gab Fantinen dieser Erde zurück.

Der Pfarrer glaubte recht zu thun, und er that vielleicht recht, indem er von dem, was Jean Valjean ihm überlassen hatte, so viel Geld als möglich für die Armen zurückbehielt. Um was handelte es sich denn auch übrigens? Um einen Galeerensträfling und eine öffentliche Dirne. Deshalb vereinfachte er die Beerdigung Fantinens bis auf das unbedingt Nothwendige, was man das gemeinschaftliche Grab nennt.

Fantine wurde daher in der unentgeltlichen Ecke des Kirchhofs beerdigt, die aller Welt und Niemand gehört, und wo man die Armen aus dem Gesicht verliert. Zum Glück weiß Gott, wo er die Seele wiederzufinden hat. Man bettete Fantine im Dunkeln unter die ersten besten Gebeine; sie erduldete die Vermischung der Asche. Sie wurde in die öffentliche Grube geworfen. Ihr Grab glich ihrem Bett.

Ende des zweiten Bandes und der ersten Abtheilung.

Druck von R. Gensch in Berlin.

Hugo, Victor

Die Elenden Von Victor Hugo. Deutsch von L. von Alvensleben

Bd.: 2

Berlin 1863